

INHALT

Gesang der Parzen / Goethe	4
Shakespeare und das Theater heute <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien</i>	7
Der Schrei / <i>G. H. Piehler</i>	9
Zur 750-Jahrfeier der See- und Hansestadt Rostock <i>Bibliotheksoberrat Dr. jur. Carl Meltz</i>	10
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (VII). Der dreiflügelige Altar-Aufsatz aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts in der St.-Johannis-Kirche zu Malchin. (2) Die Gemälde <i>Dr. Ulrich Fischer</i>	14
Klaus Groth — Fritz Reuter, Dichter niederdeutscher Heimat <i>Oberstudienrat Dr. Walter Lehmbecker</i>	30
Die Liebende / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	36
Der schwarze Gottvergeß (Das Märchen von der schwarzen Taubnessel) <i>Goede Gendrich</i>	37
Zwei Gedichte / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	43
Eine entomologische Schweizreise 1967 / <i>Dr. Ernst Urbahn</i>	44
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte. VIII (h, 1) Vormarsch von Teilen der Schlesischen Armee vom Rhein. Die Schlachten bei Brienne und bei La Rothière / <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i>	49
Kaukasische Impressionen / <i>Dr. B. Alberti</i>	60
Mittagsglut / <i>G. H. Piehler</i>	72
Herzogin Dorothea Sophie, Gemahlin Herzog Adolf Friedrichs III. von Mecklenburg-Strelitz / <i>Annalise Wagner</i>	73
Zu unseren Texten und Bildern	83
Mohnblume rot . . . / <i>Worte u. Weise v. G. H. Piehler, Satz v. O. Miehler</i>	84
Am Grabe des Vaters / <i>Gerd Tolzien</i>	86
Heimat / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	87
Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (II) <i>Oberstudiendirektor i. R. Dr. Gerhard Brose</i>	88
Oberstudiendirektor i. R. Dr. phil. Rudolf Kleiminger † / <i>Joachim Grehn</i>	96
Reinhard Barby zum 80. Geburtstag / <i>E. Gotsmann</i>	97
Uns' plattdütsch Eck	98
Bücher und Buchbesprechungen	102
De Möllenstrat. As Nistrelitz noch plattdütsch un Residenz wir <i>Regierungsrat a. D. Carl Risch</i>	107
Vermischte Beiträge	119

DM Pf f. Kto Nr. **218006**

Absender:

.....

.....

.....

Zahlkarte

(Mit Schreibmaschine, Tinte oder Kugelschreiber deutlich ausfüllen)

auf DM Pf

(Markbetrag in Buchstaben wiederholen)

..... Deutsche Mark

für **Walter Blank** Konto Nr. **218006**

in **2300 Kiel 1** Postscheckamt **Hamburg**

..... Eingangs-Nr.

Postvermerk

.....

8. 64 // S 1/14 *k
210 x 106, Kl. III f PSchO Anh. 2
(Eingl.-Nr., Namensz. d. Annahmest., Tag u. Monat)

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Gutschriftempfänger

.....

.....

DM Pf

für Konto **Nr. 218006**

PSchA Hamburg

Eingezahlt am

Absender (mit Postleitzahl):

- bitte Druckschrift -

betrifft

Carolinum

(Rechnung, Sassenzeichen, Buchungsnummer)

Für Vermerke des Absenders

Carolinum

Eingez. auf
Kto Nr. **218006** PSchA Hamburg

Einlieferungsschein
~ Bitte sorgfältig aufbewahren ~

..... Deutsche Mark

(in Ziffern)

für

Walter Blank

in **2300 Kiel 1**

Postvermerk

.....

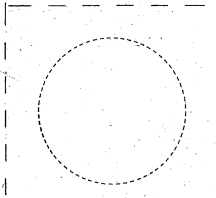
(Eingl.-Nr., Annahmest.)

Einlieferungsschein
(nicht zu Mitteilungen an den Empfänger benutzen)

Gebühr für die Zahlkarte:

(wird bei der Einlieferung bar erhoben)

bis	10 DM	.....	20 Pf
"	50 "	.....	30 "
"	100 "	.....	40 "
"	500 "	.....	50 "
"	1000 "	.....	60 "
"	2000 "	.....	80 "
über 2000 "			
(unbeschränkt)	.....	1 DM	



Bedienen Sie sich der Vorteile
eines eigenen Postscheckkontos!

Auskunft hierüber erteilt jedes Postamt

Für Mitteilungen an den Empfänger

Feld
für
postdienstliche
Zwecke

**Am Marken-Automaten
gewinnt man Zeit
in Raten**

Clemens Pasch: Mädchen mit Hut, 1952

*Aus Richard W. Eichler: Künstler und Werke
J. F. Lehmanns Verlag, München, 1965*



Gesang der Parzen

Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Sie halten die Herrschaft in ewigen Händen, und können sie brauchen, wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt, den je sie erheben! Auf Klippen und Wolken sind Stühle bereitet um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich, so stürzen die Gäste, geschmäht und geschändet, in nächtliche Tiefen, und harren vergebens, im Finstern gebunden, gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben in ewigen Festen an goldenen Tischen. Sie schreiten vom Berge zu Bergen hinüber.

Aus Schlünden der Tiefe dampft ihnen der Atem erstickter Titanen, gleich Opfergerüchen, ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern und meiden, im Enkel die ehemals geliebten, still redenden Züge des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen; es horcht der Verbannte in nächtlichen Höhlen, der Alte, die Lieder, denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt.

Goethe

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



34. Jg. - Nr. 49

Göttingen

Sommer 1968

Alle Rechte vorbehalten
Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben
von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

Shakespeare und das Theater heute

Versuch einer Deutung in Andeutungen

Von Hermann Brunswig

„Die Welt als Traum“ — was anderes ist Shakespeare als seine Grabschrift besagt: „We are such stuff as dreams are made of“, was anderes als ein zuckender Blitz, ein dämonischer Spuk, unheimlich und unwirklich, der unerkant durch die Welt fuhr, so unheimlich und unwirklich, daß man darauf verfiel, seine Existenz überhaupt zu leugnen. Doch unwiderleglich ist er auf uns gekommen, unwiderleglich durch seine Werke. Es mag Dichter geben, größer als ihn, aber keinen, der heute noch so die Geister bewegt, so all ihre Tiefen durchfurcht. Welche der tausend Seelen, die Goethe ihm zuspricht, gehörte ihm wirklich? War er Aristokrat, Plebejer, Prophet, Politiker, Jesuit, Wucherer, Menschenfeind, Liebender, Geisteskranker, Puritaner, Mystiker, Agitator oder, wie Tolstoi meinte, im Grunde nur ein mäßiger Schriftsteller? Will man das Wesen dieses unfaßbaren Mannes in e i n e m Wort fassen, so nur —, er war der vollkommenste Schauspieler, der je auf Erden gewandelt. Je mehr die Wissenschaft sich dem authentischen Shakespeare nähert, je mehr erkennt sie die eminente Theaterverhaftung dieses Mannes, erkennt, daß zwischen dem Dichter und dem Mann des Theaters keine Grenze sich ziehen läßt.

Dieser kleine Schauspieler und Wanderbühnendichter steigert sich in wenigen Jahren durch immense Bühnentechnik und ein erstaunliches Repertoire von Erfolg zu Erfolg, zu Glanz und Größe empor: ein Bühnengenie, wie es kein zweites gab; ein Mann des Theaters, dem die Welt gerade recht war, sie als seinen Traum auf die Bretter zu zwingen. Komödien, Historien, Tragödien, Stoffe antiker und neuerer Zeit, Fabel, Geschichte, Legende und Sage, die ganze Agonie der sterbenden Renaissance in ihrem erlesensten, tiefsten Sinne noch einmal zum Abschied zusammengerafft, — das ist das Werk dieses Mannes, vulkanisch herausgeschleudert ans Licht, lodernnd von Leidenschaft und züngelnd umflammt, umgeistert vom Hohngelächter der Hölle, umrauscht von der Flut ungemessener Tränen. Zwischen Chaos und Mysterium zieht er kometengleich seine Bahn.

In einer Zeit des Verfalls ruft die Renaissance auf zu neuem Beginn, proklamiert die Erneuerung einer totgesagten göttlichen und irdischen Ordnung. Sie kennt Tod, Finsternis und Verwesung, weiß aber auch um die Glorie des Aufstiegs zum Licht und zur Wahrheit. Der wirtschaftlichen, der politischen Umwälzung entspricht eine geistige Krise von ungeheurem Ausmaß, ein unergründliches Drama der Wirklichkeit, dem das Theater Shakespeares seinen Ursprung verdankt. Die Kluft zwischen Einst und Jetzt, zwischen Geist und Materie, zwischen Ideal und Realität, — das ist die Welt des elisabethanischen Menschen. Schon Marlowe bringt zwiespältige, tiefverderbte Gestalten auf die Bühne, macht die Szene zum Tribunal, aber als er 1593 unter dem Messer eines Rasenden stirbt, fällt es Shakespeare zu, die geistige Tragödie dieser, — seiner — Epoche zu gestalten.

„. . . schief ist alles;
Nichts grad in unsrer fluchbeladnen Menschheit
Als offne Schurkerei . . .“

Mit den Stichworten Verbrecher, Wahnsinn, Unsicherheit, Selbstverlust, Doppelseitigkeit offenbart sich bereits, wie nah Shakespeares Theater uns, wie nah das unsere

dem seinigen steht. Um 1600 herum verflüchtigt sich das Hochgefühl der Renaissance im „Manierismus“, dem irisierenden Übergang zum Barock. „Merry Old England“ versinkt in Melancholie, Zweifel, Verzweiflung. Die mittelalterliche Welt zerbricht vor den Entdeckungen der christlichen Seefahrt, zerbricht mit dem Untergang des ptolemäischen Systems, verliert sich in Gefühlen der Angst, der Leere, der Unsicherheit. Der Mensch fühlt sich kosmisch und religiös entwurzelt, sieht alle Traditionen vor dem Sturmwind einer neuen Zeit verweht und zerfetzt; eine eifernde, bohrende Neugier verwirrt seine ständig fragende Seele; Unrast, Ratlosigkeit, Enttäuschung werden ihm immer stärker bewußt. Damals wie heute sucht so mancher mehr, als er je zu finden hoffen kann. Probleme, Selbstbespiegelung, Traum, Überwelt werden mit gewichtigem Anspruch, oft mit Wichtigtuerei behandelt in einer bildüberladenen, dialektisch gespannten Sprache, in der das geschriebene wie das gesprochene Wort nur so keucht unter lastendem Beiwerk; betonte Geheimnistuerei und affektierte Kostbarkeit täuschen über den leeren Inhalt hinweg. All diese fragwürdigen „Manierismen“ hat Shakespeare verspottet und doch vieles davon selber entwickelt und übernommen. Denn gegenüber all dieser Halbheit und Unreife bedeutet er die volle Naturkraft der elisabethanischen Zeit, der er das Gepräge, sein Gepräge gibt, ein brausender Sturm, der über alles hinwegfegt.

Selbstverlust ist das Thema seiner Tragödien, Selbstbefreiung entfaltet sich im Spiel seiner Komödien, in denen doch immer der dunkle Gegenklang leise vernehmlich bleibt. Schon in der „Komödie der Irrungen“ einem Stück seiner Frühzeit, verlieren die Menschen sich selber. Für diese Sprache hat unsere Zeit ein sehr offenes Ohr. Wie heute sucht man im elisabethanischen England im Ungeheuren, Abnormen, im Absurden das Unbedingte, das Wesentliche zu erfassen. Gleich unserm modernen Theater gehen die „Manieristen“ jener Zeit auf Schockwirkungen (Titus Andronicus) aus, zeigen den Menschen in der Entscheidung, die für uns heute zwischen bewußt-unbewußt, damals zwischen Schein und Sein liegt. Daher damals wie heute die große Bedeutung der Ironie, die das Doppelgesicht aller Dinge verrät, hinter der aber immer die dunkle, die heutige, die ewige Frage Learns steht: „Was ist der Mensch? Wer kann mir sagen, wer ich bin?“ Das Thema der Identität, des Identitätsverlustes, der ganzen Identitätsproblematik, wie sie uns heute bei Frisch, bei Günter Eich, bei Kafka begegnet, klingt in Shakespeares Dramen immer wieder an. Er stellt den Menschen hin, wie er ist, das unerklärliche Geschöpf, das das Chaos in sich mit herumträgt, Held und Feigling, Nonne und Dirne, Engel und Satan, alle hausen in ihm beieinander.

Daneben steht das rein Formale, das uns moderne Menschen an seinem Theater so fesselt und ständig von neuem berückt, — diese Polyphonie seiner Kunst mit Fuge, Variation, Umkehrung, Dissonanz, Spiel im Spiel, Vielschichtigkeit, Labyrinth. Spielt dieses Theaterorchester Shakespeares nicht auf den gleichen Instrumenten wie das unsrige heute? Nichts brauchen wir in sein Theater hineinzulegen oder zu — deuteln, um unsere Welt in der seinen zu finden. Beide spielen in einer Zeit der Entdeckungen, der Neuentdeckung des Wirklichen wie des Unwirklichen, das damals als Traum, als Überwelt, als Jenseits, als Imagination in Erscheinung tritt. Unsere Zeit hat den Menschen entwirklicht, hat die abstrakte Kunst entwickelt, sieht alle Kunst überhaupt nur als ein Sichtbarmachen des Unsichtbaren, des Unwirklichen an. Die künstlichen Paradiese und die Höllen der Erinnerung, der Vision, der Phantasie prägen weithin das Gesicht des modernen Theaters. In Metaphern, in Anspielungen, Sprüchen, in Vor- und Rückdeutungen aller Art, wo Abwesendes, Vergangenes, Zukünftiges ständig in die Bühnenwirklichkeit hineinragt, wird eine kunstvolle Verschränkung des Wirklichen mit dem Nichtwirklichen erreicht. Das alles finden wir schon in Shakespeares Spielen virtuos

seinen dramatischen Zwecken dienstbar gemacht, nicht einfach nebeneinander gestellt, sondern miteinander innig verflochten als Motiv und formende Kraft im Bau seiner Stücke, ein vollendetes Gleichnis jenes Gleichgewichtes zwischen Außen- und Innenwelt, um das noch heute ein jeder von uns täglich von neuem zu ringen hat. Mit ihm fühlen wir die großen Fragen des Daseins, mit ihm schwimmen wir im mächtigen Strome des Lebens.

Daher wird er immer wieder als Quell der Erfrischung, der Erneuerung empfunden, der uns den Göttertrank des ewigen Lebens zu spenden vermag. Daher die unaufhörliche Reihe der Shakespeare-Aufführungen an allen Theatern der Welt, daher die unablässige Bemühung um die richtige Interpretierung seiner Dichtung. Die leicht romanisierende, im wesentlichen treue Schlegel-Tiecksche Übertragung hat uns Deutschen seine Werke so nahe gebracht, daß wir sie als die eines deutschen Dichters empfinden, lesen und aufführen. Der Streit — ob Bühne, ob Lektüre ist müßig. Jede Aufführung kann dem Einzelnen eine neue Seite von Shakespeare offenbaren, jede Lektüre ihm neue Schönheiten und Zusammenhänge aufzeigen. Er hat der Wirklichkeit wie der Nichtwirklichkeit Sprache verliehen, — unsere Sprache, —und so finden wir in ihm überall unsere Gegenwart wieder. Wie er sich in die verschiedensten Menschen zu verwandeln vermochte, so atmen in ihm auch alle vergangenen und zukünftigen Zeiten. Denn nach Ben Jonsons Wort „He was not of an age, but for all“ gehört er nicht einer Zeit an, sondern allen.

Der Schrei

Jede Nacht,
jede Nacht
schreit der reißende Wolf.
Jeden Tag,
jeden Tag
brennt der gleißende Golf.

Wollte doch,
o wollte doch
nur der Schrei vergehn —
und nicht noch
am blauen Tag
in der Stille stehn!

G. H. Piehler

Zur 750-Jahrfeier der See- und Hansestadt Rostock *)

von Carl Meltz

Kurz vor ihrer Mündung in die Ostsee verbreitert sich die Warnow boddenartig zum Breitling. Dort liegt die Hanse- und Universitätsstadt Rostock. Sie leitet ihren Namen her von einer wendischen Siedlung auf dem rechten Flußufer, benachbart dem Heiligum der abodritischen Kessiner auf dem heutigen Schloßberg bei Fresendorf. Die wendische Siedlung wird 1160 von den Dänen zerstört und 1170 von dem Abodritenfürsten Pribislaw wieder aufgebaut.

Auf dem linken Warnowufer entsteht, seit 1189 urkundlich nachweisbar, eine deutsche Kaufmanns- und Bürgersiedlung. Diese deutsche Siedlung wird 1218 zur Stadt erhoben und mit lübischem Recht bewidmet. Seit 1229 ist sie Sitz der Herren von Rostock. 1265 schließt die erste deutsche Niederlassung sich mit ihren nach ihr weiter westlich gegründeten Schwestern, der Mittel- und der Neustadt, zusammen. Diese drei zunächst selbständigen Städte mit ihren vier großen Pfarrkirchen, die bis 1942 weithin das Stadtbild beherrschen, wachsen bald zu einem einheitlichen Gemeinwesen zusammen, das trotz mancher innerer Wirren und Kämpfe mächtig und angesehen dasteht.

Als nach dem Sturz Heinrichs des Löwen der deutsche Einfluß zunächst zurückgeht und sich auch später immer wieder gegen die dänischen Herrschaftsbestrebungen durchsetzen muß, schließen Hansestädte unter Lübecks Führung 1283 mit benachbarten Fürsten das Rostocker Landfriedensbündnis, um sich gegen neue Angriffe Dänemarks zu schützen. Gleichwohl gerät Rostock 1301 bis 1323 unter dänische Oberhoheit. Seit 1352 gehört die Stadt den Schweriner Herzögen und bleibt bei späteren Landesteilungen gemeinsam, bis sie nach dem Erlöschen der Linie Güstrow bei der letzten mecklenburgischen Landesteilung 1701 endgültig an Schwerin fällt, allerdings unter Wahrung ihrer Sonderrechte.

Rostock gehört durch seine geographische Lage, die die Stadt zu einem idealen Stapel- und Umschlagplatz für Handelsgüter und Waren aus allen Himmelsrichtungen macht, zu den geborenen Hansestädten. Sie zählt zu jenen Ostseestädten, welche an einer Flußmündung am Schnittpunkt des Seewegs mit einem ins Binnenland führenden Wasserwege als Einfallstor von See her ins Hinterland liegen. So steht Rostock von Anbeginn an in dem hansischen Zusammenhang. Die hansischen Gegebenheiten und Erfordernisse bestimmen Entwicklung und Schicksal Rostocks. Zugleich ist Rostock aber auch eine mecklenburgische Landstadt. So sehr es sich als seine Selbständigkeit auch zu wahren vermag und bisweilen den Freien Reichsstädten an Unabhängigkeit kaum nachsteht, so hat es doch mit Einengungen und Bindungen zu rechnen, je mehr sich die mecklenburgische Territorialgewalt festigt. Es muß besonders in der hansischen Spätzeit im mecklenburgischen Lager stehen. Gerade in Krisenzeiten der Hanse macht dieser Zwiespalt sich bemerkbar.

Den deutschen Ostseeraum beherrscht im Mittelalter der mächtige hansische Städtebund, der nicht eigentlich gegründet wird, sondern aus dem politischen und wirtschaftlichen Kräftefeld seines Machtbereiches entsteht. Der Hanse gehören seit dem 14. Jahrhundert nicht nur alle bedeutenden Seestädte der Nord- und Ostseeküste an, sondern auch zahlreiche west- und norddeutsche Binnenstädte. Als Gesamtheit besitzt die Hanse Niederlassungen, besonders in Osteuropa und Skandinavien. Daher rühren Rostocks enge wirtschaftliche und kulturelle Verflechtungen mit dem Norden, die auch nach Gründung der Universitäten Uppsala 1477 und Kopenhagen 1479 den Zustrom skandinavischer Studenten zur alma mater Rostochiensis nahezu unvermindert fließen lassen.

*) Vgl. hierzu den Aufsatz des Verfassers: „Mecklenburg und Rostock — Geschichtliche Streifzüge“, in Jg. 28, 1962, H. 35, S. 70 ff.

1418 gibt sich die Hanse, der längst die Bedeutung einer Großmacht zukommt, eine einheitliche Verfassung. Schon 1293 bzw. 1418 wird Lübeck von allen Hansestädten als Vorort und Oberhof in Rechtssachen anerkannt. Aus dem weithin im Ostseeraum und darüber hinaus verbreiteten lübischen Recht entwickelt sich das Rostocker Stadtrecht. Es gilt, soweit nicht die sog. Reichsjustizgesetze schon einzelne Stücke herausbrechen, in seinen privatrechtlichen Teilen bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich am 1. Januar 1900.

Die Universität Rostock wird 1419 gemeinsam von den Herzögen zu Mecklenburg und der Stadt gegründet. Bezeichnenderweise ist dabei die Hansestadt der treibende Teil. Das Interesse der Hanse an dieser ersten Universitätsgründung in ihrem engeren Bereich und im Ostseeraum liegt auf der Hand. Die Hanse verwendet sich beim Papst für die Bewilligung der zunächst wegen des freien Geisteslebens in Rostock verweigerter theologischen Fakultät. Als noch im 15. Jahrhundert die Universität nach Greifswald übersiedelt, weil Rostock in Acht und Bann getan ist, und später zurückkehren will, setzt die Hanse sich für die Rückkehr nach Rostock ein, welche die über den Auszug empörte Stadt zunächst verweigert. Der Schwerpunkt der Universität liegt bei der juristischen Fakultät. Das muß als Folge der vielfältig mit Rechtsfragen verknüpften hansischen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen gewertet werden. Auch die 1432, eingerichtete theologische Fakultät, die gewöhnlich an erster Stelle steht, erlangt kaum das Übergewicht über die juristische.

Die Rostocker Universität, als „Leuchte des Nordens“ im Mittelalter berühmt, bildet während des 16. und 17. Jahrhunderts eine Hochburg des Luthertums. Sie sinkt in den folgenden beiden Jahrhunderten fast auf die Stufe einer Landesbildungsanstalt herab. Von 1760 bis 1789 treten die vom pietistischen Herzog berufenen Professoren zu einer neuen Universität in Bützow zusammen; die vom lutherisch gesonnenen Rat der Stadt eingesetzten Hochschullehrer bleiben in Rostock.

Schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert nimmt die Universität wieder einen kräftigen und nach dem ersten Weltkrieg verstärkten Aufschwung. Als Markstein in ihrer Geschichte steht 1919 die Halbjahrtausendjubelfeier mit Sven Hedin als Ehrengast, an dessen Seite der spätere Ratzeburger Domprobst Hans Henning Schreiber den Festkommers der Studentenschaft leitet.

Nach dem zweiten Weltkrieg verschwindet die Juristische Fakultät. Die Studentenzahl steigt fühlbar an. Dazu tragen zwei neue Fakultäten bei, die Ingenieurökonomische (aus der Wirtschaftswissenschaftlichen hervorgegangene) Fakultät und die Technische (ursprünglich Schiffsbautechnische) Fakultät; dazu tritt 1966 eine wissenschaftliche Sektion Agrarökonomie, entstanden aus dem Zusammenschluß fachlich verwandter Institute.

Auf den auch in Rostock abgehaltenen Hansetagen nimmt Lübeck den ersten Platz ein und „hält das Wort“. Köln, das Lübeck zeitweilig den Rang streitig macht, steht an zweiter Stelle. Um den dritten Platz ringen Hamburg und Bremen. Diesen Schwierigkeiten hilft schließlich die „zweiseitige“ Sitzordnung ab; der runde Tisch ist damals noch unentdeckt. Bremen sitzt rechts von Köln und damit auf einem dritten Platz, Hamburg links von Lübeck und damit auf einem zweiten. Auf Bremen folgt Rostock — mithin an vierter Stelle —, Stralsund und Wismar, auf Hamburg Dortmund und Lüneburg.

Die Hanse ist in Quartiere eingeteilt, in das westfälische mit Köln, das preußische mit Danzig, das sächsische mit Braunschweig und das wendische mit Lübeck als Vorort. Das wendische Quartier, dem Rostock und Wismar angehören, ist führend, nicht durch Satzung oder förmlichen Beschluß, sondern allein durch die lebendige Entwicklung, welche die hansische Welt auszeichnet. Im übrigen ist der als geographischer Begriff benutzte Name wendisches Quartier dafür bemerkenswert, daß man sich der slawischen Zwischenzeit nicht schämt, sondern die Wenden als voll- und gleichberechtigte Mitglieder der mittelalterlichen europäischen Völkerfamilie ansieht. Auch die Rostocker Burschenschaften tragen die Namen wendischer Volksstämme.

Die überragende Bedeutung Lübecks spiegelt sich auch auf kulturellem Gebiet wider. Lübeck ist seit 1473 die erste Frühdruckstadt in Norddeutschland und im Ostseeraum. Sie bleibt auch die bedeutendste. Bereits drei Jahre später werden auch in Rostock Bücher gedruckt. Die Brüder vom gemeinsamen Leben, in Rostock Michaelisbrüder, Fraterherren oder fratres domus viridis horti genannt, bringen 1476 die schwarze Kunst Johann Gutenbergs nach Mecklenburg. Von ihren Drucken sind viele nur noch in einem Stück erhalten. Ungewöhnlich viele der auf unsere Zeit gekommenen Exemplare befinden sich in nordischen Bibliotheken. Das ist kaum zufällig, sondern erklärt sich aus den vielfältigen und engen Wirtschafts- und Kulturbeziehungen mit den skandinavischen Ländern. Die Michaelisbrüder drucken nicht nur kirchliche Literatur in Latein, sondern auch weltliche Schriften in Niederdeutsch. Darunter befinden sich Kleinstdrucke, die als Amtsdrucksachen gelten können. Niederdeutsch ist damals noch die Amtssprache. Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind fünf Michaelisbrüderdrucke in Dänisch bemerkenswert.

Rostock zählt 1410 fast 14 000 Einwohner und zwei Menschenalter später nur noch etwa 11 000. Damit ist Rostock noch durchaus eine große Stadt. Lübeck, die 1143 durch Graf Adolf von Schauenburg gegründete ungekrönte Königin der Hanse, weist 1410 rund 17 000 Einwohner auf und hat auch in den Zeiten seiner höchsten Blüte kaum mehr als 22 000. Größer als Lübeck sind im Reich nur Prag, Köln, Nürnberg und zeitweilig auch Hamburg sowie in Flandern Brügge und Gent. Um noch ein Zahlenbeispiel zu bringen, seien die Bewaffneten angeführt, die 1362 gegen Waldemar Atterdag von Dänemark gestellt werden: Lübeck 600, Rostock und Stralsund je 400, Wismar, Greifswald und Stettin je 200, Kolberg 100, Stargard in Pommern und Anklam je 50 und Kiel 40.

1880 hat Rostock 37 000 Einwohner, zur Jahrhundertwende 55 000. 1924 sind es 68 000. Das Seebad Warnemünde zählt damals unter 7000 Seelen. Von 121 000 Einwohnern 1939 sinkt die Einwohnerzahl 1946 auf 115 000 ab. Der gegenwärtige Stand beläuft sich auf etwa 190 000. Ganz neue Stadtteile: Reutershagen, Lütten-Klein, Südstadt erweitern das Stadtgebiet immer noch weiter. In nicht allzu ferner Zeit soll die Einwohnerzahl das zweite Hunderttausend erreichen.

Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Rostock wiederholt Residenz der Landesherrn. Mit ihnen liegt die Stadt allerdings seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts fast ununterbrochen im Streit. Erst der „Grundgesetzliche neue Erbvertrag“ von 1788 schafft ein mehr ausgeglichenes Verhältnis. Die Stadt erkennt die von ihr seit dem Westfälischen Frieden immer wieder energisch bestrittene Landeshoheit des Herzogs an. Dieser bestätigt dafür fast alle städtischen Privilegien. Rostock behält somit praktisch seine Vorrechte, die es fast wie einen Staat im Staate erscheinen lassen. Er nimmt innerhalb der Landesherrschaft eine bevorzugte Stellung ein und entsendet in den Landständischen Landtag drei Abgeordnete, darunter einen ins Direktorium, und hat außerhalb des Landtags einen Sitz im engeren Ausschuß. Die Hanse- und Seestadt Wismar sowie die Vorderstädte Güstrow, Neubrandenburg und Parchim haben je zwei Abgeordnete. Die übrigen Städte verfügen über je einen Abgeordneten und Neustrelitz lediglich über einen Beobachter ohne Stimmrecht.

Rostocks Schiffe führen auf den Weltmeeren den gelben Rostocker Greif auf blauem Grunde. 1885 sind in Rostock 311 seegehende Schiffe gegenüber 36 in Wismar beheimatet. Vor dem Anschluß Mecklenburgs an den Deutschen Zollverein besitzt Rostock die größte Handelsflotte unter den Ostseestädten.

Der durch Schifffahrt und Handel erworbene Wohlstand findet seinen äußerlich sichtbaren Ausdruck im Stadtbild. Mit seltener Großartigkeit zeigt dies Vicke Schorlers „Wahrhaftige Abcontrafractur der See- und Hansestadt Rostock“. Auf einer fast 19 Meter langen und etwa 60 Zentimeter hohen Rolle hält er von 1578 bis 1586 in zwei farbigen Streifen mit nahezu photographischer Genauigkeit jede bauliche Einzelheit seiner Heimatstadt für die Nachwelt fest. Dieses Bild großartiger Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Antlitzes einer nordischen Hansestadt gehört längst der Vergangenheit an. Mehr als 700 und damit etwa die Hälfte der Bürgerhäuser fällt 1677

einem großen Brande zum Opfer. Weitere starke Breschen schlägt der Unverstand gegenüber dem gotischen Baustil besonders im 19. Jahrhundert. Was an Bürgerhäusern noch übrig bleibt, vernichten bis auf kärgliche Reste die Bombennächte des April 1942.

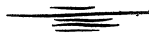
Von den eindrucksvollen Zeugen einer großen hansischen Vergangenheit stehen unversehrt vornehmlich nur noch das Rathaus mit seinen sieben Türmen und dem Renaissancevorbau, die wichtige spätgotische Marienkirche mit ihrer astronomischen Uhr und die sieben Stadttore. Die Stadtmauer zwischen Kröpeliner Tor und Fischerbastion (Kanonenberg) fällt vor wenigen Jahren der Spitzhacke zum Opfer. Auf der gleichen Strecke wird der Wallgraben zugeschüttet. Der Neue Markt, jetzt Thälmannplatz genannt, büßt seine Giebelhäuser fast restlos ein und verliert damit sein charakteristisches Gepräge. Petri- und Nikolaikirche, beide stark beschädigt, werden zunächst notdürftig wieder als Gotteshäuser eingerichtet. Aber die 127 Meter hohe schlanke Spitze des Petrikirchturms ragt nicht mehr in den Himmel, schon auf der Ostsee den heimkehrenden Schiffern von ferne das näherkommende Rostock ankündigend. Die Trümmer der Jakobikirche werden in der Nachkriegszeit restlos beseitigt. Die alten Universitätsgebäude stehen unversehrt. Der Bücherbestand der Universitätsbibliothek erleidet nur geringe Verluste.

Die mehr als zur Hälfte vom Bombenhagel des April 1942 zerstörte Innenstadt er steht unter teilweiser Veränderung der Straßenfluchten im modernen Baustil wieder. Außerhalb des mittelalterlichen Stadtkerns und seiner späteren Erweiterungen bieten neuentstandene Stadtteile immer mehr Einwohnern Platz. Die frühere Hansestadt und der eingemeindete Hafenort Warnemünde wachsen räumlich immer mehr und näher zusammen.

Der neue Überseehafen Rostock-Petersdorf entlastet den alten Hafen. Die großen Werften, das Dieselmotorenwerk, weitere Betriebe des Maschinenbaues, der Elektroindustrie und der Holzbearbeitung, das Fischkombinat in Marienehe sowie andere Werke und Betriebe bestimmen das Wirtschaftsleben und prägen das Antlitz der Stadt mehr, als dies die demgegenüber trotz aller Förderung nicht mehr so sehr im Mittelpunkt gebliebene Universität vermag.

Die Bauten des Sozialismus in der Langen Straße legen sich quer vor die zum Hafen führenden Straßen und sperren nicht nur bildlich die Seestadt von ihrem Hafen ab, sondern in gewissem Umfange auch verkehrsmäßig. Dabei wird größter Wert auf den Ausbau des Hafens gelegt und sein Fassungsvermögen erheblich erweitert, um von dem Hamburger Hafen unabhängig zu werden. Trotzdem bilden Handel und Schifffahrt nicht mehr wie einst die ganz überwiegenden Mittelpunkte des privaten wie öffentlichen Daseins und Interesses, auch nicht die stark geförderte Universität mit der gegenüber früher mehr als verdoppelten Studentenzahl. Die großen Werften in Rostock und Warnemünde stehen unverkennbar im Vordergrund. Andere Industriezweige müssen hinter ihnen zurücktreten, haben aber dennoch teilweise Vorrang vor der Universität.

Das Leben in Rostock ist anders geworden, das äußere Stadtbild auch. Den markanten Mittelpunkt der aus dem Mittelalter überkommenen gewesenen Stadtsilhouette bildet zwar immer noch der wuchtige, zum Himmel ragende Backsteinbau der Marienkirche, aber allein und nicht mehr in harmonischem Zusammenklang mit den drei anderen großen mittelalterlichen Pfarrkirchen. Der hansische Geist lebt nicht mehr oder führt im Hintergrunde ein verborgenes Schattendasein. Mancher alte Rostocker würde sich heute in seiner Heimatstadt nicht mehr zurechtfinden.



Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (VII)

Von Ulrich Fischer

Der dreiflügelige Altar-Aufsatz aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts in der St.-Johannis-Kirche zu Malchin.

(2) Die Gemälde

(Die Wiedergabe aller Abbildungen erfolgt mit freundlicher Genehmigung der „Deutschen Fotothek Dresden“, Augustusstraße 2, vom 17. 12. 1965.)

Ein selbst nur wenig geschulter Kunstliebhaber wird auf den ersten Blick feststellen, daß es sich bei den Gemälden des Malchiner Triptychons um Bilder handelt, die der Gotik zuzuschreiben sind.

Es ist die Zeit von 1150 bis 1450, die diesen Stil hervorgebracht hat.

Im ersten christlichen Jahrtausend hatte ein ganz anderer Kunstwille geherrscht, der der Individualität des Künstlers keinen Spielraum ließ. Die Unendlichkeit des Jenseits sollte zum Ausdruck gebracht werden; die Dinge dieser endlichen Welt sollten überwunden werden.

Dies äußerte sich in der Malerei praktisch so, daß die Personen eines dargestellten Vorgangs, ungerührt von dem Geschehen, mit erstarrten Gesten und Mienen, den Blick senkrecht aus dem Bild herausgerichtet, nebeneinander in einer Fläche angeordnet erschienen.

Es ist durchaus möglich, daß die zu Anfang des 13. Jahrhunderts in romanischem Stil erbaute und im Januar 1247 vom Bischof von Camin eingeweihte St.-Johannis-Kirche zu Malchin ursprünglich — ebenso wie die Kirchen von Toitenwinkel, Bentwisch, Teterow usw. — mit frühmittelalterlichen romanischen Kunstwerken, etwa Fresken, geschmückt gewesen ist. Sie wurden aber wohl alle durch den großen Kirchenbrand von 1397 zerstört. Denn an den schwachen Resten des ersten Baus im Süden der heutigen Kirche, die noch romanische Bauelemente aufweisen, hat man bisher nichts Derartiges festgestellt.

Zwischen der Einweihung und dem Brand der Kirche liegen genau 150 Jahre. In dieser Zeit hatte die Gotik ihren Siegeszug vollendet. Der Übergang zur neuen Kunstform stellt einen völligen Umbruch dar, eine Abkehrung von der mittelalterlichen Ideenwelt.

Eine Blütezeit der gotischen Tafelmalerei können wir in Deutschland zuerst in den dichter besiedelten Gauen feststellen; so z. B. am Bodensee, wo bald nach 1400 die internationalen Konzile von Konstanz und Basel mit ihrem geistlichen und weltlichen Prunk den Künstlern Anregungen gaben und Aufträge einbrachten. Doch auch um München und Stuttgart herum blühte die Kunst; besonders aber am Niederrhein mit dem Zentrum Köln und in Westfalen, wo Soest, das damals größer als Hamburg war, den Mittelpunkt bildete. Die hochentwickelte Malerei in den Niederlanden, die damals noch zum Deutschen Reich rechneten, machte ihren belebenden Einfluß erst allmählich über alle deutschen, ja europäischen Bezirke geltend und drang erst verhältnismäßig spät bis nach Niedersachsen, Hamburg, Lübeck und östlicheren Hansestädten vor. Von einer malerischen Tradition können wir hier allerdings kaum sprechen, wenn man auch eine gewisse Entwicklung seit dem Wirken des sogenannten „Meisters Francke“ im frühen 15. Jahrhundert bemerken kann.

Das Wachstum der Städte seit dem 12. Jahrhundert und ihr zunehmender Wohlstand kamen der Entfaltung der Gotik zugute. Die wirtschaftliche Prosperität ab 1400 steigerte die Nachfrage der Städte und Kirchen nach Altären. So sind z. B. im 15. Jhd.

allein für das Ulmer Münster 50 Altäre gestiftet worden. Dieser Nachfrage entsprach eine ungemaine Zunahme der Maler- und Bildhauer-Werkstätten, die sich mit der Anfertigung und Lieferung ganzer Kirchen-Ausstattungen befaßten und Handwerker und Künstler verschiedenster Art beschäftigten: Tischler, Steinbildhauer, Bildschnitzer, Tafelmaler, Vergolder, Faßmaler usw. (Faßmaler bedeutet dabei einen Handwerker, der die Fassungen, also das Rahmenwerk von Bildern, Altären, aber auch die Schnitzfiguren selber bemalte, wie z. B. auch beim Malchiner Triptychon). Da man im Mittelalter die bildenden Künstler als einen Teil eines Handwerker-Teams ansah, war kein Grund vorhanden, ihre Namen besonders hervorzuheben oder für die Zukunft festzuhalten.

So kommt es, daß man über die gleichzeitigen italienischen Maler leicht Bücher schreiben kann, weil die Namen und andere Daten der Künstler und ihrer Werke aufgezeichnet sind, während wir im Norden nicht einmal wissen, ob „der Meister Francke“ wirklich so hieß; ob er aus Straßburg oder Holland kam; ob er außer in Hamburg auch in Lübeck eine Werkstatt unterhielt. Es ist daher sehr schwierig, Näheres über die Entstehung der Malchiner Altarbilder festzustellen.

Trotz des Sieges des gotischen Stils, der letzten, a l l e Kunstgattungen umfassenden künstlerischen Ausdrucksform des Mittelalters, kann man gelegentlich noch k o n s e r v a t i v e s F e s t h a l t e n a n d e r a l t e n byzantinischen Ikonographie beobachten.

Noch nicht alles Dargestellte ist von individuellem Leben erfüllt. Die Farbe hat noch nicht ganz ihre Aufgabe erfaßt: Das Malen ist vielfach noch ein kolorierendes Zeichnen. Auch der alte überirdische Goldhimmel verschwindet noch nicht so schnell (wie z. B. beim „Meister Francke“). Landschaft und Architektur werden noch nicht akkurat nach der Natur gezeichnet und gemalt, sondern haben noch einen s y m b o l h a f t e n Charakter: Drei oder fünf steif gemalte Bäume stehen für einen ganzen Wald; acht Tiere für eine Herde; ein deutlich von Wasser umflossenes Stückchen Land für eine Insel; zackige Felsspitzen sind Symbole dafür, daß sich das Geschehen in einem fernen biblischen Land abgespielt hat, wo es nach Aussage der Kreuzritter kahle Berge gibt, wie man sie aus eigener Anschauung nicht kennt. Auch das große Tor, die Mauern und Häuser (Bild IV,4: Johannes auf Patmos) sind nur Symbole für wirkliche Bauwerke.

Altertümlich ist auch die Verwendung von Schriftbändern, von Gloriolen mit den Namen der betreffenden Heiligen — nur Jesu Heiligenschein bedarf keiner Schrift —; die statuarische Haltung mancher Figuren; die weihevollen, noch ganz frühmittelalterliche Stimmung; die mangelnde Beherrschung der Wiedergabe von Bewegungsvorgängen; die zu weit getriebene Schilderung von Nebensachen und noch manch anderes.

Besonders im Argen liegt die P e r s p e k t i v e , deren Gesetze man mehr oder minder gefühlsmäßig beachtet; doch mit der geometrischen oder Linear-Perspektive, der zufolge sich parallele Linien (z. B. des Fliesenmusters), in einem Schnittpunkt am Horizont vereinigen, hapert es noch sehr.

Daß man sich aber um eine perspektivische Tiefenwirkung bemüht, sieht man daran, daß bei nicht weniger als 6 von den 16 Bildern ein Fliesenboden verwendet wurde, der doch nur dazu dienen sollte, eine Raumtiefe vorzutäuschen. (Erst die wissenschaftlich-künstlerischen Erkenntnisse des Genies Lionardo da Vinci (1452—1519) bringen hier Klarheit, die aber erst nach dem Verglühen der Gotik der Renaissance zugute kommt.)

Man merkt der Malerei dieser Zeit, insbesondere auch der des Malchiner Altars, ein noch etwas ungeschicktes Ringen um die angestrebten Ziele des g o t i s c h e n N a t u r a l i s m u s a n .

Am wichtigsten erscheint dem Künstler — und das ist durchaus g o t i s c h — die Klarheit des Ausdrucks, die plastische Durchmodellierung der einzelnen Personen, die scharfe Charakterisierung, die Leichtverständlichkeit des Veranschaulichten.

Dabei spürt man, daß dem Künstler die liebsten Themen n i c h t d i e s i n d , bei denen etwas Schreckliches, Dramatisches geschieht, das durch heftige Gebärden und wilde Gesichter auszudrücken wäre, sondern mehr die Schilderung innerlicher Vor-

gänge: Wie der Einzelne sich mit seinem schweren Los abfindet, die Tränen in sich hinabwürgt, seinen Schmerz meistert. Die Themen der Verkündigung, des Mutterglücks, der Anbetung liegen ihm besser als die Marterszenen.

Wir haben es hier nicht mit der eleganten Stadt- und Hofkunst zu tun, sondern mit einer einfachen **V o l k s k u n s t**, die mehr Wert darauf legt, die Vorgänge seltsam, staunenswert und anekdotenhaft zu erzählen, als sie einem anspruchsvolleren Publikum schmackhaft zu machen.

Das rührend Naive in Haltung, Gebärde und Gesichtsausdruck der Menschen veröhnt mit manchen Unzulänglichkeiten der Darstellung.

Doch betrachten wir die Gemälde einmal näher:

Die vier Tafeln des Malchiner Altars bestehen aus je 4 Bildern von 83×91 cm.

I. Die Tafel, die wir zuerst betrachten, schildert die **J u g e n d z e i t C h r i s t i**.

I. 1. Am besten beginnt man mit dem Bild unten rechts, der **V e r k ü n d i g u n g**. Maria, prächtig gekleidet, stets durch eine große leuchtende Gloriole als „virgo Maria mater domini“ ausgewiesen, saß augenscheinlich vor einem Schrank mit schrägem Pultdeckel und las in dem darauf liegenden heiligen Buch, als der leuchtende Engel des Herrn zu ihr trat, „wie vom Sturmwind hergeweht“, und die bedeutungsvollen Worte sprach: „Sei gegrüßt, Gebenedeite, der Herr sei mit Dir!“ (Ave gracia plena dominus tecum — sagt das Spruchband.)

Erschrocken und abweisend, als hätten ihre Ohren etwas Unziemendes gehört, hebt Maria die rechte Hand, während die linke von dem Gebetbuch sinkt.

Der Gesichtsausdruck und die Haltung der beiden Personen ist von unendlicher Reinheit und Lieblichkeit.

Das ausdrucksvolle Spiel der Hände mit den überschlanken Fingern bedeutet bei aller höfischen Geziertheit ein Widerspiel hochgradiger Erregung, wie sie dem einmaligen Geschehen innewohnt.

Die Körperformen verschwinden fast ganz unter dem weichen Fließen der Gewänder.

Beide Gestalten sind sehr harmonisch und abgewogen in den Raum hineinkomponiert.

Alles übrige, der Fliesenboden, ein Stückchen Wiese mit Blumen und die unwirkliche Architektur im Hintergrund, die dem Bild Tiefe geben soll, sind demgegenüber nur mehr oder weniger gut gelungenes Beiwerk.

Jede Einzelheit ist sonst sorgfältig ausgeführt: Gesicht und Hände, der Schmuck der modischen Kleidung, das Leseputz mit den Schranktüren, die Schwalbenflügel des Engels; selbst die Buchstaben des Gebetbuches glaubt man lesen zu können.

Alles Geschilderte ist ein Ausdruck **g o t i s c h e n E m p f i n d e n s**.

Nur oben links das Bildnis Gottvaters, der aus dem fernen Himmel (daher die Kleinheit der Gestalt) dem irdischen Vorgang zuschaut, scheint demgegenüber ein Rückfall in die Abstraktion frühmittelalterlicher Malerei zu sein und nicht so recht hierherzupassen. Vielleicht hat es der Künstler etwas gedankenlos (wie auch auf dem nachfolgenden Bild) von älteren Vorbildern, die er gesehen hatte, übernommen.

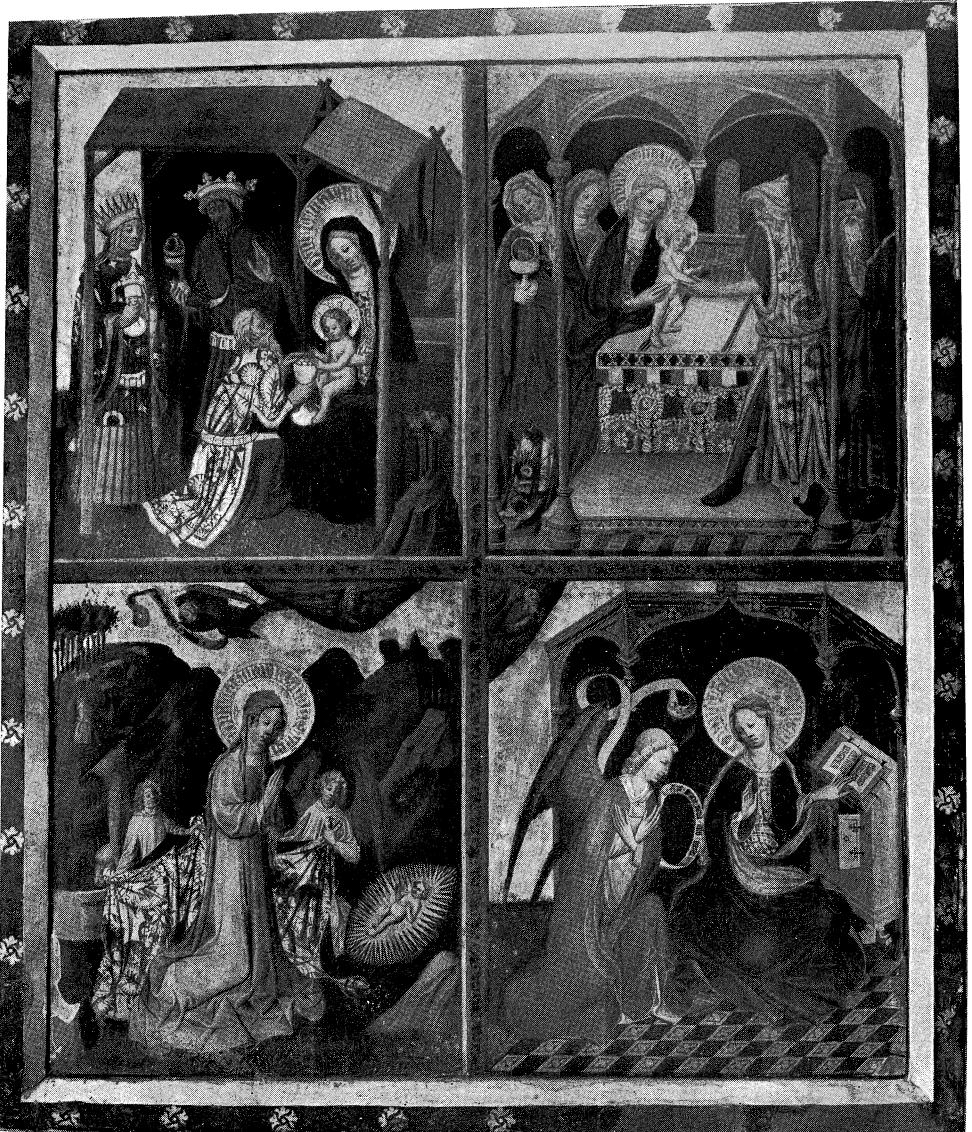
I. 2. Das Bild daneben links unten schildert die **A n b e t u n g d e s K i n d e s**.

Maria, „von himmlischer Anmut und holdester Jungfräulichkeit“, mit dem irdischen Schmuck herabfallender blonder Locken, von Engeln zärtlich mit einem prächtigen Tuch gegen Zugluft und gegen die Welt geschützt, ist demütig anbetend auf die Knie gesunken und richtet ihre Wünsche und Gedanken auf das winzige Christkind, das nicht auf der nackten Erde liegt, sondern auf einem Strahlenbündel **ü b e r** ihr zu schweben scheint.

Das Kind ist nackt dargestellt, während es vorher in der deutschen Kunst stets ein Kleidchen trug oder in leichten Tüchern steckte.

Joseph ist fortgelassen aus dieser feierlichen Stunde, ebenso Ochs und Esel, die anderen Zeugen der göttlichen Geburt. In der Ferne verkündet der Engel die frohe Botschaft den Hirten. Sie hüten im Hintergrunde, miniaturhaft klein, die Schafe auf dem Hang einer Berglandschaft, die mit Wäldchen geschmückt, und um die Märchenstimmung noch zu vertiefen, mit einer deutschen Ritterburg gekrönt ist.

Gottvater spendet aus düsterem Wolkenhimmel seinen Segen dazu.



Tafel I: Die Jugendzeit Christi

- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 3. Die Weisen aus dem Morgenland | 4. Die Darstellung im Tempel |
| 2. Die Anbetung des Kindes | 1. Mariae Verkündigung |

Der Künstler hat sich also nicht nach der bekannten Weihnachtserzählung gerichtet, wie wir sie bei Lukas 2,1 aufgezeichnet finden, sondern nach einer anderen literarischen Quelle: Vermutlich nach den Traumaufzeichnungen der aus dem hohen Norden stammenden und 1373 in Rom verstorbenen heiligen Birgitta, die auch in Mecklenburg bekannt war. (Siehe auch die Skulptur Nr. 26 des selben Altars, Carolinum, H. 47, S. 40).

Es spricht ein rührendes und inniges Naturgefühl aus dem Bild, wenn auch die Felsen und Baumgruppen reichlich unbeholfen und ohne gegenständliche Treue gemalt sind.

Das Märchenhafte dieser Geschichte von der Menschwerdung des Göttlichen ist mit unmittelbarem Zauber in dem Gemälde wirksam geworden.

I, 3. Das 3. Bild oben links zeigt die Anbetung der Könige oder (nach Matthäus 2,1) der Weisen aus dem Morgenland, die dem Christkind ihre Reverenz erweisen und ihm kostbare Gaben bringen.

In der Mitte des Bildes sieht man von der Seite den Kopf eines demütig barhäuptig knienden Königs, um den sich fast im Kreise die Gesichter der anderen Beteiligten gruppieren.

Unverkennbar ist das Bestreben des Künstlers, der Situation den Ausdruck frommer Feierlichkeit und prachtvoller Festlichkeit zu geben.

Das innige Verhältnis von Mutter und Kind wird überzeugend dargestellt, ebenso die andächtige Demut der Könige.

Der ausführlichen Schilderung der kostbaren Geschenke, des prächtigen Zeitkostüms, der Königskronen, des Heiligenscheins des Christkinds und der großen Gloriole der „virgo mater domini“ wird großer Wert beigemessen.

Die menschlichen Körper wirken nicht, wie in den vorhergehenden Kunstepochen, flach und silhouettenhaft, sondern wie plastische Rundgebilde.

Demgegenüber muß festgestellt werden, daß der Künstler das architektonische Beiwerk auch hier keineswegs beherrscht: Die Hütten des Geburtsortes erhalten durch zwei im Bildvordergrund aufragende Stangen, die eine Tiefenwirkung erzielen sollen; eine unmögliche Stütze. Der Eselskopf über dem Trog und die Blumen auf der Felsenspitze am rechten Bildrand entsprechen keineswegs den Forderungen der Gotik nach Naturtreue.

Es hat den Anschein, als ob die Figurengruppe von einem begnadeten Künstler geschaffen, und der Rest von einem weniger begabten Gehilfen dazugefuscht worden sei.

I, 4. Das 4. Bild oben rechts auf der Tafel stellt die Beschneidung Jesu oder die Darstellung im Tempel dar, von der u. a. bei Lukas 2,21 zu lesen ist.

Der vornehm gekleidete alte Mann zwischen dem Knaben und dem Hohenpriester ist offenkundig der gerechte und gottesfürchtige Simeon, der von Gott die Zusage erhalten hatte, daß er den Tod nicht sehen werde, bevor er den Gesalbten des Herrn erblickt habe.

„Und er kam, erfüllt vom Geist, in den Tempel. Und als die Eltern das Kindlein Jesus hereinbrachten, um mit ihm nach der Gewohnheit des Gesetzes zu tun, da nahm er es auf den Arm und pries Gott und sprach: Jetzt lässest du deinen Knecht, o Herr, nach deinem Wort in Frieden dahingehen; denn meine Augen haben dein Heil gesehen...“

Bei der Frauengestalt am linken Bildrand handelt es sich vielleicht um die ebenfalls bei Lukas 2,36 erwähnte Prophetin Hanna, die da anwesend war.

Sie ist in der Bibel zwar schon hochbetagt, doch hat der Maler sich die künstlerische Freiheit erlaubt, sie ebenso anmutig und jugendlich wie die anderen Frauen im Bild zu porträtieren. In der Rechten hält sie einen kunstvollen Behälter mit zwei Jung-

vögeln, „um ein Opfer zu bringen nach der Bestimmung im Gesetz des Herrn: Ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben“.

Man merkt auch hier des Malers Vorliebe für die Darstellung bunter Einzelheiten, feingeschwungener Körperlinien, beseelter Hände und Gesichter und einer einheitlichen Andachtstimmung.

Störend wirken auch hier allerdings die zwei dünnen Säulen, denen man nicht glaubt, daß sie das Tempeldach tragen können. Die beabsichtigte Tiefenillusion ist mit dieser Architektur jedenfalls kaum erreicht.

II. Die 2. Tafel hat die Leiden und den Tod Christi zum Gegenstand.

Den 4 Passionsbildern liegt der Text des Neuen Testaments zugrunde, wie er z. B. bei Markus vom 14. Kapitel ab zu finden ist.

II, 1. Zeitlich gesehen ist das Bild unten rechts das erste. Es stellt die Geißelung Christi dar, die bei den Römern als Strafe üblich war, besonders vor einer Kreuzigung, und mit Ruten vollzogen wurde. (Vergl. Joh. 19,1: „Darauf nahm Pilatus Jesus und ließ ihn geißeln.“)

In einem Innenraum, unten angedeutet durch einen Fliesenfußboden, oben durch ein buntes Dach, ist Christus, überschlanke und mit seinen Blutstriemen erbärmlich anzusehen, an einen Stützpfeiler gefesselt. Einige brutale Kerle, in eckiger Verrenkung, um das Dramatische des Vorgangs auszudrücken, schlagen mit Rute, Stange und Knotenstrick auf den „Schmerzensmann“ ein.

Links im Bild sitzt auf einer Ehrenbank ein prächtig gekleideter bärtiger Mann, den man an dem Davidsstern an seiner Kappe als prominenten Juden erkennt, und schaut wohlgefällig der Geißelung zu, die er offenbar für verdient hält. Eine Frau, die wohl mit ihm eines Sinnes ist (von der in der Bibel jedoch nirgendwo die Rede ist), hat ihre Hand auf seine Schulter gelegt. Auffallend ist ihr überlanger Zeigefinger.

II, 2. Das Bild links daneben zeigt die Verspottung Jesu durch die römischen Soldaten oder die Dornenkrönung, wie sie bei Markus 15,16 (auch bei Matth. 27,28 und v. a. bei Joh. 19,5) geschildert wird:

„Die Soldaten aber führten ihn hinein in den Palast (das ist die Burg des Statthalters) und riefen die ganze Kohorte zusammen. Und sie zogen ihm ein Purpurgewand an (das Kleid ist auch rot gemalt), flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm auf. Dann fingen sie an, ihn zu begrüßen: Heil dir, König der Juden! Und schlugen ihm mit einem Rohr auf das Haupt, beugten die Knie und huldigten ihm . . .“

Augenfällig ist das Streben des Künstlers nach naturalistischer Treue. Er bemüht sich, die Welt so zu zeigen, wie sie oft ist: Hart, brutal, häßlich, feige und gemein.

Die Gemütsbewegungen der einzelnen Personen kommen gut zum Ausdruck: Der Haß und die Brutalität der ungeschlachten Schergen durch ihre starken Gebärden; aber auch die satte Zufriedenheit der für den Sadismus eigentlich verantwortlichen hochgestellten Person am linken Bildrand; gut auch die unerschütterliche Leidensbereitschaft des mißhandelten Christus in der Bildmitte, auf den aller Augen gerichtet sind.

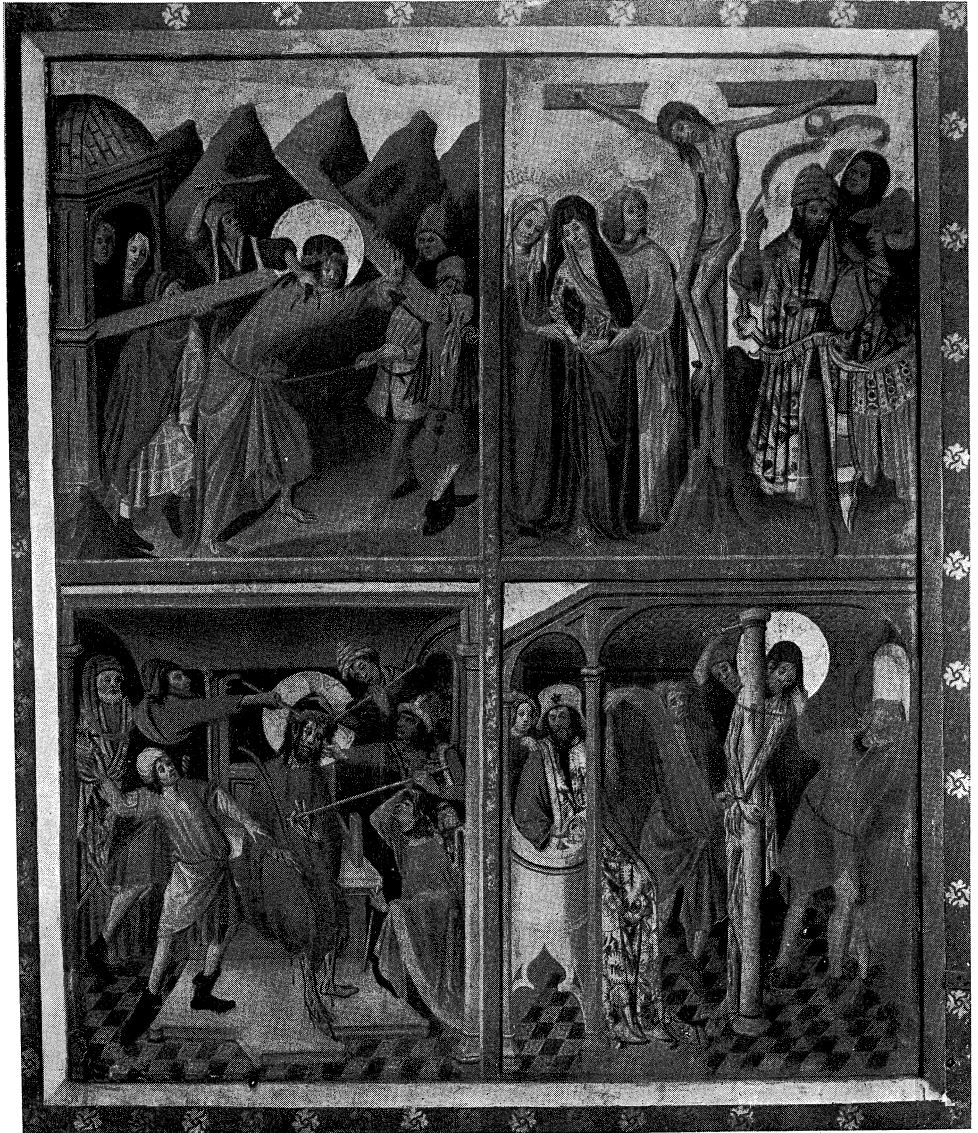
Es liegt darin eine heftige Absage an den Schönheitskult der vorhergehenden idealisierenden Malerei.

II, 3. Das Bild darüber (links oben) folgt zeitlich dem vorigen: Es ist die Kreuztragung, die ebenso wie die Kreuzigung selbst von allen vier Evangelisten beschrieben wird.

Z. B. liest man bei Markus 15,20: „Und sie führten ihn hinaus, um ihn zu kreuzigen. Und sie zwangen einen Vorübergehenden, Simon von Cyrene, . . . ihm das Kreuz zu tragen.“

Der Mann, der – reichlich zaghaft – unter den Kreuzesstamm faßt, soll sicher Simon von Cyrene sein.

Die rohen Gesellen, die Christus vorwärtsprügeln und -zerren, sind nach der Mode der Entstehungszeit der Altarbilder gekleidet bis auf den seltsam ausgestaffierten Mann am weitesten rechts, der den Gesichtszügen nach zu urteilen einen Juden darstellen soll. Die katholische Kirche machte es ja bis in unsere Tage den Juden zum Vorwurf, daß



Tafel II: Leiden und Tod Christi

3. Die Kreuztragung

4. Der gekreuzigte Christus

2. Die Verspottung Christi

1. Die Geißelung Christi

sie Christus getötet hatten. Es braucht uns wohl nicht zu wundern, wenn der mittelalterliche Maler diesen Vorwurf andeutet. An Malvorlagen war in den damaligen mecklenburgischen Kleinstädten ja kein Mangel.

Im Gegensatz zu dem krassen Realismus der dramatisch bewegten Figuren um den mißhandelten Jesus herum sieht man links im Bilde zwei Köpfe aus einem Haus heraus dem Vorgange zuschauen; sie sollen wohl einer der Marien und dem Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, gehören.

Es fragt sich, warum sie so unbeteiligt und gleichgültig aussehen. Lag dem schaffenden Künstler nicht die Darstellung der wilden Schmerzäußerung und der heftigen Gebärde? Wollte er die Überwindung des Schmerzes, das Sichabfinden mit dem unausweichlichen Geschehen zum Ausdruck bringen? Oder ist es ein Rückfall in vorgotische Schönmalerei?

II, 4. Auf dem 4. Gemälde der Tafel (oben rechts) steht in der Mitte das Kreuz, an dem müde und blaß der edel-schlanke Leib Christi hängt, der den schweren Todeskampfe schon überstanden hat.

Der Künstler hat also auf eine dramatische Gestaltung der äußeren Vorgänge bei der Kreuzigung verzichtet und mehr Gewicht gelegt auf das Herausarbeiten der inneren seelischen Vorgänge in den am meisten beteiligten Personen nach der Hinrichtung.

Links neben dem Kreuzifix steht eine eng verbundene Gruppe, deren Hauptperson die „sancta mater dolorosa Maria“ in ihrer Mitte ist. Sie wird liebevoll und trostreich gehalten von Maria Magdalena (s. Gloriole) auf der einen und von Johannes (der immer mit langem blonden Lockenhaar dargestellt wird), auf der anderen Seite.

Die Schmerzverklärung, der dumpfe Jammer irdischer Menschen, die dem Toten am nächsten standen, kommen zum Ausdruck in den ergriffenen Gesichtern, den verkrampften Händen der Maria, der Trostgebärde der Maria aus Magdala, dem fragenden Blick Johannis Ev., der immer noch nicht das ungeheure Geschehen der letzten Stunden begreifen zu können scheint.

Der Maler hat bei dem Entwurf des Bildes wohl an die Bibelstelle Joh. 19,25 gedacht:

„Maria und Johannes beim Kreuz: Beim Kreuze Jesu aber standen seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Klopas, und Maria aus Magdala. Als nun Jesus die Mutter sah und neben ihr den Jünger stehen, den er liebhatte, sagt er zur Mutter: Weib, siehe dein Sohn! Hierauf sagt er zum Jünger: Siehe, deine Mutter!“

Außer Johannes hat der Maler von den drei Marien und den anderen Frauen, die nach allen vier Evangelien „dem Herrn zur Kreuzigung gefolgt waren und von ferne zusahen“, in weiser Beschränkung nur die wichtigsten dargestellt: Die Gottesmutter und Maria Magdalena, welche letztere wohl nur bevorzugt wurde, weil ihr – ganz entsprechend einer früheren Prophezeiung – der auferstandene Christus als erstem Menschen später erschien (Joh. 20,11 u. 18).

Die Gruppe rechts vom Kreuz bezieht sich auf die Bibelstelle bei Markus, 15,39 (ähnlich so bei Matth. 27,54 und Lukas 23,47), wo es heißt:

„Der Hauptmann aber, der dabei stand, ihm gegenüber und sah, daß er mit solchem Geschrei verschied, sprach: Wahrlich, dieser Mann ist Gottes Sohn gewesen.“

Oder wie das Spruchband sagt: „ecce filius dei!“

Die beiden Gestalten im Vordergrund, durch gewaltige Schwerter als Kriegerleute gekennzeichnet, sind mit wahrer Pracht gekleidet. Man sieht an dem Turban des Hauptmanns, ebenso auch an den Kopfbedeckungen der Frauen auf der Johannes dem Täufer gewidmeten Tafel III, daß zur Zeit der Entstehung der Altarbilder orientalische Züge in die Mode eingedrungen waren, eine Folge der Kreuzzüge.

III. Die 3. Tafel ist dem Leben und Tod J o h a n n i s des T ä u f e r s gewidmet.

Er wird kenntlich gemacht durch den Heiligenschein: Sanctus Johannes Baptista.

III, 1. Gemeint ist bei dem ersten Bild oben links wohl die Bibelstelle Markus 1,6 u. 7 (ähnlich auch bei Matth. 3,4):

„Und Johannes war bekleidet mit einem Gewand aus Kamelhaaren und um seine Lenden mit einem ledernen Gürtel (und er aß Heuschrecken und wilden Honig). Und er p r e d i g t e : Nach mir kommt der, welcher stärker ist als ich . . .“

Das P r e d i g e n wird ausgedrückt durch eine hohe Rednerkanzel, durch ein Windlicht, mit dem der heilige Mann seine Zuhörer erleuchtet, und durch den mahnend und drohend erhobenen langen Zeigefinger.

Unter den modisch gekleideten andächtigen Zuhörern befindet sich auch sein „Nachfolger“ Christus mit dem für ihn charakteristischen unbeschrifteten Heiligenschein und mit einer Thorarolle in der Hand.

Im Kontrast zu dem struppigen Wüstenprediger im härenen Gewand sind die Gesichter, Hände, Haare, Kleider der Zuhörerschaft besonders elegant und gepflegt dargestellt, v. a. bei der vor Jesus sitzenden Frau mit der modernen Wulstmütze und dem kostbaren Halsschmuck. Ebenso verspielt wirkt im Vordergrund die monogrammartige Begrenzung des Gewandes.

Die andächtige Stimmung der Zuhörer ist gut zum Ausdruck gebracht.

Der Künstler hat es verstanden, durch die Abbildung von nur zwölf Personen den Eindruck einer großen Volksmenge zu erwecken; denn es steht ja geschrieben (Markus 1,5): „Und das ganze jüdische Land zog zu ihm hinaus und alle Bewohner von Jerusalem . . .“

Im Gegensatz zur Darstellung der Menschen ist dem Künstler die Schilderung der unbelebten Natur wieder weniger gut gelungen.

III, 2, 3, 4. Zum Verständnis der anderen Bilder dieser Tafel erscheint eine Vorbemerkung notwendig: König über ganz Palästina war von 37 bis 4 v. Chr. H e r o d e s d e r G r o ß e. Von seinen Söhnen sind 5 für das Neue Testament wichtig: Aristobul (1); Herodes (2), der stets Privatmann blieb; Archelaos (3); Herodes Antipas (4) und Philippos (5). Von ihnen hatten aber nur Archelaos (3) und Herodes Antipas (4) die gleiche Mutter Malthake; die übrigen waren also Stiefbrüder.

Aristobul (1) hatte eine Tochter namens H e r o d i a s. Sie war zuerst mit dem Privatmann Herodes (2), dem Stiefbruder ihres Vaters, verheiratet. Sie brach aber diese Ehe und verheiratete sich mit Herodes Antipas (4), einem Stiefbruder also ihres ersten Mannes (2), der gleichzeitig ja auch ein Stiefbruder ihres Vaters (1) war.

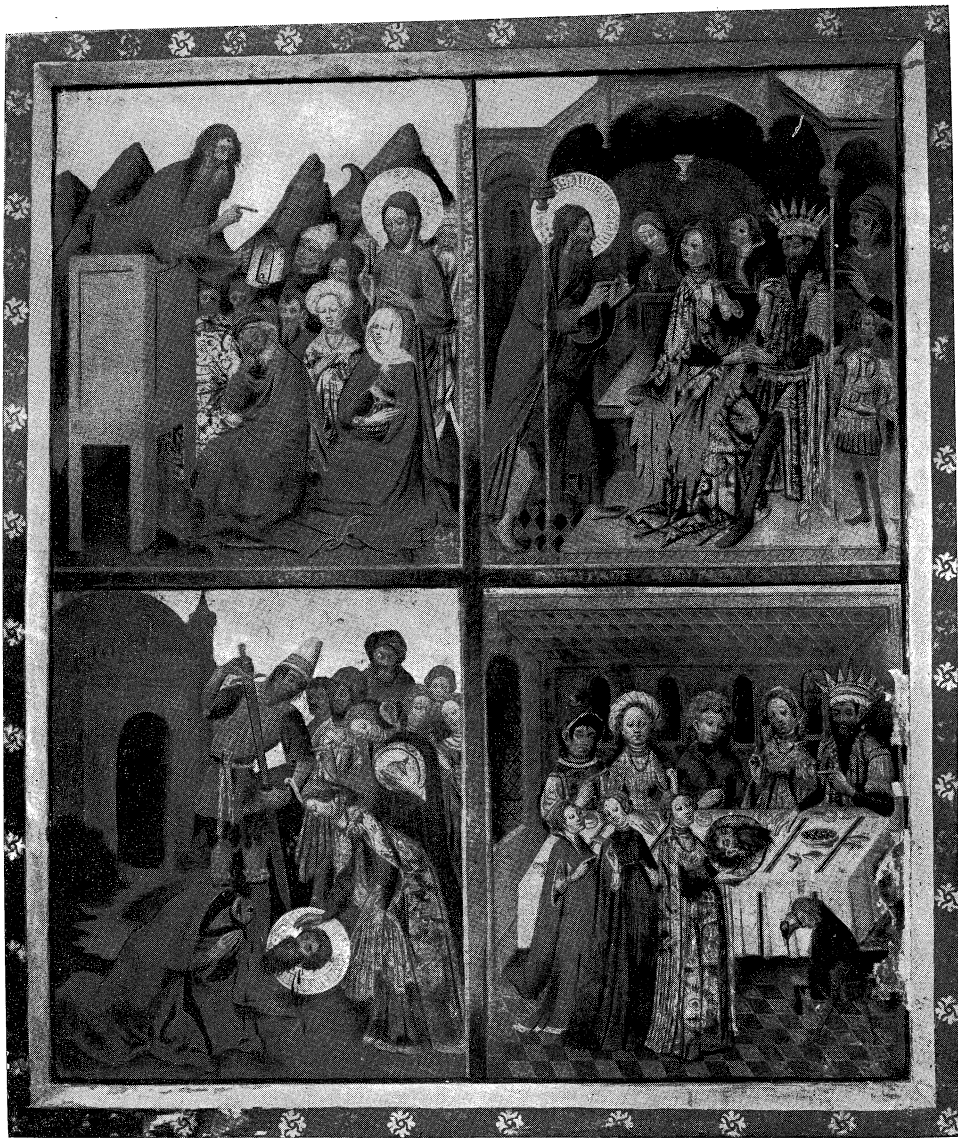
Um die Familienverhältnisse noch komplizierter zu machen, heiratete nun S a l o m e, die Tochter der Herodias aus ihrer ersten Ehe mit Herodes (2) ihren Großonkel Philippos (5).

Ihr nunmehriger Stiefvater Herodes Antipas (4) hatte von seinem Vater nur einen Teil Palästinas, nämlich Galiläa und Peräa, geerbt. Er war damit aber Landesherr von Johannes dem Täufer und von Christus, bis er 39 n. Chr. abgesetzt wurde.

Das Ende Johannes des Täufers, das auf den folgenden Bildern des Malchiner Altars geschildert wird, finden wir aufgezeichnet bei Lukas 3,19, ferner bei Matth. 14,3–12 und fast wörtlich ebenso bei Markus 6,17–29, wo es heißt:

„Er nämlich, H e r o d e s (Antipas), (4), hatte hingesandt und J o h a n n e s festnehmen und ihn im Gefängnis fesseln lassen wegen H e r o d i a s, der Frau seines Bruders Philippos (5) (Irrtum! Es muß heißen: Der Frau seines anderen Stiefbruders, des Privatmannes Herodes (2); siehe oben), weil er (4) sie geheiratet hatte. Denn Johannes hatte zu Herodes (Antipas), (4), gesagt: Es ist dir nicht erlaubt, deines Bruders (2) Frau zu haben.

Herodias aber stellte ihm nach und hätte ihn gern töten lassen, und sie vermochte es nicht. Denn Herodes (4) fürchtete den Johannes, weil er wußte, daß er ein gerechter und heiliger Mann war, und ließ ihn bewachen, und wenn er ihn hörte, kam er in schwere Ratlosigkeit, und er hörte ihn gern. Und als ein gelegener Tag kam, wo Herodes (4) seinen Würdenträgern und den Kriegsobersten und den Vornehmsten



Tafel III: Johannes der Täufer

- | | |
|-----------------------------|--|
| 1. Der Prediger Johannes | 2. Johs. vor Herodes Antipas
und Herodias |
| 3. Die Enthauptung Johannis | 4. Das Johanneshaupt auf der Schüssel |

Galiläas an seinem Geburtstag ein Gastmahl gab, da trat ihre, der Herodias Tochter (Salome) herein und tanzte, und sie gefiel dem Herodes (4) und den Tischgenossen.

Der König aber sprach zu dem Mädchen: Bitte mich um was du willst, und ich will es dir geben. Und er schwur ihr: Um was du mich auch bitten wirst, das will ich dir geben bis zur Hälfte meines Königreichs.

Da ging sie hinaus und sagte zu ihrer Mutter: Um was soll ich bitten?

Die aber sagte: Um das Haupt Johannes des Täufers.

Und alsbald ging sie eilends zum König hinein und bat: Ich will, daß du mir so gleich auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers gibst.

Da wurde der König sehr betrübt; doch um der Eidschwüre und der Tischgenossen willen wollte er sie nicht abweisen. Und der König schickte alsbald einen Soldaten der Leibwache hin und befahl, sein Haupt zu bringen.

III, 3, 4. Da ging dieser hin, enthauptete ihn im Gefängnis, brachte sein Haupt auf einer Schüssel und gab es dem Mädchen, und das Mädchen gab es seiner Mutter.

Und als seine Jünger das hörten, kamen sie, nahmen seinen Leichnam und legten ihn in eine Gruft.“

Diese ganze Geschichte ist in den einzelnen Bildern von dem Maler mit rührender Naivität gestaltet worden, wenn auch nicht immer ganz textgetreu.

Einer näheren Erklärung bedarf es wohl nicht.

Wir sehen denselben Stil wie bei den Christusbildern, dieselbe Vorliebe für die Buntheit der weltlichen Gewänder, dasselbe Bemühen, innere Gefühle durch äußere Gebärden auszudrücken.

Besonders köstlich die Geste des Soldaten mit dem brutalen, bäurischen Gesicht, der soeben Johannes den Kopf abgeschlagen hat und jetzt befriedigt sein bluttriefendes Schwert wieder in die Scheide steckt; ebenso die verschiedenen Reaktionen der Frauen auf das schreckliche Geschehen.

Grausig der Körperstumpf des enthaupteten Johannes mit den noch zum Gebet erhobenen Händen.

Das angestrebte Ziel der gotischen Malerei, die Figurenplastik, hat der Künstler wohl erreicht; doch die Perspektive äußert sich noch recht ungeschickt: Fliesenboden, Tisch und Bank sind völlig verzeichnet, die Dachkonstruktion mit den dünnen Stützen ist unmöglich. Dazu gehört auch der auf mittelalterlichen Bildern häufig festzustellende Irrtum, daß man Kinder, z. B. den Wein ausgießenden Pagen und die jugendliche Salome mit ihren gleichaltrigen Begleiterinnen, einfach als verkleinerte Erwachsene darstellen könne, ohne zu berücksichtigen, daß Kinder ganz andere Körperproportionen haben: Daß bei ihnen der Kopf im Verhältnis zum Körper größer und breiter ist als bei erwachsenen Menschen.

Der Johanneskopf ist im übrigen genau so gemalt, wie er im Mittelalter aus Holz geschnitzt feierlich um den Altar getragen wurde.

IV. Die vier Bilder der 4. Tafel sind dem Schutzpatron der Malchiner Kirche, dem Evangelisten Johannes, gewidmet, der bei den Schnitzfiguren bereits vorgestellt wurde. Sein besonderes Kennzeichen sind die langen blonden Lockenhaare.

IV, 1. Zeitlich voran steht das Bild unten links, das die Geschichte von der Aufweckung der verstorbenen zwölfjährigen Tochter des Synagogenvorstehers Jairus beschreibt, wie wir sie ausführlich bei Markus 5,35—43 und Lukas 8,49—56 lesen können. Kürzer ist der Bericht von Matth. 9,23—26:

„Und als Jesus in das Haus des Vorstehers kam, und die Flötenspieler und das Volk lärmen sah, sprach er: Gehet hinweg, denn das Mädchen ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Als aber das Volk hinausgetrieben war, ging er hinein, und ergriff ihre Hand; und das Mädchen stand auf.“

Bei Markus und bei Lukas wird vorher erwähnt:

„Als er aber in das Haus kam, ließ er niemand mit sich hineingehen als Petrus und Johannes und Jakobus und den Vater des Kindes und die Mutter.“

Etwas seltsam ist nun, daß die Hauptperson, Jesus, in dem Bilde nicht auftritt, sondern der durch eine Gloriole (Sanctus Johannes Evang.) hervorgehobene Johannes, der doch nur einer der Augenzeugen war.

Es hängt wohl mit dem Auftrag an den Künstler zusammen, die ganze Tafel mit Szenen aus dem Leben des Kirchen-Patrons Johannes zu schmücken.

Aus dem Rahmen fallen wieder die zwei kleinen Figuren im Vordergrund, denen die kindlichen Maße fehlen.

IV, 2 u. 3. Der Maler, der den Auftrag hatte, in 4 Bildern die hervorragendsten Ereignisse im Leben des Evangelisten ad oculos zu demonstrieren, scheint in einige Verlegenheit geraten zu sein, da im Neuen Testament (außer Johannis und Petri Gefangennahme durch den Hohen Rat und ihre wunderbare Befreiung — Apostelgeschichte 4 und 5) nichts Greifbares über ihn berichtet wird. Er war daher gezwungen, auf mehr oder minder bestimmte Aussagen alter Legenden oder die Angaben alter Kirchenschriftsteller zurückzugreifen, die sich aber öfter geirrt und verschiedene Personen zu einer zusammengeworfen haben.

Man weiß nicht, woher der Maler seine Fabel für das 2. (unten rechts) und das 3. Bild (oben links) genommen hat.

IV, 2. Jedenfalls soll das untere Bild schildern, wie nur auf ein Wort des Johannes ein Heidentempel in Asien zusammenbricht.

Die Heiden liegen zerschmettert am Boden; ein böser Geist entflieht der berstenden Tempelsäule.

An der Lehrtätigkeit des Apostels in Kleinasien kann man wohl nicht zweifeln.

IV, 3. Das Bild oben links zeigt, wie der Evangelist zu Rom in siedendem Öl gesotten wird. Es scheint den heiligen Mann jedoch ganz „kalt zu lassen“, trotzdem das Feuer unter dem großen Ölbottich noch mit einem Blasebalg („Püster“) angefacht wird.

Das Schwert des bunten Soldaten rechts im Vordergrund ist von beachtlicher Größe. Eigenartig wieder die langen Zeigefinger der beiden bärtigen Männer, die sich zwar nicht direkt am Ölgießen beteiligen, aber anscheinend die Verantwortlichen für diesen unfreundlichen Akt sind.

Es sind Szenen, die mit rührender Naivität gemalt sind, bei deren Anblick man sich kaum eines Schmunzelns erwehren kann. Der Maler und die mittelalterlichen Betrachter werden sie jedoch bestimmt nicht als lächerlich empfunden haben.

Ungewiß und unklar bleibt es, was es mit der Öltauche des Johannes auf sich hatte.

Im Mittelalter hatte man darüber ganz bestimmte Vorstellungen und beging den 6. Mai als „den Johannestag, als he ward in dem Oley gebraten“ — „als he ward ghesoden in der Oley Boddene“ — „alse he soden wart in dem Oley vor der latinsken Porten to Rome“ und dergl. mehr.

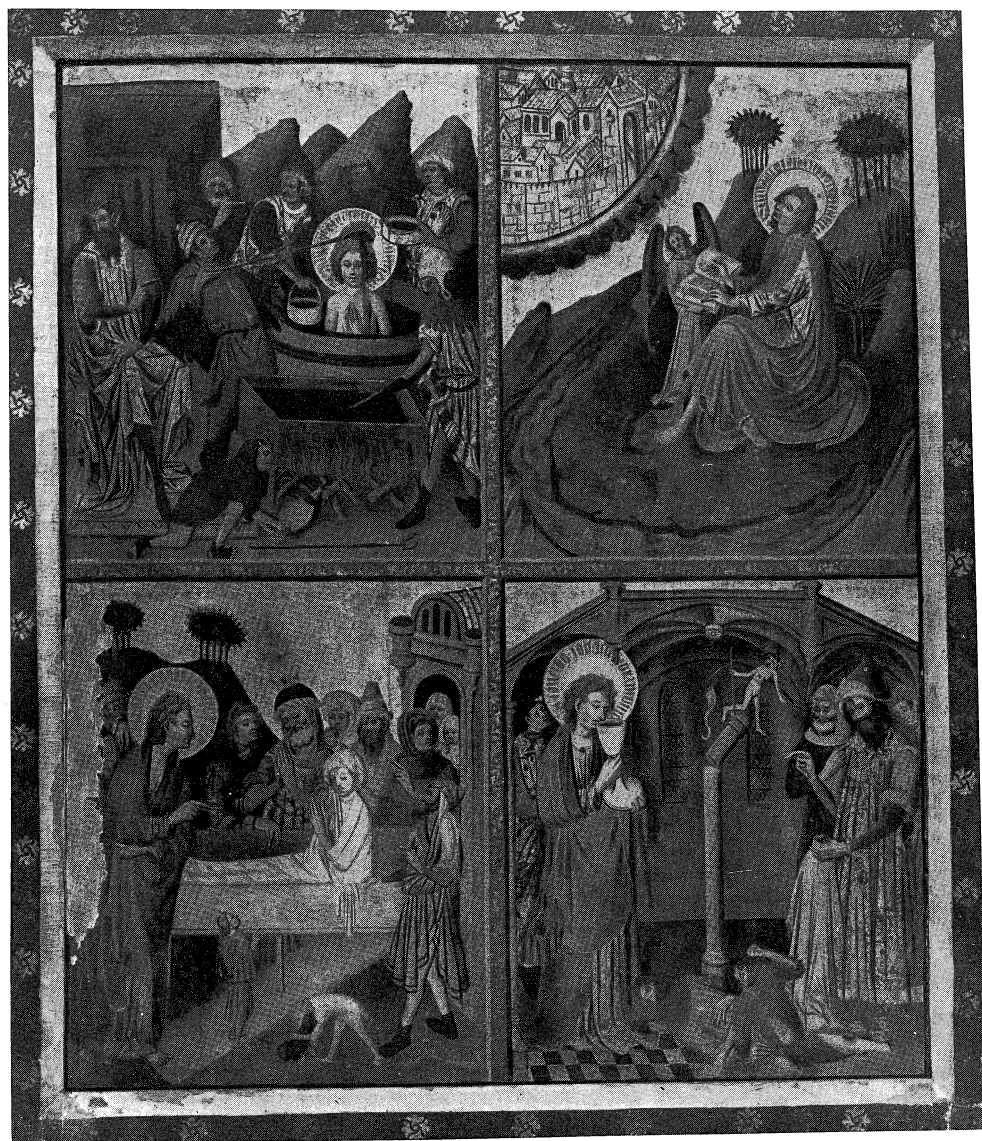
Aber „demersus“ muß nicht unbedingt bedeuten, daß der ganze Körper, sondern kann auch heißen, daß Arm oder Hand hineingetaucht wurden.

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es sich bei der Öltauche nicht um eine Strafe, sondern um ein Ordal, ein Gottesgericht, handelt, also ein Rechtsmittel auf niedrigerer Stufe, bei dem Schuld oder Unschuld eines Angeklagten durch das vermeintliche Eingreifen Gottes entschieden wird. Dies Verfahren spielte im Mittelalter eine große Rolle.

Beim „Kesselfang“ mußte der Angeschuldigte bis zum Ellenbogen in einen Kessel mit siedendem Wasser greifen; oder anderswo barfuß über glühende Pflugscharen

laufen. Blieb die Haut unversehrt — was durchaus möglich ist durch eine schützende Dampfschicht, die sich bildet — galt man als unschuldig.

Johannes, der angeschuldigt war, am großen Brande Roms mitschuldig gewesen zu sein, scheint eine solche Probe glücklich überstanden zu haben, worauf man davon Abstand nahm, ihn auf andere Weise ums Leben zu bringen, und sich mit einer „relegatio in insulam“ begnügte.



Tafel IV: Johannes der Evangelist

3. Die Öltauche

4. Johannes Ev. auf Patmos

1. Auferweckung der Tochter Jairus

2. Zerstörung eines Heidentempels

Tertullian, ein ziemlich zuverlässiger Schriftsteller der nordafrikanischen Romkirche schreibt nämlich: „Wie glücklich ist doch diese Kirche (Rom), . . . wo der Apostel Johannes, nachdem er in siedendes Öl getaucht keinen Schaden erlitten hatte, auf eine Insel verwiesen wurde.“

Diese Insel hieß Patmos (heute Patino), eine kleine Sporadeninsel.

Leider hat Tertullian (gest. um 222) nicht berichtet, für wieviele Jahre Johannes nach Patmos geschickt worden ist. Die begrenzenden Daten: — Juli 64 in Rom, März 68 in Jerusalem — lassen reichlich Zeit für eine Internierung auf 3 Jahre. Anscheinend, weil ihm weiterhin das Betreten römischen und italienischen Bodens verboten blieb, ging er nach Jerusalem, wo er um 68 die Apokalypse beendete.

Er erlebte dort aber nicht mehr die Eroberung der Stadt durch Titus im Jahre 70 n. Chr. Es spricht manches dafür, daß er bei inneren Unruhen der Juden ums Leben gekommen ist. *) Von Christenverfolgungen größeren Stils in jener Zeit ist nichts berichtet.

Die Kunde vom Tode des Evangelisten ging wie ein Lauffeuer durch die alte Welt. Nach gewissen Äußerungen Jesu nahm man nämlich an, daß Johannes die Parusie erleben werde, d. h. keinen leiblichen Tod bis zur Wiederkehr Christi am jüngsten Tage zum Weltgericht. Daß er nun doch gestorben war, hat unter den Kirchenschriftstellern viele gewundene Erklärungen hervorgerufen.

IV, 4. Das letzte Bild oben rechts zeigt nun Johannes, wie er auf der Insel Patmos sein Evangelium oder an seiner Apokalypse schreibt. Ein spitzflügeliger kleiner Engel hält ihm dabei das schwere Buch.

Die Aufgabe für den Maler, eine Insel darzustellen, war gewiß nicht einfach, und man sollte nicht darüber lächeln, auf welcher köstlichen Art und Weise er knapp, aber ausreichend alle Attribute des Begriffes „Insel“ zur Darstellung gebracht hat: Ein wasserumflossenes Stück Land mit Bergen, Wäldern, Palmbaum, Wiesen und Blumen!

Oben links sieht man, ziemlich schematisch gezeichnet, eine mittelalterliche befestigte Stadt deutscher Prägung. Da es auf Patmos keine größere Stadt gibt, muß man wohl annehmen, daß es eine Vision sein soll von Rom (der großen Babylon) oder Jerusalem (Zion, der hochgebauten Stadt); auf jeden Fall ein Symbol für die christliche kirchliche Gemeinde.

Schlußwort

Wer war nun der Schöpfer der Gemälde des Malchiner Triptychons?

Es scheint ein und derselbe Maler gewesen zu sein, der alle 16 Bilder schuf, bis vielleicht auf Nebendinge, die auszumalen er Gehilfen überlassen hat. Bei dem Figürlichen erkennt man jedenfalls überall dieselbe Handschrift.

Leider weiß man von seiner Person ebensowenig wie von den Urhebern der Schnitzfiguren, da keine Signierung festzustellen ist.

Malchin war nun sicher zu klein, um eine eigene Ausstattungswerkstatt ernähren zu können.

Sieht man sich nach ähnlichen gleichzeitigen Arbeiten im norddeutschen Raum um, so fällt die Ähnlichkeit der Komposition des Bildes von der Geburt Christi mit der eines Bildes auf, das, aus einer Hamburger Kirche stammend, jetzt in der Hamburger Kunsthalle zu bewundern ist: Es ist das „Anbetung des Kindes“ genannte Teilstück des Englandfahrer-Altars von etwa 1424, das man dem „Meister Francke“ zuschreibt, der, wahrscheinlich vom Niederrhein zugewandert, in Hamburg (und vielleicht auch in Lübeck) tätig war und eine größere Maler- und Bildhauer-Werkstatt besaß.

*) Näheres siehe bei K. A. Eckhardt, Der Tod des Johannes, Verl. W. A. Gruyter u. Co., Berlin 1961.



Bild V: Anbetung des Kindes

*Links: Triptychon in der Malchiner
St.-Johannis-Kirche*

*Rechts: Teil des Englandfahrer-Altars
in der Hamburger Kunsthalle*

Vieles stimmt auf den beiden Bildern überein: Die Mutter Gottes mit den herabringelnden blonden Locken und mit den zum Gebet zusammengelegten Händen, umgeben von dem schützenden Tuch der Engel; Gottvater und der Verkündungengel mit dem Spruchband in den Wolken; das über dem Boden schwebende Christkind mit dem Strahlenkranz; Die Berglandschaft mit den Wäldchen und den Hirten. Nur die Schafherde weidet auf dem Hamburger Bild auf der rechten Seite statt auf der linken, ein Engel und die Köpfe von Ochs und Esel sind hinzugefügt, und der Himmel ist anders gestaltet.

Es wäre nun wohl zu gewagt, aus dieser Ähnlichkeit der beiden Bilder den Schluß zu ziehen, daß die Malchiner Altartafeln auch direkt den Händen des „Meisters Francke“ oder seiner Werkstatt entstammten.

Aber wenn man bedenkt, daß es zu jener Zeit üblich war, daß die jüngeren Maler, bevor sie sich als Meister niederließen, zu berühmten Werkstätten zogen, um sich die neuesten künstlerischen Errungenschaften anzueignen, so wird man wohl mit Recht annehmen können, daß der Schöpfer der Malchiner Bilder den Hamburger Englandfahrer-Altar gesehen und studiert hat und sich von dessen Komposition hat beeinflussen lassen.

Das ist für die Zeitbestimmung der Entstehung wichtig: Es muß die Zeit um die Grenze zwischen dem ersten und dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts gewesen sein, also ungefähr hundert Jahre vor der Reformation.

Man könnte vielleicht hoffen, durch stilkritische Untersuchungen in der Forschung noch etwas weiter zu kommen, da dem Maler ja eine markante Ausdrucksweise, ein besonderer Stil, auch einige Absonderlichkeiten wie die übermäßig lang gemalten Finger zu eigen sind.

Doch die Schwierigkeiten sind ja bekannt: Man weiß nicht einmal Authentisches von einem so hervorragenden Maler wie „Meister Francke“.

Auftraggeber für den Altar ist wahrscheinlich die nicht unbemittelte Malchiner Kirche gewesen. Bei Stiftungen durch Privatpersonen, Familien oder Innungen sind meistens die Stifter selbst mit abgebildet, was hier ja nicht der Fall ist.

Zur Maltechnik

Ohne Zweifel sind die Malchiner Altarbilder ursprünglich nicht in Öl, wie 1866 Lisch noch annahm, sondern in Tempera-Manier gemalt worden, d. h. in einem Malverfahren, bei dem feingeriebene Mineralfarben mit Eigelb, Honig, Leim, Ziegenmilch u. dergl. verrieben und mit Wasser verdünnt wurden.

Die gut deckende Farbe trocknet schnell, bleibt aber gegen Wasser empfindlich.

Bei der Ölmalerei setzt man dem Farbstoff nichts Wässeriges bei, sondern Öl (Leinöl), das dann mehr oder minder schnell trocknet und verkrustet und dem Bild einen wetterbeständigen, abwaschbaren Anstrich gibt. Diese Methode hat auch den Vorteil, daß es während des Malens feinste Übergänge, Korrekturen und Lasuren (durchscheinende Überzüge) erlaubt.

Die richtige Ölmalerei wurde erst durch die Gebrüder Hubert und Jan van Eyck zu befriedigenden Ergebnissen geführt (Genter Altar 1432) und verdrängte erst im 16. Jahrhundert die Malerei mit Temperafarben.

Da man dies oft nicht berücksichtigt hat, sind manche älteren (Tempera-) Bilder bei der Reinigung mit Wasser völlig zerstört worden.

Dies ist bei den Malchiner Altarbildern glücklich vermieden worden. Das schließt aber nicht aus, daß man bei der Restaurierung der Temperabilder auch farblosen Ölfirnis anwandte, um die Farben leuchtender und dauerhafter zu machen, so daß man jetzt auch von Ölbildern sprechen kann.

Ausklang

In der Festschrift zur 725-Jahr-Feier der Stadt Malchin (1961) heißt es zwar (S. 17, Pastor Romberg):

„Mit finanzieller Hilfe unseres Staates wurde dieses herrliche Kunstwerk vor vier Jahren (also 1957) wiederhergestellt.“

Wie man an den Abbildungen sieht und sich durch den Augenschein überzeugen kann, befinden sich die Gemälde jetzt wieder in einem Zustande, der eine baldige Restaurierung dringend notwendig macht.

Es wäre ein unersetzlicher Verlust, wenn man dieses einmalige Kunstwerk dem allmählichen Verfall überlassen würde.



Klaus Groth - Fritz Reuter

Dichter niederdeutscher Heimat

Von Walter Lehmbeker

Die erste Begegnung der beiden Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter erfolgte in einer kritischen Auseinandersetzung vor der Öffentlichkeit. Sie war von unerfreulichen Umständen begleitet. Fritz Reuter hatte den Anlaß zu dieser Polemik gegeben durch die Veröffentlichung seiner „Läuschen un Rimels“ im Jahre 1853. In seiner Habilitationsschrift „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ griff Klaus Groth Reuter wegen dieses Erstlingswerkes scharf an. Er schrieb dort: „Fritz Reuter hat sich besonders durch seine „Läuschen un Rimels“ einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt fast allgemein diese Art Poesie für die echte plattdeutsche Volkspoesie. Es tut mir leid, daß ich dem nicht anders wirksam widersprechen kann, als indem ich die Unrichtigkeit im Speziellen nachweise.“

Der erste harte Vorwurf Groths lautet: Reuters Läuschen un Rimels sind „durch und durch gemein“. Die Personen aus allen möglichen Berufen und von verschiedenem sozialem Rang, welche Reuter dargestellt hat, sind nach Groths Meinung völlig entstellt und zeichnen sich durch Dummheit und abstoßende Untugend aus. „Ein Bauer wird betrogen oder betrügt sich selbst, er begeht die gemeinsten Ungeschicklichkeiten, versteht nicht einmal eine Tasse Kaffee zu trinken, belügt seinen Amtmann, zeigt sich dümmer als sein Knecht. Und nicht bloß der Bauer, auch der Kaufmann, der Handlungsreisende, der Arzt, der Advokat, der Küster auf der Kindtaufe werden uns nur vorgeführt, um über sie als Tölpel oder Spitzbuben zu lachen. Der christliche Prediger tritt nur auf als geeignete Person, von einem jüdischen Roßkammer bei einem Pferdehandel dupiert zu werden, unser deutscher Held Blücher nur, damit ein übereifriger Polizeidiener ihm die Tabakspfeife wegnehmen und dafür von ganz Teterow Prügel beziehen kann. Das wäre die Blüte des Volkslebens? Das seine Poesie? Nein, daß heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schludrigsten Sprechweise Vademecums-Anekdoten erzählt. Das ist Alles gleich, nämlich Alles gemein, Bürger und Adel, Hoch und Niedrig.“

Groth wirft Reuter vor, daß er mit der Darstellung von Roheit und Gemeinheit als Volksschriftsteller einen falschen Weg zur Wiedergabe der Natur beschritten habe. Nach Groths Meinung soll die Poesie die Natur so darstellen, „daß sie erhebt, selbst wenn sie scherzt, das ist ihre ideale Richtung, die sie nicht verlassen darf.“ Die Eigenart Mecklenburgs und seiner Bewohner, sagt Groth, wird man vergeblich in Reuters „Läuschen un Rimels“ suchen. Was man dort findet, ist ein „Augiasstall von Grobheit und Plumpheit“. Auf jeder Seite begegnet man Wörtern wie „Schapskopp, Esel, dumm, Näsendreihn, sure Arften, Schnupftabak und Buddel“, dazu einem Kauderwelsch von Mischsprache, das niemals als Volkssprache bezeichnet werden kann.

*

Was kann man und was soll man zu einer solchen vernichtenden Kritik Groths an Reuters Erstlingswerk sagen? In der sachlichen Beurteilung hatte Klaus Groth zum größten Teil recht, aber leider ließ er sich in seinem verständlichen Zorn zu einer überforcierten und provozierenden Ausdrucksweise hinreißen, die für Reuter beleidigend wirken mußte. Es fällt nicht schwer, die Gründe für Klaus Groths scharfe Kritik an Reuter zu finden. Im 25. der oben schon erwähnten Briefe gibt Groth die Erklärung dafür, warum er mit Reuter so ernst ins Gericht gehen mußte. Er sagt: „Man sollte vielleicht kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen, das gewiß nicht böse gemeint ist. Ich würde es auch nicht tun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird. Hüten wir uns, daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!“

Groth war mit der Herausgabe seines „Quickborn“ im Jahre 1852 der bahnbrechende Begründer der neuplattdeutschen Literatur geworden. Diese Tatsache, die in allen Literaturgeschichten gebührend herausgestellt wird, muß man sich zum Verständnis der Lage von damals vor Augen halten. Groth hatte in seiner Lyrik bewiesen, daß die plattdeutsche Sprache, die ältere Schwester des Hochdeutschen, „für alle Töne der Menschenbrust den artikulierten Leib, für jeden Gedanken das rechte Gewand“ besitzt. Für diesen neuen Pfad hoher künstlerischer Aussagemöglichkeiten bedeutete die platte und derbe, oft possenhafte Reimerei in Reuters „Läuschen un Rimels“ eine große Gefahr. Eine derartig leichte und mitunter seichte Unterhaltungsliteratur, die der allgemein verbreiteten Publikumsmeinung Recht zu geben schien, daß die plattdeutsche Sprache nur für die Gestaltung lustiger und scherzhafter Dinge taugte, war für Groths Ideal der neuplattdeutschen Dichtung der schwerste Affront.

In dieser Sachlage kam nun in verschlimmernder Weise noch ein Umstand hinzu, der Klaus Groths berechtigten Zorn zur Weißglut entflammete. Bei der Kritik von Reuters „Kein Hüsing“ im „Deutschen Museum“ vom November 1857 sprach der Herausgeber Prutz Fritz Reuter seine uneingeschränkte Anerkennung aus. Er feierte Reuter im Gegensatz zu Groth, der unter hochdeutschem Einfluß stehe, als den Vertreter echt niederdeutscher Denkweise, er reihte Reuter „unsern besten komischen Dichtern“ an, dessen Name in Mecklenburg und Pommern „selbst da noch mit Begeisterung genannt wird, wo man übrigens kaum einen zweiten deutschen Dichter kennt“. Eine derartige Kritik, wie sie von Prutz gebracht worden war, konnte von Groth nur mit Entrüstung aufgenommen werden. Bereits in dem vierten seiner Briefe über „Hochdeutsch und Plattdeutsch“ empörte er sich über die Anerkennung von Reuters „Läuschen un Rimels“ durch maßgebende Kritiker. Er sagt dort: „Aber Gedichte in plattdeutscher Mundart müssen nach dem Kuhstall riechen, das ist Selbstverstand, und jede Ode unter ihnen wäre eine Sünde wider Apollo. Woher kommt das? Hat es einen vernünftigen Grund, wenn die Kritik jetzt die Muse des ‚Quickborn‘ für eine verkappte Hochdeutsche erklärt, man habe sich täuschen lassen, sie sei zu vornehm, um plattdeutsch zu sein, und Fritz Reuters Muse laut für die echte plattdeutsche, ausdrücklich weil sie einer Viehmagd gleiche?“

Groths Angriffe versetzten Reuter in heftige Erregung. Noch in demselben Jahr 1858 verfaßte er eine ungefähr 30 Seiten umfassende Antwort, die als Schrift unter dem Titel erschien: „Abweisung der ungerechten Angriffe, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat.“

Geschickt bringt Reuter in dieser Abhandlung alles Notwendige und Mögliche zu seiner Verteidigung vor, dadurch, daß er Wort für Wort, Satz für Satz Groth eine Widerlegung entgegenhält. Er gibt Beispiele aus dem „Quickborn“, die zeigen, daß jene harmlosen Mittel der Komik, die Groth ihm vorwirft, auch von diesem selbst nicht verschmäht worden sind. Ich gehe nicht auf die Einzelheiten ein, weil das eine unfruchtbare Angelegenheit bedeuten würde und weil gottlob der Streit der beiden großen Dichter im darauffolgenden Jahr mit einem Happy End abgeschlossen wurde. Aber einen Punkt am Schluß von Reuters „Abweisung“ muß ich doch noch erwähnen. Groth hatte aus der Landmagd, mit der Reuters Muse in der schon erwähnten Kritik verglichen wurde, eine Viehmagd gemacht. Darüber war Reuter so erbost, daß er schrieb: „Diese böswillige Fälschung des Ausdrucks ist perfide, ist unehrlich. Nicht zum Heil der plattdeutschen Sprache haben Sie mich angegriffen, sondern um mich zu kränken, um mich persönlich zu beleidigen.“

*

Ungefähr ein Jahr nach der unerfreulichen Auseinandersetzung schrieb Klaus Groth in der Weihnachtsnummer des „Altonäer Merkur“ eine glänzende Besprechung über Reuters ersten Band der „Ollen Kamellen“. Es ehrte Groth, daß er als erster seine Stimme erhob zum Lobe des früher Angegriffenen. Persönliche Beziehungen zwischen den beiden Dichtern sind nicht zustande gekommen. Für die weitere Entwicklung der von Groth neu begründeten plattdeutschen Literatur brachte die Polemik als fruchtbares Ergebnis die Tatsache, daß ein Maßstab geschaffen wurde für die Bewertung

echter plattdeutscher Dichtung im Gegensatz zum unterhaltenden Schrifttum und daß aufgeräumt wurde mit der Meinung, die plattdeutsche Sprache taue nur für lustige Reimereien und für Possen. Zugunsten Reuters und für die Ehrenrettung der Gattung der Läuschen muß gesagt werden, daß namhafte Kritiker, gelegentlich dieser Auseinandersetzung und auch nachher, einige gute Eigenschaften, ja Qualitäten der Läuschen, herausstellten, wie das Lokalkolorit, die Genrebilder und nicht zuletzt den Humor. Niemand, auch Groth nicht, hat bestritten, daß Reuter ein Meister auf dem Gebiet der unterhaltenden Läuschen war.

So verschieden Klaus Groth und Fritz Reuter in ihrer Art und ihrem Dichten sind, der eine allgemein bekannt als der größte plattdeutsche Lyriker, der andere als der bedeutendste plattdeutsche Epiker, es drängen sich bei einer Gegenüberstellung manche gemeinsame Züge auf, durch welche die beiden Dichter sich für uns verbinden. Die nun folgenden Betrachtungen sollen dieses einigende Band aufzeigen, sie wollen zugleich den versöhnenden Schlußstrich unter das Gewesene setzen und uns Anlaß geben, heute des großen dichterischen Vermächnisses der beiden in Dankbarkeit zu gedenken.

Rein vom Äußeren her, infolge der durch die Zeit bedingten Umstände, werden Klaus Groth und Fritz Reuter beide in der Literaturgeschichte der Bewegung des Realismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts zugeordnet. Karl Bunje gibt folgende treffende Definition dieser literarischen Epoche: „Die neue Wirklichkeit sucht den Menschen in seiner realen wie idealen Abhängigkeit zu erfassen. Das ist das Entscheidende: Trotz der Hinwendung zur Wirklichkeit ist das irrationale Moment nicht aufgehoben; es erhält im Gegenteil erst jetzt seine volle reale Bedeutung. Das heißt, daß nun erst „die Existenz des Übersinnlichen in realer Wirklichkeitsfreude möglich wird.“

*

Groth und Reuter stellen Landschaft und Menschen ihrer Heimat in ihren Werken dar und sie bedienen sich dazu der angestammten plattdeutschen Volkssprache. Für beide ist diese Heimat eine geordnete, heile Welt, sinnvoll in ihrer Einheit. Nur das Leben in der Heimat kann den Menschen, vor allem in seiner Jugend, wirklich glücklich machen, so daß er dort eine Art Paradies findet. Bei Groth spüren wir das eben Gesagte beispielhaft in dem schönen Gedicht „Michelimarkt“. Für den Dichter ist Bredstedt der Mittelpunkt der Welt. Die Menschen, die dort wohnen, sind Freunde und Nachbarn. In der Umgebung kann man meilenweit wandern ohne einen Menschen zu treffen:

„Dat is so still, man hört en Fleerlink flegen.
Un wenn man denn to Hus na Bredstedt to geit,
De Thorn deröwer un de Wulken achter,
So treckt eent' orndli warm hin öwern Bossen,
Denn is't so schmuck — wat Schöners gifft dat nich. —“

Und nun muß man Stadt und Menschen gar erst am herrlichsten Tag des Jahres dort erleben, am Fest des Michelimarktes. Da liegen Hoffnung, Sehnsucht und Erinnerung in der Luft, und jeder, der in seiner Kindheit mit den lieben Angehörigen über den Markt gegangen ist und gestaunt hat, denkt noch in den spätesten Jahren seines Lebens zurück an dieses Erlebnis:

„Den driipt de Ton, den treckt he bet ant Hart,
Den röppt he ut sin eensam still Gewes',
Un lockt em mit to söken na dat Glück,
Ob't sik ni finn lett oder ok bedwingen.“

Dieser Ton, in dem sich der Ruf des Glückes für den Menschen in der irdischen Heimat symbolisiert, kehrt oft wieder bei Groth, ich erinnere nur an die folgende Stelle in „Min Jehann“:

„Och ne, wenn do de Scheper sung
Alleen int wide Feld:
Ni wahr, Jehann? dat weer en Ton!
De eenzige op de Welt.“

Groth fand das Glück auf dieser Erde, als er sich in seiner Dichtung allen persönlichen Kummer, das Übermaß des Leidens und der tiefen Enttäuschung, seine ganze seelische Wehmut vom Herzen singen konnte und seiner geliebten Dithmarscher Heimat in der Muttersprache ein unvergängliches Denkmal und Vermächtnis schenken durfte.

Auch Reuter zeigt uns in seinen Werken ein Bild seiner Heimat, in dem sinnvolle Ordnung und glückbringende Harmonie vorherrschen und alles überstrahlt wird von der Sonne eines Herz und Seele erwärmenden Humors. Man kann es wohl ein Wunder nennen, daß Reuter sich aus dem verzweifelten Abgrund seines übermenschlichen Leidens zu einer so einzigartigen genialen Entfaltung seiner dichterischen Begabung durchgerungen hat. Er verdankte dieses Glück nicht zuletzt der aufopfernden Hingabe seiner Frau und seiner Liebe zur mecklenburgischen Heimat. In der Gestalt Bräsigs in Reuters Hauptwerk „Ut mine Stromtid“ offenbart sich uns des Dichters Weltanschauung. Bräsig tritt erfolgreich allen entgegen, die wie z. B. Pomuchelskopp und Slusuhr aus Eigennutz und Profitgier das Glück ihrer Mitmenschen schmälern wollen. Er kämpft gegen Verleumdung, Frechheit und Anmaßung. Er hilft allen, die in Not sind und unschuldig leiden. Mit seinem Humor erfreut und erzieht er die Menschen und bringt in den entscheidenden Augenblicken die Versöhnung zwischen Ideal und Wirklichkeit zustande. Für Bräsig wie für Reuter treffen in einzigartiger Weise folgende Worte zu:

„Das sind die Starken im Lande,
Die unter Tränen lachen,
Ihr eigenes Leid verbergen
Und andere fröhlich machen.“

Man kann wohl mit Fug und Recht einen Menschen wahrhaft glücklich nennen, der nach einem sinnvoll vollbrachten Leben ohne Angst und Verzweiflung dem Tode entgegenseht. Bräsigs Sterbestunde ist dafür ein seltenes Beispiel. Im Leben wie im Sterben galt sein Sinnen und Trachten und seine ganze Sorge nur seinen Angehörigen und Freunden, über seinen nahen Tod äußert er sich nur mit drei Worten:

„Un an sin Bedd satt de Fru Pastern un de Fru Nüßlern un sin oll Korl Hawermann, un de Fru Pastern frog: ‚Lieber Bräsig, soll ich nicht den jungen Herrn Pastor rüber rufen?‘ — ‚Lassen Sie das, Frau Pastorin, Sie haben mich mein Lewen lang ümmer for einen ollen Heiden taxiert; ’s mag nicht recht gewesen sein, daß ich solchen Lebenslauf geführt habe; aber die Pastergeschichten! . . . Ne! es is mich so bequemer. — Und, Korl, 2000 Taler soll meine Swesterdochter Lotting haben, un das andere soll die Schule in Rahnstädt haben; denn, Korl, die Frau Pastern hat zu leben, und du hast auch zu leben, aber mit die kleinen Schulkindern ist es ein Jammer! — Und die Madam Nüßlein hat zu leben, un mein Pät Mining hat zu leben, un Korl, du hast zu leben, und ihr alle habt zu leben, und ich hab’ zu sterben.“ Bräsig begann dann zu phantasieren, aber er kommt wieder zum Bewußtsein, richtet sich auf und sagt: „Frau Nüßlein, legen Sie mich die Hand auf dem Kopf; ich habe Ihnen ümmer geliebt. — Korl Hawermann, reib mir die Beine, sie sind mir kalt.“ Hawermann ded’t, dunn flog so’n lustig Lachen äwer Bräsigen sin Gesicht, un langsam kamm’t herut: ‚In dem Stil war ich dich doch über.‘ — Dunn was’t all.“ In der letzten Minute vor dem Tode triumphierte Bräsig mit seinem schelmenhaften Humor.

In unvergeßlicher Weise wird die beglückende Einheit zwischen irdischer und ewiger Heimat von Reuter in den Zeilen geschildert, die sich an Bräsigs Tod anschließen. Der Dichter berichtet, daß die „lütte Fru Pastorin“ bald danach in die Ewigkeit folgte. Wir lesen dort: „t giwwt wenig Minschen, de sick in’n ganzen noch freuen up de Ird un doch girn starwen. Tau de wenigen hürte de lütte runne Fru, ehr geföll’t all woll noch hier unnen, äwer wenn sei an baben dachte, denn steg en olles schönes Bild in ehr up, un olle Kläng’ klungen in ehre Uhren, denn sei dacht sick den Himmel as ’ne lütte, nüdliche, rendliche Dörpkirch, wo de Engel in sungen un ehr Paster in predigte. Nu is sei baben bi em un steckt em wedder dat Mäntelken hinnen in den Rocksragren un binnt em de Böffken vör un singt mit in de lütte Kirch, kein ‚Sterbelieder‘ mih, ne! Auferstehungslieder.“

Geborgenheit in der Heimat bedeutete für Groth wahres Glück ebenso wie für Reuter. Man vergleiche einmal die moderne Dichtung der Absurdität, der Sinnlosigkeit des Daseins, mit den Werken unserer beiden Dichter, um die großen Wandlungen zu erkennen, die sich in den vergangenen hundert Jahren vollzogen haben. Es lohnt sich, einen Augenblick bei der Heimatliebe und dem Heimateerlebnis zu verweilen, einmal nach der Eigenart und Kraft dieser Gefühlsregungen zu fragen und vielleicht etwas über das von ihnen herrührende Glück zu erfahren. Heimat bedeutet für uns Menschen die Stätte der Geburt und den Fleck der Erde, auf dem wir unsere Kindheit erleben, oder später unseren dauernden Wohnplatz haben. Von dem Augenblick an, da wir in unsere irdische Heimat hineingeboren werden, umgibt uns die Liebe der Mutter. Es ist auch in der Hauptsache die Mutter, die uns den Zugang in die geheimnisvolle Welt der Sprache, unserer Muttersprache, öffnet und damit zugleich das Tor zum Wunderreich des Geistes und der Kultur. Das Gefühl der Geborgenheit in der Heimat wäre für uns nicht denkbar ohne die Bezogenheit zu Gott, der sich in seiner Schöpfung, der schönen und oft auch gewaltigen Natur offenbart. In dem Umgang mit unseren Mitmenschen formen sich die Begriffe der gesellschaftlichen Beziehungen sowie unsere Anschauungen von Sitte und Brauch. Obwohl der Verstand uns nichts über den Ursprung der Sprache, über die Existenz und das Wesen Gottes, über die letzte, qualitative Beschaffenheit der Dinge in der Natur, über den Grund der Mutterliebe und den Sinn der Geschichte zur Erklärung sagen kann, gestalten wir in der Kindheit aus den Eindrücken und Erlebnissen der Heimat ein Weltbild, das uns in seiner Einheit und Harmonie den Sinn aller Dinge und unseres Lebens enträtselt und das gerade wegen seiner innigen Bezogenheit zum Urgrund des Seins so einfach und klar ist. Das Leben in der Nähe des für unser Erkennen so dunklen Grundes läßt uns wunderbarerweise das Gefühl wirklicher Geborgenheit empfinden, wir sind umwoben von dem Frieden und Glück des Zuhause-seins: „Die Existenz des Übersinnlichen wird in realer Wirklichkeitsfreude möglich.“

*

Aber später kommt für viele Menschen die Zeit, da sie die Kraft und Leistungsfähigkeit des Verstandes höher schätzen als alles andere und sich seiner Vorherrschaft mit Haut und Haar fügen. Da sie festgestellt haben, daß der Verstand Gewaltiges vollbringen kann, haben sie nun nur noch den einen Glauben, daß er ihnen alles, auch das Letzte erklären und enträtseln kann. Sie leben sich aus der Nähe zu Gott, zur Natur und zu den Wundern dieser Welt hinaus und werden heimatlos, elend. Alle Dinge haben für sie nur noch eine Bedeutung, soweit sie sich als Mittel für ihr berechnendes Tun und Schaffen verwenden lassen. Egoismus und Profitgier verdrängen die Liebe; da Gott nicht erkannt werden kann, wird seine Existenz kurzerhand geleugnet, und der einst für Wunder empfängliche Mensch wird zu einem seelenlosen Automaten, er ist blind für alle Schönheit, für die Sinnhaftigkeit und eine erfüllte Ordnung seines Daseins. Aber genauso wie wir in unserem sittlichen Handeln durch das Gewissen gerufen werden, das Gute zu tun, genauso ergeht an uns der Ruf, zurückzukehren in die Nähe Gottes, in Liebe unseren Angehörigen und Mitmenschen zugetan zu sein und aus unserer verzweifelten Abgeschlossenheit hinauszukommen, um wieder empfänglich zu werden für die Schönheit und Gewaltigkeit der Natur und für die ewige Kraft des Geistes. Dem Ruf der Heimat verdanken wir den stets sich wiederholenden Antrieb und Auftrag, auf die die Erfüllung unserer Aufgaben als Mensch bedacht zu sein.

*

Aus den Werken Klaus Groths und Fritz Reuters ergeht auch heute noch an uns in den lieben, vertrauten Lauten unserer Muttersprache der Ruf der Heimat. Beherzigen wir diesen Appell, auch wenn die heutige Zeit es uns oft schwer macht, gläubig, gütig und glücklich zu sein. Das Bild der Landschaft, des Dorfes und der Stadt hat sich gewaltig verändert, in Hochhäusern und Wolkenkratzern sind nicht mehr alle Menschen Freunde und Nachbarn wie einst in Bredstedt oder Gürlitz. Die gewaltige Entwicklung der Technik hat unseren Horizont erweitert bis in den Weltenraum und läßt doch unser Herz oft bange werden in der Furcht vor der Vernichtung unserer Erde durch Atomkriege. Was bedeutet heute noch ein Volk angesichts der Zusammenballung der Macht

in zwei oder drei Großblockstaaten? Das Wort Vaterland wird von vielen jugendlichen Menschen als überaltert und unmodern über Bord geworfen, und Heimat verlachen gar manche und nennen die Liebe zu ihr eine rührselige Schnulze. Diese letzte Bemerkung trifft aber nicht zu für Heimatlieder aus fremden Ländern, die unter dem Titel von „Folklore“ zu uns nach Deutschland kommen. Die organisierte Vergnügungsindustrie und tausendfache Ablenkungen und Zerstreuungen bringen den von der Arbeit und Hast des Alltags erschöpften Menschen um Stille und Besinnung. Bindungen sowohl in der Familie wie im Leben der Gemeinschaft werden als lästig empfunden und abgelehnt. Man kennt keine Grenzen bei der Maßlosigkeit der Ansprüche und vergißt darüber die Erfüllung der Pflicht. Jeder ernsthaft eingestellte Mensch hat es heute unter diesen Umständen schwer, sich zu einer sinnvollen Gestaltung des Lebens durchzuringen. Ich möchte das Gesagte beispielhaft zeigen an dem Gedicht „Op de Heid“ von Dieter Bellmann, der im Jahre 1966 in Bevensen mit dem Klaus-Groth-Preis ausgezeichnet wurde. Um den Wandel von einst und jetzt deutlich zu machen durch eine vergleichende Gegenüberstellung, bringe ich vorher Klaus Groths Gedicht „Dat Moor“:

Dat Moor

„De Borrn bewegt sik op un dal,
As gungst du langst en böken Bahl,
Dat Water schülpert in'e Graff,
De Grasnarv bewert op un af;
Dat geiht hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat wullgras schint so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee:
Den Hadbar reckt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Pock int Reet hentlank
Un singt uns abends sin Gesang;
De Voß, de bru't, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un slöppt.

Du hörst din Schritt ni, wenn du geist
Du hörst de Rüschen, wenn du steist,
Dat lev't un wevt int ganze Feld,
As weer't bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mot:
Wull weet, wo lange he dör de Heid
Noch frisch und kräfti geit!“

Bei Groth erleben wir die Einheit von Mensch, Erde und Natur in einer metaphysischen Ordnung. Trotz aller Gefahren und des unumgänglichen Todes bestärkt der Gang über das Moor eher den inneren Frieden unserer Seele, als daß er ihn stört.

Bei Bellmann erschüttert uns das Ringen eines verzweifelten Herzens, und wir sind von banger Sorge um die Zukunft erfüllt.

In unserer heutigen hoch-technisierten Welt ist Heimat nur noch für wenige Menschen ein fester, überkommener Besitz, dessen sie sich in idyllischer Ruhe erfreuen dürfen. Heimat ist für uns heute eine Aufgabe, an deren Erfüllung wir täglich bis zum Ende unseres Daseins zu arbeiten haben. Um auf dieser Erde wirklich seßhaft zu werden, so daß wir uns heimatlich geborgen und glücklich fühlen, müssen wir den Aufgaben unserer Zeit gerecht werden, die Fortschritte der Technik seelisch erfassen und ver-

Op de Heid

„De Obend fällt ut dusend Stiern,
De Mond stigt bevern op;
En överbogen krummstött Hüürn,
Wachangeln weegt den Kopp.

De Wischen witt, de Fuhren swatt,
En Sarg mit Liekendoock —
Ik heff wohl lang keen Leev mihr hatt,
Ik ward ut mi nich klook.

Sleit Nevel nich en Hochtietskleeed
Üm brögamsfarven Fuhr'n?
Glück to, keen sik tohopdoon weet,
De Nacht to överdur'n.

Fall, Obend, mi ut dusend Stiern,
Stieg, Moondhuurn, bevern op,
Mien drangvull slogen Hart to stüürn,
Keuhl, Nachtwind, mi den Kopp!“

Dieter Bellmann

werten, charakterlich Schritt halten mit den Segnungen der Zivilisation, aller Verwaltung, Organisation und Bürokratie zum Trotz den Menschen in den Mittelpunkt stellen und neben dem Verstand auch die Kräfte des Wollens und Fühlens achten und pflegen. Zu diesem Zweck können wir nichts Besseres tun als uns auf das Erbe unserer Väter zu besinnen, auf jene Kräfte des Charakters, des Geistes und des Glaubens, die ihnen die sinnvolle Gestaltung ihres Lebens ermöglichten.

Unsere Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter haben uns in ihren Werken ein Vermächtnis hinterlassen, das uns den Weg zeigt. In ihrem Sinne wollen wir unser Leben in dieser irdischen Heimat für uns selbst und unsere Mitmenschen so gestalten, daß uns um die letzte, ewige Heimat und ihren Frieden nicht bange zu sein braucht.

Die Liebende

Alltag welkt in toter Stunde.
Abend zündet Himmelslicht,
Glüht in leicht geschlagner Wunde,
Die aus Einsamkeiten bricht.

In die Nacht bin ich getrieben
Wie ein losgeriss'ner Kahn.
Und ich glüh mit deinem Lieben
Und ich sink mit deinem Wahn.

Deine Hand ist Lichtgebärde.
O, daß Morgen immer kam
Und die Nacht der Liebeserde
In die kühlen Winde nahm!

Ach, die Nacht ist nur der Schatten
Eines Tages — und so kurz.
Und die Seligkeiten hatten,
Fallen im Planetensturz.

Fritz Hagemann

Der schwarze Gottvergeß

(Das Märchen von der schwarzen Taubnessel)

Von Goede Gendrich

Es war einmal vor nahezu einem halben Jahrtausend ein Hintersasse. Der lebte im Mansfeldschen und führte wie seinesgleichen ein ärmliches oder, wie man wohl damals zu sagen pflegte, ein niederträchtiges Leben.

Seine ärmliche Hütte stand ohne Sockel auf der nackten Erde, von Lehm und Stroh waren die niedrigen Wände gefügt, und gegen die Sonne und den Regen schützte ein rohes Dach aus Moos und erdenen Plaggen.

So wohnte der Heidigi.

Er aß das schwarze Brot seines kargen Ackers und löffelte den Brei, den ihm Crescentia, sein Weib, am Abend über dem offenen Feuer bereitete. Eine Zwillichgippe und zween derbe Bundschuhe kleideten seinen hageren Leib.

Heidigi war — wie das ganze mühselige Volk der Hintersassen, Hirten und Kübler — mit Fron und Scharwerk, mit Zoll und Zins hart beladen. Doch blieb er allzeit ein gar einfältiger und wohlnutziger Mann, der nicht über den Zaun seines Anwesens hinweg mit scheelsüchtigen Augen auf die Hoffart der Junker und Herren blickte.

Seinem Herrn, dem Grafen zu Mansfeld, diente er mit der Kraft seiner breiten und starken Hände. Er half die Früchte vom Feld in die Scheuer fahren, die Hölzer im Wald schlagen und das Wild in die Netze des Grafen treiben. War es auch ein Geringes, was ihm an eigener Nutzung überkam, er fristete sein mühseliges Leben und wußte auch das der Crescentia wohl zu bestallen. Selbst dem Kater Hiez wurde an jedem Abend ein ausreichender Fraß.

Es beglückte den Heidigi, daß das fröhliche Lachen Crescentias einen wohlthuenden Schimmer über ihre gemeinsame Armut warf. Er freute sich ihres reifen und festen Leibes, den er wohl im Übermut seiner männlichen Kraft die tägliche Freude des kleinen Mannes nannte, und er ließ sich diese Freude nicht nehmen, bis dieser wohlgeformte Leib von seinen Lenden gesegnet war. Da erst wurde Heidigi so recht seines Herzens froh, er dankte der Crescentia mit harten und unbeholfenen Händen und nicht minder der Mutter Maria, der er einen Wachsstock für zween Schilling und einen Pfennig opferte.

Am Donnerstag nach Corporis Christi meldete Heidigi dem Mansfelder Vogt die Ankunft eines Knaben, den Crescentia in der Freude ihres Herzens Gottheil Heidigi zu nennen befahl.

Der Vogt, ein gar gütiger und kluger Mann, lächelte über diesen merkwürdigen Namen, und er fragte den Heidigi, ob er nicht wisse, daß Gottheil der Name einer schönen Blume sei und ob ihm der Kalender der Heiligen keinen besseren Namen verrate?

Nein, meinte Heidige, und es möge dabei sein Bewenden haben; sei doch Crescentia eine Blumennärrin und habe sie ihm doch selbst diesen Namen anzugeben geboten.

Nun ja, gewiß sei es ein frommer und schöner Name und gewiß würde das Kloster keinen Eintrag dagegen erheben, wiewohl es die Macht dazu habe.

Am Ende verließ Heidige mit solcher Bewilligung die Vogtei, obenhin noch vom Vogt für ein Jahr mit dem Erlaß des Ungelts für zehn Malter Korn und hundert Pfund Fleisch beschenkt, das aber sind für einen Malter zween Schilling und auf ein Pfund drei Lot.

War auch der Tag der Hintersassen mit mühseliger Hantierung und mit Furcht und Sorge um den nächsten Tag überladen, der Heidigi lachte und freute sich seines Weibes

und Sohnes. Des Abends saß er mit ihnen vor der Hütte und blickte in den Graspark, dessen schmale Steige Crescentia mit der Pracht mancherlei Blumen eingefast hatte. Schneeglocken und Maiblumen, Osterglocken und Pfingstrosen, Tulpen und Bauernrot, Goldlack und Atern blühten dort, ein jedes zu seiner Zeit.

Es dünkte den Heidigi diese Pracht seines Anwesens oft anmaßend, so bescheiden war er. Und er meinte, ein solches gehöre in den Garten des gnädigen Herrn Grafen. Doch legte er sich nicht dagegen und gönnte seinem Weib diese reichliche Freude, mochten auch die Nachbarn es unziemlich und seiner Armut nicht gemäß schelten.

Da sich der Heidigi unter der Arbeit des Trunkes enthielt und auch sonst sittsam Ordnung und Gesetz bewahrte, blühten ihm, wie die Blumen, die Herzen, die Gott ihm anvertraut hatte. Der kleine Gottheil lärmte immer lauter in den Tag, dessen er an jedem Morgen über der Fülle der Blumen ansichtig wurde. Bisweilen saß er einselig im Graspark und legte seine winzigen Fäuste um den Stiel einer großen Glockenblume, bis er ein zartes und silbernes Läuten vernahm und seine Augen voller Tränen standen; so himmlisch dünkte ihn das liebliche Läuten der Blütenglocke.

Größer wurde der Gottheil, um vieles größer als die Glockenblume, ein starker und hurtiger Bursche, der wagte und werkte und sich mit seiner Arbeit immer wieder eine Lust zum Leben machte. Nie vergaß er seiner Liebe zu den Blumen, und als er so groß wurde, daß sein Herz von süßer Traurigkeit gekränkt war, wenn er an das Mädchen Afra dachte, lief er in den Garten seiner Mutter und traute ihnen an, wes sein Herz voll war. Und konnte er es ihnen mit Worten nicht reichen, trug er es ihren stillen Blüten mit scheuen und schweren Händen an, was ihn solcherart bewegte.

Als bald aber geschah es auf sonderliche Weise, daß Gottheil seinen Namen, die Afra und die Blumen verlor und er im frühen Ausgang seines Lebens vor einem Feld stand, von dem ein Galgen sich zum Himmel hob.

Solches will ich euch nun nachreden.

Hört zu!

Im Garten Crescentias blühten die Blumen. Ihrer viele leuchteten mit roten, gelben, blauen und weißen Blüten, und es war eine Pracht, ihrer sanften Schönheit, ihrem geduldigen Reifen nach der Fron und dem Schweiß des Tages zuzuschauen.

Um die Mitte des Jahres hob sich aus den Blüten eine Knospe in so gestraffter und wohlgeformter Anmut, daß sich Gottheils Eltern kaum Genüge tun konnten, diese wundersame Schöpfung einer schlanken Rose zu preisen. Es dünkte sie ihre verhüllte Keuschheit so merkwürdig, sie stand ihnen so gegensätzlich zu der harten und rohen Bürde ihrer täglichen Arbeit, sie war ihren derben, vom Scharwerk rissigen Händen so unfaßbar, daß sie ihnen als ein göttliches Wunder erschien. Sie warteten geduldig, daß es eines Tages ihren sehnsüchtigen Augen die Herrlichkeit eines überirdischen Geschehens offenbaren werde, und ihre Worte gingen behutsam um die Frage, welcher Art der Duft und welchen Tones die Farbe dieser Knospe sein würden.

Gottheil sah das mähliche Wachsen der Knospe, und es verlangte ihn, diese Blume, die seine Eltern als die schönste aller Blumen priesen, der jungen Afra zuzutragen. Als er sah, daß sie seinen Blicken mit dem törichtem Lächeln ihres kindlichen Mundes begegnete, und er also glaubte, daß ihr Herz ihm in Liebe zugetan, begehrte sein unreifer Sinn nach ihrer ganzen und vollen Schönheit. Und er rüstete sich in ungeduldiger und quälender Lust, ihr unter dem Abend zu begegnen.

Als die Nebelfrauen mit biegsamen Leibern über die mond hellen Wiesen tanzten, vermochte er den Brand seines Blutes nicht mehr zu stillen. Sein wildes Begehren wurde so über alle Maßen groß, daß er der Andacht in den Augen seiner Eltern nicht mehr achtete und nicht der schlagenden Qual seines Gewissens. Er brach die Blume und trug sie in der Nacht in die Kammer seiner jungen Buhlin. Doch da er sie vor ihrer Reife brach, zerbrach er die Fröhlichkeit seines Lebens und die Andacht in den Augen seiner Eltern.

Als er stritt, ein solches getan zu haben, stand ihm die Lüge häßlich auf den Lippen. Als er trotzte und abermals das Glück in der Kammer suchte, erstickte das Glück unter

dem verwesenden Hauch der sterbenden Blüte. Und als er weinte und schluchzte und immer erbärmlicher seine Seele entmannte, da wandte sich auch das junge Weib von ihm und die Kälte ihres Herzens jagte ihn in die Dunkelheit eines verworfenen Lebens.

Gewiß trug sich noch mancherlei anderes zu, was den Gottheil Heidigi also vom Guten zum Bösen wandelte. Da aber alles, was seines Wesens Änderung so jach herbeiführte, was die in der Geborgenheit seines Geschlechts schlummernde Bosheit weckte, was Untenliegendem so plötzlich die Oberhand gab, dem Übermaß seiner Ungeduld, der Qual seiner ungereiften Lust und dem Verlangen nach alsogleicher Fülle entsprang, mag in diesem nur dem Ursächlichen das Wort geredet sein.

In einer der nächsten Nächte fiel er jach und ungestüm über Crescentias Garten her. Er schlug Blume um Blume von dem sie tragenden Stamm, er trat mit derben Schuhen, was in Schönheit und Unschuld sein Herz bewegt hatte, er lachte unter zornigen Tränen, er schmähte und lästerte, und als der helle Morgen über die Nacht kam und er fürchten mußte, daß man ihm hinterkommen werde, fluchte er seiner Liebe und seines Namens, der der Name einer Blume war. Und er vergaß das Land, in dem das Kind Gottheil unter zerschlagenen Blüten saß und traurig seinem wilden und wüsten Weg nachblickte.

Unstet und flüchtig streifte er alsbald durch das Land, niemand zum Freund und jedermann Feind; heute ein Dieb und morgen ein Lump, eine Furcht und eine Angst den Menschen, ein Wolf, schindend und schabend und mit Gewalt an sich reißend, was seiner List und seiner Kraft vermöge; ein unwilliger Hund, von niemand geführt denn vom Haß seines Herzens, von niemand gelockt denn vom Pfiff seiner Not; und nirgends einer anderen Hantierung denn jagend und raubend, denn saufend und prassend. Seines Vaters und seiner Mutter, seiner Liebe und seines Namens und am Ende auch Gottes vergessend, lief sein Weg in das Lager einer wilden Horde, der das Leben eines Menschen nicht mehr war als das Wehen eines Windes, als das Wispern einer Weide.

Um die Mittes des Jahres war er der Heimat entlaufen. Nun war es der Tag der Kreuzeserfindung, und ein Winter, lang und mit düsteren Nächten, hart und voller Not des Leibes und des Lebens, lag hinter ihm. Das Wetter hatte seine Kleidung gemürbt, die Gippe hing ihm zerfetzt von den Schultern und der Rauch der Lagerfeuer hatte ihm Haut und Haare gebeizt, also daß das Unmaß seiner Verkommenheit voll war.

Ohne Andacht vor der Feier des Tages lag er im Holz. Der Glockenklang der Kirchen lief an seinem Ohr vorüber und die Süße des Wonnemonds verging vor seinen harten und spähenden Augen. Ein rechtes Schnapperwesen hing ihm an. Seine Sinne waren allein auf die Landstraße gerichtet, die den einsamen Wald durchlief und manchen Reichtum in den geplanten Wagen reisiger Kaufleute trug.

In solchem gewahrte er eines groben und schrötigen Mannes, der etliche Knechte zuhaufbrachte. Ihr Gebaren verriet leichtlich, daß es ihnen um eine Beute ging, deren Fang die Dunkelheit des Holzes dienen sollte; hatten sie sich doch hinter den Halt des wuchernden Straßenrandes gelegt und paßten dort scharf und in aller Achtung.

Als bald kam ein Zug reisiger Krämer, und der Mann und die Knechte fielen selbige an und schlugen ihrer fünf zu Tode. Sechs standen als gleich mit gebundenen Fäusten; einer aber entsprang ihnen. Da dieser ein Wams mit prächtigen Ketten und Steinen trug, stieß Gottheil Heidigi ihn also gelegentlich aus dem Leben und nahm dem Leichnam, was der Zufall ihm also leicht geboten.

Die Knechte, die ein solches gesehen, zürnten ihm und bestritten den Fang. Der Mann aber hieß sie vom Weg gehen und blickte finster und drohend auf Gottheil.

„Du scheinst mir kein Pracher“, meinte er. Dann blickte er auf den Erschlagenen, und als er sah, daß dessen Schädel mit grausamer Gewalt zertrümmert war, fügte er brummend hinzu: „Behalt, was du hast, denn eine jegliche Arbeit ist ihres Lohnes wert!“

Als Gottheil nur einen güldenen Ring vom Finger des Toten streifte, alles andere aber verächtlich den Knechten überkommen ließ, gefiel dem großspurigen Wesen des Mannes ein Solches und er fragte: „Wes Namen trägst du, Schwarzer?“

„Gott hat's vergessen — und ich schon lange“, entgegnete Heidigi.

„Wenn dir mein Wort nicht zuwider ist, dennso magst du bei uns bleiben, schwarzer Gottvergeß! Zween Hunde jagen besser denn einer.“

Und Heidigi blieb bei ihnen und wußte es bald nicht mehr anders, als daß sie ihn den schwarzen Gottvergeß namten, und er prahlte mit diesem Namen vor seinem Haß und seiner Finsternis. Bald wurde er der wildesten einer in der Rotte des wüsten Höltzels. Doch als ein Jahr darüber hin war, lag selbiger erschlagen am Anger:

Es war nicht allein blinder Streit und zufallender Zorn, daß der Höltzel des Todes darüber sein mußte; es war schon des langen kein gutes Jagen mehr, wo beide Hunde gleich stark waren und einer dem anderen über dem gerissenen Wild mit fletschenden Zähnen Widerpart bot.

Es war eine Nacht mit Sternen am Himmel und mit einem Mond, der sein Licht auf die rauchenden Wiesen warf, als sie in der Düsternis eines Holzes vor einem Anwesen paßten, das einsam im Feld und mit scharfen Schatten in der Helle des Mondes stand. Aus dem Garten ging ihnen der Duft der Blumen zu. Sie und ihre Knechte aber schnauften lüstern nach dem Fleisch, das sie vor sich in Faß und Federn wußten. Zum Tag hin setzten sie dem Bauern den roten Hahn auf den Strohhirst, schlugen zu Tode, was lebendigen Leibes war, und wurden schuldig des Verderbens an Mann und Weib, an Magd und Knecht.

Als jedermann tat, wie ihn gelüstete, hob sich ein Lachen aus den Blumen des Gartens, das Jauchzen aus der Kehle eines Kindes. Jach wandte es da den schwarzen Gottvergeß, und es trieb ihm das Herz zum Halse, als er eines Knaben und seiner tumben Freude an den schlagenden Flammen ansichtig wurde. Es brachen ihm schier die Knie und seine Lippen wurden weiß vor den Zähnen, als er des Knaben winzige Fäuste an dem Kelch einer Glockenblume sah. Mit einem vernahm er ein fernes, silbernes Läuten, seine Hände lockerten sich am Griff des Schwertes . . . Doch schon schlug Höltzel mit grober Faust das Eisen in den nackten Hals des Kindes, und das aufspringende Blut erstickte das Lachen und das Läuten.

„Narr du, schlaah doot oder lauf als Weib deines Weges!“ schrie Höltzel. Da aber sprang ihm der Kopf vom Kragen, so hart traf ihn die Hand des Heidigi.

Unter den Knechten folgte dieser Tat mancherlei heimliche Rede nach, ob sie auch gleich nicht wagten, wider den schwarzen Gottvergeß aufzustehen. Seine wilde Finsternis, die mehr denn je sein wüstes Gesicht beherrschte, bannte sie, und sie trugen seinen harten und herrischen Befehl gleich einem Eisen, das sie klammernd umschloß und schwer auf ihre Schultern drückte.

Doch lag eine teuflische Scham in seinem Befehl. Seit jener Stunde, da ihm vor dem Knaben Knie und Haß zu brechen drohten, brannten auf ihm die Blicke der Knechte. Vor jedem Überfall glaubte er in ihren Augen den höhnischen Spott zu sehen, mit dem sie sich seiner weibischen Schwäche erinnerten. Da seine Scham jedoch nicht vor Gott, sondern vor dem Teufel zu Kreuze kroch, glühte sie seinen Haß zu so gnadenloser Glut, daß kein Lebendiges davor zu bestehen vermochte. Sie heischte durch gräßliche Grausamkeit nach den beifallenden Blicken der Knechte und verstieg sich zu immer grausameren Ausfällen.

Doch mit ihr stieg ein nicht minder quälendes Mißtrauen: Wie, wenn der Beifall der Knechte nur Kitzel war; wie, wenn der Beifall der Knechte nur das Lärmen von Hunden, das Springen nach einem Knochen?

Es ging solcherweis durch Wochen und Monde. Dann aber schämte er sich seiner Scham vor den Knechten, und es wuchs ihm ins Ungeheure die Verachtung. Sie aber führt eine schwere und zwingende Hand, und nichts scheint ihr mehr entgegen als zukriechender Beifall, nichts ihr lieber als die armselige Aufsässigkeit knechtischer Gewalt; nährt doch die Verachtung ihren asomatischen Leib mit solcherart Kost.

In diesem nun wird sie überheblich und läßt mit der Zeit den Blick fahren, wo sie doch besser daran täte, ihn merksam auf jede Fährlichkeit zu richten, die dräuend ihr Haupt aufwirft. Sie sieht nicht den scheelen Haß in den unterschlagenen Augen, sie hört nicht den zwiedoppelten Klang in den prachernden Worten und weiß nie nichts um das wahrliche Wesen hundsfüttischer Knechte.

Also kam es, daß die Knechte mit nackten Klingen vor dem schwarzen Gottvergeß standen und ihm mit Gewalt anrieten, auf und davon zu gehen.

Es war unter ihnen einer, dessen listiges Wort guten Fürgang hatte; er war roten Haares, fast zierlicher Gestalt und verstand sich zu tragen, daß es kein schlechtes Ansehen hatte, wenn er mit gespreizten Fingern den fuchsigen Bart über das geschlitzte Wams strich. Er verstand seiner fistelnden Stimme ein gutes Gewicht zu geben, indem er dem schweren und trägen Trott der anderen seine Gedanken stets ein Stück Weges vorausschickte, also daß sie ihm bald hörig wurden.

Sein Reden ging dahin, daß es ihnen in der Länge nicht gegeben bliebe, ihre Bande unter dem Fähnlein des schwarzen Gottvergeß sicher durch alle Fährnisse zu steuern, denn allzu groß sei das Geschrei über das wüste Treiben ihres Meisters und mehr denn je kämen sie durch die Gewalt der Obrigkeit in arge Bedrängnis. Listig unterschlug er ihr eigenes Morden und Martern und wußte leichtlich seine Kumpane in die Überzeugung zu bringen, daß es besser sei, ein neues Fähnlein aufzuwerfen, dem nicht mehr die schwarze Blume im Feld stünde, das neue Fähnlein aber dem Bundschuh zuzuführen, unter dem alle Geschabten und Geschundenen sich itziger Zeit fänden. Eines aber sei um ihrer aller Sicherheit not: Dem schwarzen Gottvergeß abzusagen und sich von seinem wüsten Wesen zu trennen, andernfalls sie nicht hangen wollten in Wind und Wiede und unter Schwert und Schweinen.

Doch der schwarze Gottvergeß war nicht des Fürnehmens, sich aus freien Stücken seiner Gewalt über die Knechte zu begeben.

Als selbige im Dämmer der Nacht und in offenem Aufruhr vor ihm standen, brachte er ihrer zwei mit der blanken Waffe vom Leben zum Tode. Welches dennoch nicht hinderte, daß der Rote seinem Zorn entsprang und in den Bann der nahen Stadt flüchtete, allwo er Zeter und Mordio schrie, bis die Büttel seiner habhaft wurden und den, so er beschrien, in ihre Garne zu treiben trachteten.

Gegen Morgen hob sich der Wind über den Wald, er stieß den Rauch des Lagerfeuers in die bärtigen Gesichter der Knechte, daß sie die Augen noch schmal kniffen, als es unter den düsteren Blicken des schwarzen Gottvergeß ohnhin der Fall war.

Es lastete das Geschehen der Nacht auf ihnen, sie saßen geduckt, sie stierten in die blakenden Flammen und hüteten den Blick vor den toten Männern, über deren klaffende Schädel die Käfer krochen. Mit dem Roten und seinem prahlenden Hals war ihnen der Mut entlaufen, ihr geifernder Wille lag erschlagen gleich jenen Männern in ihrem Rücken, und die Angst kroch sie an wie die schwarzen Käfer die widerlich weißen Hirne der Toten.

Der Gottvergeß achtete nicht ihrer Furcht, wie er in der Nacht nicht ihres Lärmens geachtet. Es erschien ihm das Treiben der Knechte fernab seines eigenen Schicksals, das durch den zwiefachen Totschlag dieser Nacht seine letzte Bindung verloren hatte. Es lockte ihn in einer seltsamen und drängenden Weise, diesem Schicksal nachzugehen, und er fand sich in eine Unruhe geworfen, die wohl älter als diese Nacht, doch sichtlicher und offener als vor ihr in seine Gedanken einbrach. Also ging er in solchem alte und düstere Wege, und seine Gedanken traten hartfüßig über Trümmer und Tränen.

Als aber ein Lachen über seinen Weg lief und der Duft von Blumen darüberhin wehte, erschrak er und glaubte, mit diesem das Werden seiner Unruhe gefunden zu haben. Seine Sinne kreisten schwer und erregt um einen toten Knaben und um einen erschlagenen Mann, die inmitten von Blumen in einem fremden Garten lagen. Doch vermochte er der Züge des Knaben nicht habhaft zu werden, und er hastete alsbald über selbigen hinweg nach einem ferneren Bild, das, von unzweifelhafter Bedeutung,

dennoch nicht sich einzustellen bereit war. Und je weiter seine Gedanken den fährlichen und heillosen Weg zurückjachten, je ohnmächtiger er seine Gier spannte, um so weniger wurde ihm begreiflich, was ihm solcherart befahl, sich selbst zu verfolgen.

Er suchte mit einem bösen und hohnvollen Lachen den Zwang von sich zu werfen, er schüttelte sich gleich einem Hund, dem das Wasser über den Balg läuft, und eiferte zornmütig wider sich und die Welt. Doch ob er gleich hämisch die häßlich hangenden Lippen schürzte, also daß er fürchtiger und schreckender denn je anzublicken war, es geriet ihm schlecht, die Unruhe von sich zu werfen; ihre Zähne bissen und bohrten, und kein Blendwerk gewann mehr die Hand über ihr kreißendes Puchen und Pochen. Am Ende wurde er des Hausens in den Trümmern seines Lebens müde und es dünkten ihn Leben und Sterben und Himmel und Hölle einander gleich gültig.

Als er sich solcherart in einen Zustand versetzt fand, in dem kein Wasser mehr zu nätzen und kein Feuer mehr zu brennen vermag, fiel er stehenden Leibes in einen Schlaf, der ihn der grausamen Umwelt entrückte.

Jach durch ein Lärmen aus Traum und Schlaf aufgeschreckt, fand er sich wieder, in diesem unter vorgehaltenen Speißen. Seine Knechte lagen gebunden auf der Erde, und der Rote tanzte mit fistelndem Gelächter hinter den Bütteln, die ihrem eigenen Mut nicht zu trauen schienen. Sie hießen ihn, die Hände hinter das Haupt zu legen, sie schimpften ihn mit angstlauten Kehlen den schwarzen Gottvergeß und prahlten mit lärmenden Hälsen gleich den Hähern, denen der Habicht in den Hagen geflogen.

Für die Spanne eines Herzschlags brannte es den Gottvergeß, mit dem Schwert unter sie zu kommen, dann aber lächelte er ob des Lebens, und die Stricke schnürten seine Hände nicht mehr denn der Ekel seinen Hals.

Als die Sonne dreimal aus Gottes linker Hand in Gottes rechte Hand gerollt war, hatte der schwarze Gottvergeß mit Fug und Recht nach peinlicher Klage und rechtlicher Erkenntnis das Leben verwirkt. Als vor dem vierten Morgen der Hahn krächte und der Dämmer kroch, ward die Wiede gewunden und der Galgen gegraben. Als der Tag tagte und die Krähe krächzte, war der Spruch gesprochen und der Bruch gebrochen. Als der schwarze Gottvergeß den Hals in die Schlinge legte, warf er den Blick in die Weite, die Weite aber war leer und wüst. Als er den Blick auf die Erde warf, war die Erde verbrannt und bar jeglichen Lebens. Als er den Blick über sich hob, hing über ihm die Wiede, grau und gräßlich.

In diesem aber rollte zum andernmal die Sonne aus der Hand Gottes. Der Himmel wölbte sich über ihm, steil und in lichtblauer Farbe. Und er sah diesen Himmel aus seinem Leib aufspringen gleich einem Strahl, der sich zur Höhe hin mehr und mehr in eine unermeßliche Breite verlor.

In einem Strom unsäglichen Glücks sah er sich von Augenblick zu Augenblick kleiner werden, bis er einem Kinde glich. Er sah seine winzigen Fäuste sich um den silbergrünen Strahl legen, der sich in blaufarbener Höhe zu einem über alle Horizonte hinausgreifenden Kelch ausbreitete. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als trüge er auf seinen Fäusten die unermeßliche Weite des Himmels. Er hörte ein silbernes Läuten, das sich immer gewaltiger in die Höhe erhob. Doch in diesem sprang ein Mann neben das Kind, voll böser Bosheit und in bärtiger Fratze. Und als der Mann sein Schwert über das Kind hob, schrie Gottheil Heidigi auf. Die reißen Hand des Mannes aber durchschlug den aufspringenden Strahl, und dröhnend stürzte der Himmel auf die Erde.

Als Gottheil Heidige um eines Weibes willen von hinnen mußte, irrte seine Seele zwischen Himmel und Hölle, und nicht Gott noch Satan öffnete ihr das Tor.

So wissen die Alten zu erzählen. Und mehr noch: Sie sagen, es habe der Herr sich am Ende der irrenden Seele erbarnt, also daß es ihr um ihre frühe Liebe zu den Blumen vergönnt war, als Blume an Wegen und Wäldern zu wuchern. Sie nennen im Volk die schwarze Nessel den Schwarzen Gottvergeß und machen sich mancherlei Meinung über ihre häßliche Blüte, der über hangender, blaßbläulicher Lippe ein fauliger Atem entströmt. Sie sehen den Schwarzen Gottvergeß geil hinter gebrochenen

Zäunen auf Schutt und Scherben blühen und sagen: Siehe, es blühen die Gottvergesenen auf den Trümmern ihres verworfenen Lebens. So flechten sie im Volk Gott und Teufel, Blumen und Blüten, Wege und Wälder und den Schutt und die Scherben eines längst erloschenen Lebens zu einem Märchen, das immer noch mit leisen Füßen mitten durch unser Land geht.

Wir aber denken, daß ein Schicksal geschah, wie es wohl immer Menschen geschieht, die ihrer Liebe mit dem Ausdruck eines einfältigen Herzens nicht Genüge zu tun vermögen, die prahlen und hochmütigen und in Ungeduld den geilen Glanz der Lust über das Gold eines stetig reifenden Lebens werfen, die lichern und ludern und nie nichts erjagen denn Huren und Hälften.

Zwei Gedichte

von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Der schlafende Gott

Auf dem Schneefeld wächst nicht
Die grünende Saat.
Und auch der nackte Fels läßt
In der Dürre den Hafer nicht reifen.
Blas ihm den Staubodem
Erdmutters zu:
Und es reift die goldene Traube.

Jedes Ding ist tot,
Solange der Gott in ihm schlummert.
Es sprühet voll Leben,
Wenn er erwacht:
Gott will gerufen sein!

Ewigkeitsringe

Ich lebe mein Schicksal in Ewigkeitsringen,
Bin Hammer und Amboß, in wechselndem Spiel,
Bin schmerzvolle Klage, bin heimliches Singen,
Und immer erneuert ist mir das Ziel.

Ich lebe mein Schicksal durch viele Geschlechter,
Bin wieder geboren und wieder gestorben,
Bin schuldig verurteilt und wieder Gerechter,
Bin Meister des Glücks, bin im Unglück verdorben.

So leb' ich die wechselnden Ewigkeitstage,
Bin immer nur endlich, doch ewig mein Ziel,
In himmlischem Jubel, in irdischer Klage,
In nimmer vollendet' göttlichem Spiel.

Eine entomologische Schweizreise 1967

Von Ernst Urbahn

Im Herbst 1966 wurden wir von den Entomologischen Gesellschaften in Basel und Zürich eingeladen, zu einer Tagung in die Schweiz zu kommen, auf der ich über unsere biologischen Beobachtungen in norddeutschen Naturschutzgebieten berichten sollte. Wenn man das letzte Mal 1925 in den Alpen sein konnte und die Schweiz nie gesehen hat, war das schon ein verlockendes Angebot! Aber wie die Auslandsreisegenehmigung erlangen? — Mit Hilfe der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelang das tatsächlich, und auch die Überwindung anderer technischer Schwierigkeiten glückte. Freilich, dies alles erforderte fast ein halbes Jahr Zeit. Die Schweizer hatten inzwischen ihre Tagung auf Ende Mai 1967 verschoben, und pünktlich am 19. Mai konnten wir vom Flughafen Berlin-Schönefeld starten und über Prag — Zürich nach Basel fliegen. Man landet in Basel-Mulhouse, denn der Flughafen liegt weit draußen direkt in Frankreich, und man muß erst wieder zwischen Drahtzäunen entlangfahren, bis man die Schweiz und Basel selbst erreicht hat.

Schon bei der Ankunft erwartete uns der Vizepräsident der Baseler Entomologischen Gesellschaft, Herr E. de Bros, der uns während der ganzen Reise aufs beste betreut und großzügig aufgenommen hat, wie überhaupt die Aufnahme durch alle Schweizer Kollegen äußerst freundlich und entgegenkommend war. Als Umtauschgeld hatten wir jeder etwa 5,— Mark in Schweizer Franken erhalten, was ja für eine 14tägige Schweizreise nicht gerade als üppig zu bezeichnen ist.

Ein gemeinsames Abendessen im schön gelegenen Hause unseres Gastfreundes, bei dem die Familie nach Belieben abwechselnd Französisch oder Deutsch sprach, zeigte uns einmal wieder, wie wertvoll es ist, wenn man schon von Kind auf mehrere Sprachen fließend sprechen lernt. Überhaupt muß man immer wieder bewundern, wie in einem Land, in dem Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätisch gesprochen wird (neben Schwyzerdütsch), und wo bei 19 verschiedenen Kantonen mit unterschiedlicher Eigenständigkeit doch ein solcher innerer Zusammenhang, ein einheitliches Schweizer Land und Volk bestehen können.

Am anderen Tage wurden wir von unserm Hotel durch einen jüngeren Baseler Kollegen im schnellen „Peugeot“ zur Tagungsstätte gebracht. Auf prächtiger Straße ging die Fahrt am Rhein entlang nach Osten. Vom jenseitigen Ufer grüßten die deutschen Schwarzwaldberge, die ich als Heidelberger Student einstmals durchwandert hatte. Dann bogen wir in den Jura ein, um durch liebliche Landschaften zum schön gelegenen „Volksbildungsheim Herzberg“ oberhalb Aarau zu fahren, einer privaten Stiftung, die kulturellen Zwecken dient. Es war Sonnabend, der Wagenpark der Teilnehmer schon größtenteils versammelt, als wir eintrafen. Erfreulich war die große Zahl jugendlicher Interessenten, die von den älteren Insektenfreunden sehr entgegenkommend betreut und in die entomologische Wissenschaft eingeführt wurden. Die ganze Tagung zeigte überhaupt ein sehr ernsthaftes, kenntnisreiches Bemühen um unsere „ars amabilis“. Eifrig wurde in mehreren Sektionen, denen sich jeder nach Belieben anschließen konnte, gearbeitet unter Führung erfahrener Spezialisten.

Unser Vortrag, zu dem meine Frau eine reiche Zahl guter Farbdias mitgebracht hatte, veranschaulichte Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt einiger von uns entomologisch bearbeiteter Naturschutzgebiete und erläuterte die Möglichkeiten, die uns dort für derartige ökologisch-faunistische Erkundungen geboten werden. Mit Interesse verfolgten die Schweizer Kollegen diese Ausführungen, freuten sich an der Schönheit und Eigenart unserer norddeutschen Seen und Wälder und staunten über die große Zahl von etwa 600 Naturschutzgebieten in der DDR, die wir auf einer Karte zusammengestellt hatten.

Am späten Abend wurde in der Nähe des Hauses noch Lichtfang auf Nachtinsekten betrieben, der bei starker Abkühlung nach etwas Regen freilich keine großen Ergebnisse

erbringen konnte. Um so schöner lockte am Sonntagmorgen die Sonne zu einer kleinen Exkursion in die bergige Umgebung, wo auf grünen Matten und an Waldrändern allerlei Insektenmaterial gefangen wurde, das anschließend bei der Station Anlaß zu exakten Bestimmungsübungen mit allen optischen und literarischen Mitteln bot. Dabei war es uns eine Freude, von kundiger Seite zu hören, daß die bei uns im Verlag „Volk und Wissen“ erscheinende „Exkursionsfauna“ als besonders geeignet anerkannt und benutzt wurde, nur beklagte man das Ausbleiben des zweiten Insektenbandes. — Mit einem schönen Lichtbildervortrag aus dem Schweizer Nationalpark schloß die wohlgelungene Tagung.

Für uns begann jetzt erst die eigentliche Gebirgsreise, denn die Schweizer Freunde hatten uns Karten zu einer Rundfahrt durch die Westschweiz gespendet, und so fuhren wir am andern Morgen bei freundlichem Wetter im bequemen Aussichtszuge von Basel südwestwärts das Birstal entlang und quer durch Juraketten in die Niederung des Bieler und Neuenburger Sees; und weiter von Yverdon südlich ging es zum Genfer See. Namen von Orten tauchten auf, die man so oft gehört, nie gesehen hatte: Lausanne, Vevey, Montreux, und dahinter dehnte sich im Sonnenglast der riesige Genfer See, überragt von den gewaltigen Bergmassiven des jenseitigen, französischen Ufers. Im Rhonetal aufwärts bis Martigny rückten diese majestätischen Gipfel, die den Anschluß zur Montblanc-Gruppe vermitteln, immer näher heran und begleiteten uns auf beiden Seiten, als wir weiter stromauf in das Wallis einbogen. Hier war es schon sommerlich warm. Längst war der Flieder verblüht, und überall zeigten sich an den in üppiger Fülle angebauten Aprikosen die ersten Früchte.

Bei Sierre-Siders, wo das westliche französische Sprachgebiet in das deutschsprechende übergeht, verließen wir den Zug und fuhren mit der „Funiculaire“, einer steil an Drahtseilen hochgezogenen Bergbahn 1000 m höher nach dem feudalen, mondänen Kurort Montana-Vermala, auf der Sonnenterrasse des Wallis, der freilich in dieser „toten Saison“, wo man weder Golf spielen konnte noch Skimöglichkeiten hatte, wenig besucht war, deshalb alle Verkehrsmittel und Läden angenehm leer. Allerdings verkehrten auch noch nicht wieder die ins Hochgebirge führenden Seilbahnen. — Am Bahnhof in



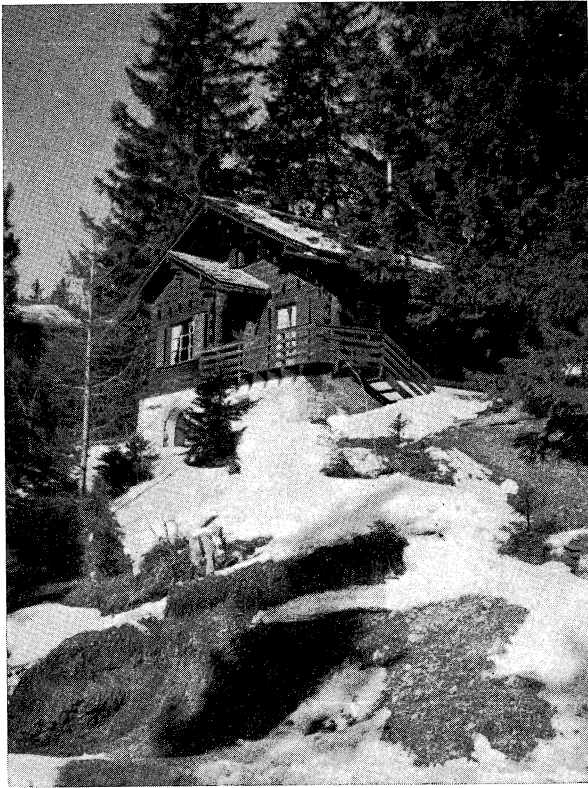
In Montana-Vermala

Montana empfing uns der Leiter des Touristik-Büros, Dr. Schmidt, ein Deutscher, den die Schweizer auf unser Kommen aufmerksam gemacht hatten und brachte uns im Wagen auf neuer Betonstraße noch 50 bis 100 m höher zum „Chalet Anzano“, das unserm Freund de Bros gehört und das er uns gastfrei für eine Woche zur Verfügung gestellt hatte. Es war ein echtes kleines Schweizerhaus mit äußerst praktischer, vollständiger Inneneinrichtung für etwa sieben Personen und mit einem großen Balkon, von dem man einen überwältigend schönen Blick auf alle die Drei- und Viertausender der Südwalliser Alpen hatte. Schneebedeckt lagen die zackigen Gipfel in der Nachmittagssonne vor uns. — Hier konnten wir nun eine volle Woche nach Belieben schalten und walten, tags auf Wanderungen und Ausfahrten gehen und abends mit unserer Spezial-Mischlichtlampe vom Balkon aus Lichtfang auf Nachtfalter betreiben. Hier oben war der Winter eben erst vorüber, gerade begann die Kirschblüte, und am nächsten Morgen waren wir dick eingeseheit. Aber dann kam bald die Sonne durch, es töpfte und rann von allen Zweigen und Dächern, und wenige Stunden später war die Straße wieder frei, wir konnten hinunter nach Montana, um Einkäufe zu machen und auch hinauf nach dem neuentstehenden Vermala, wo in imponierender Höhe ein Hochhaus errichtet ist, das man vom Rhonetal aus weithin sieht. Umfassend muß der Blick von da oben sein, über die höchsten Alpengipfel reicht er vom fernen Montblanc-Massiv im Westen über Matterhorn und Gornergrat bis zum Monte Rosa. Heute nach dem Neuschnee sahen die weißen Gipfel besonders prächtig aus.

Für Lichtfang war es freilich an diesem Abend zu kalt, aber die folgenden Tage brachten wieder Sonne und Wärme, und da unser Lichtschein auch auf die tiefer liegenden Hänge einwirkte, wo die Natur viel weiter vorgeschritten war, ergab mancher Abend interessante Beobachtungen und Fänge. — Tags flog in unserer Höhe von 1550 m noch kaum ein Falter. Wir fuhren deshalb mit der Funiculaire ins Rhonetal hinab, wo stromaufwärts in Leuk gerade ein Entomologe aus Bern weilte, Dr. Schmidlin. Mit ihm, den wir seit langem brieflich kannten, sammelten wir bei Leuk am „Rotten“ (Rhône) auf einem sonnigen Felsenweg. Dort herrschte schon ein reiches Insektenleben; der berühmte Apollo war hier als Falter und Raupe zu finden, dazu flogen in bunter Auswahl Bläulinge, Weißlinge, Dickköpfe, Blutströpfchen und andere den Sonnenschein liebende Falter. — Ähnliche Unternehmungen ließen sich an weiteren Tagen auch an den Stühängen oberhalb Sierrre durchführen, auch bei Sion-Sitten, wo an sonnig-heißen Felsheiden wildwachsende Opuntien angetroffen wurden, wo die Mauereidechsen sich sonnten und die falterähnlich herumschwirrenden Schmetterlingshafte *Ascalaphus* Jagd auf kleinere Insekten machten.

Zu einer großartigen Fahrt auf windungsreicher Bergstraße durch das südlich der Rhone liegende Val d'Anniviers lud uns Dr. Schmidt ein und brachte uns — höher und höher ansteigend — bis auf das angeblich höchste, dauernd bewohnte Dorf Europas Chandolin in 2000 m. Hier lagen noch überall in den Wäldern alte Schneemassen; wo aber die Sonne hingeschienen hatte, da lugten schon die ersten Frühlingsblumen hervor: die reizende Soldanella, der frühe Enzian, die prächtige Pelzanemone. Vom Dorf aus erblickte man in der Ferne den dunklen, steilen Nordhang des Matterhorns, an dem sich der Schnee nicht halten kann.

Entomologisch brachte das Wochenende den Höhepunkt der Schweiz-Reise. Am Sonnabend kamen unsere Baseler Freunde de Bros und P. Hunziker mit seiner Frau im Wagen nach Montana, um mit uns von einem aus der unteren Hangstufe frei aufragenden Berg aus, der sich bei dem Ort Lens in etwa 1200 m Höhe erhebt und mit einem riesigen Kreuzifix gekrönt ist, daher Christ de Lens genannt, nächtlichen Fang zu betreiben. Von dort aus mußte unser Lichtschein sowohl die Gebirgshänge wie weithin das Rhonetal erfassen. — Zum Leuchten brachte de Bros das neueste japanische Honda-Gerät mit, das relativ leicht und handlich überall als Stromerzeuger verwendet werden kann. — In Lens lernten wir bei einer zur Stärkung eingelegten Vesperstunde noch das beliebte heimische Käsegericht „Fondue“ kennen: Walliser Käse in Wein gekocht mit allerlei Gewürzzutaten und aus heißem Kessel mit Weißbrotwürfeln auf der Gabel herausgefischt. — Ein Entomologe aus Sion, der die Gegend gut kannte, Herr Rappaz,



*Chalet Anzano
von der Vermala-Straße aus gesehen*

stieß hier noch zu uns. Dann aber ging es mit aller Ausrüstung ohne Weg und Steg den Berg hinauf bis zu einem günstigen Leuchtpunkt am Westhang unter Kiefern hoch über Sion, wo eben die Lichter angezündet wurden, während auf den hohen Gipfeln der Bergriesen noch der Nachglanz der letzten Sonnenstrahlen lag. Ein großartiges Bild! Bald erhellte unsere UV-Lampe die ausgespannte breite Leinwand, und schon erschienen auch die ersten Falter. Der Abend blieb mild. Zu sechs, zwei Frauen und vier Männer, kauerten wir am Leuchttuch und hatten alle Hände voll zu tun, um möglichst genau zu erfassen, was hier alles an Nachtfaltern sich unseren Augen darbot. Der Anflug bot mit 110 „Makrolepidopteren“-Arten einen guten Überblick über die im Wallis gegen Ende Mai fliegenden Schmetterlinge. Selber hatte ich dabei das Glück, eine nur aus wenigen Gegenden bekannte Noktuide zu fangen, auf die ich im stillen als Besonderheit leise gehofft hatte, die kleine, unscheinbar graue und schwer kenntliche Staubeule *Caradrina wulschlegeli* Püng. — Als gegen Mitternacht unserm Honda-Gerät das Benzin ausging, brachen wir den Lichtfang ab, um auch für den Rückweg noch etwas Licht zu haben. Zuletzt bei völliger Dunkelheit war dieser Abstieg für bergungsgewohnte, alte Menschen nicht ganz einfach, aber ohne Unfall kamen wir bei unseren Wagen an und konnten nach Rückkehr zum Chalet dort noch Nachlese an einer Lichtfanglampe halten, die wir für diesen Zweck bei der Abfahrt nachmittags schon in Betrieb gesetzt hatten.

An andern Morgen ging es bei strahlender Sonne nach dem im geschützten Talkessel günstig gelegenen Martigny. Dort erwarteten und fingen wir an trocken-heißen Hängen

allerlei schon südlichere Falterarten. — Nur zu schnell vergingen die Stunden. Am Nachmittag mußten unsere Baseler Freunde die Rückfahrt nach Hause antreten, während wir gemeinsam mit Dr. Schmidlin und Rappaz, die sich uns angeschlossen hatten, noch eine in Martigny eröffnete Naturschutz-Ausstellung besuchten. Dort hatte Rappaz seine ganze, in langen Jahren eingebrachte Schmetterlingssammlung zur Schau gestellt, fast alles, was aus dem Wallis bekannt ist.

Zwei Tage später nahte der Abschied von den Bergen. Im leer zurückbleibenden Chalet wurde alles sauber und dicht gemacht, die Koffer wurden gepackt, der Fang gesichert und verstaut. Zum letzten Male ging es mit der Funiculaire hinab nach Sierre, doch zur Rückfahrt weiter rhoneaufwärt nach Brig und mit der grandiosen Lötschbergbahn wieder auf die Höhen, um durch den 15 km langen Tunnel das Berner Oberland zu erreichen. Dort leuchteten aus der Ferne die schneebedeckten höchsten Gipfel der Berner Alpen herüber, während neben uns die plätschernde Kander sich vom Gebirgsbach zum Fluß verwandelte. Das Wetter schlug um. Am Thuner See und bei der schön gelegenen Hauptstadt Bern regnete es. Pünktlich lief der Zug in Basel ein. — Noch ein Ruhetag, an dem wir die Sehenswürdigkeiten des Baseler „Zolli“, des Zoo bewunderten. Dann ging es zurück in die norddeutsche Heimat.



Walter Gotsmann: „Odde“, Nordspitze von Amrum von der Wattenseite aus (Vogelschutzgebiet). Um 1925, farbig.

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

Von Paul Steinmann

VIII

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung

Die Errichtung des „vaterländischen Husarenregiments“ und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813–15)

h, i) Vormarsch von Teilen der Schlesischen Armee vom Rhein bis an die Saar und die Mosel, bis an die Marne und die Aube (2.–28. Januar 1814). Die Schlachten bei Brienne (29. Januar) und bei La Rothière (1. Februar)

Der Einmarsch¹⁾ des rechten Flügels von Blüchers Armee – Yorksches Korps – in die linksrheinischen Gebiete stieß zunächst kaum oder nur auf geringen Widerstand. Man wußte in Blüchers Hauptquartier aus aufgefundenen Depeschen, daß Marschall Marmont seine Divisionen bei Kaiserslautern vereinigen wollte. Das mußte verhindert werden, um „durch schleuniges Vorrücken an die Saar Marmont von Metz abzuschneiden“.

Während ein Detachement der Reservekavallerie des Yorkschen Korps unter Graf Henckel von Donnersmark die Mosel aufwärts zog und bereits am 5. Januar in Trier unter dem Jubel der Bevölkerung einzog“, ging Prinz Wilhelm von Preußen mit seiner 5. Brigade als Avantgarde des Korps auf Saarlouis und Saarbrücken vor, „links in der Richtung auf Kaiserslautern detachierend“ (Droysen, II. S. 277 ff).

Sackens Korps – linker Flügel der Blücherschen Armee – hatte nach dem Rheinübergang bei Mannheim „mit großer Tapferkeit, aber nicht unbedeutendem Verlust, die Besatzung einer . . . Schanze vertrieben und . . . Frankenthal erreicht“. Seine Kosaken warfen französische Kavallerie „auf Neustadt zurück“, und am 4. Januar „stellte das Streifkorps des Prinzen Biron über Alzey die Verbindung mit dem Korps York her“. Links „drängte Sacken Marmont auf Dürkheim zurück, um über Kaiserslautern die Saar zu gewinnen“ (Friedrich, III, S. 61, Droysen, II. S. 277/79)²⁾.

¹⁾ Quellen: Carolinum, Nr. 38, S. 17/18. Anm. 21, Nr. 40, S. 33ff, Anm. 1, 1a, 4a, 10, 10c, Nr. 41, S. 60, Anm. 13; H. Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau, IV. Bd. 1814. 1815. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. 1880; R. Friederich: Der Befreiungskrieg 1813–1815. III. Bd. Der Feldzug 1814. 1913.

²⁾ Langerons Korps belagerte nach dem Rheinübergang bei Kaub Mainz. Das Korps St. Priest hatte nach dem Überschreiten des Rheins bei Coblenz „den völlig überraschten Gegner überfallen“, ihm erhebliche Verluste zugefügt und zum Abzug gezwungen. Es löste hernach vor Mainz Teile von Langerons Korps ab: das kleine „Infanteriekorps“ (Division) Olsufiew und 4 Kavallerieregimenter unter Borosdin. Beide Formationen wurden in der ersten Januarhälfte über Saarbrücken und St. Avold in Marsch gesetzt, die Infanterie weiter in Richtung auf Nancy (21. 1., dort) als Verstärkung des Sackenschen Korps, das am 28. Januar bei Doulevant erreicht wurde, die Kavallerie auf Metz zur Verfügung von York. — Die Masse des Langeronschen Korps sollte vom 8. Februar ab zu Blücher stoßen, vor dem 28. war es bei ihm. Das Korps St. Priest begegnet uns am 10. März bei Laon. Friedrich, III, S. 66/68, Droysen, II, S. 310/11, 347/48, 373.

Das Yorcksche und das Sackensche Korps konnten „trotz angestrengtester Märsche“ Marmont nicht einholen. Am 8. Januar stand er „hinter der Saar und machte Miene, sich dort zu halten“. Da aber beide Korps bereits am 7./8. die Saar erreicht hatten und man sich anschickte, am 10. den Fluß durch Furten zu überschreiten, räumten die Franzosen in der Nacht ihre Stellungen und zogen sich auf Metz zurück, das Marmont am Morgen des 12. erreichte. Aber schon am selben Tage war Blücher in St. Avold (ca. 40 km östlich Metz), und die Spitze von Yorcks Avantgarde zog in die nächsten vor Metz gelegenen Dörfer ein. Gleichzeitig erreichte Horns Brigade Thionville (Diedenhofen) und begann die Festung einzuschließen, während Henkels Streifen Luxemburg von der Umgebung abschnitten. York schob seine Vorposten bis gegen Metz vor. Sackens Vortruppen unter Prinz Biron erschienen vor Nancy und Pont à Mousson. Das ganze Gebiet zwischen Mosel und Saar war vom Feinde verlassen, nur Saarlouis hatte er noch inne“ (Droysen, II, S. 279/81, Friederich, III, S. 62/64, Scherr, III, S. 339).

- Jan. 2. Das Strelitzer Husarenregiment war am 2. Januar, gleich nach seinem Eintreffen auf den Rheinhöhen oberhalb von Bacharach, an der Spitze der 2. Brigade des Yorckschen Korps „auf Rheinböllen marschiert, aus welchem Dorfe der Obristlieutenant von Klüx [von den ostpreußischen Jägern] eben die Franzosen vertrieben hatte“. Der Marsch ging auf der Straße nach Kreuznach bis Windesheim. — „Die Nacht war mondhell, kalt“, berichtet Milarch (S. 161 ff), „die Wege in dem bergigten Theile des Hundesrückens . . . höchst beschwerlich und gefährlich für unsere stumpfen Pferde. An vielen Stellen war der Weg mit einer Eiskruste überfrozen. Da mußte das Regiment absitzen und die Pferde führen.“ Am 3. hatten die Husaren einen Ruhetag in Windesheim. Die 4. Schwadron wurde der Avantgarde des Prinzen Wilhelm von Preußen zugeteilt. Die übrigen drei Schwadronen marschierten mit dem Korps am 4. durch Kreuznach und kamen in Alzey^{2a)} ins Cantonnement. Am 5. mußten dort alle Regiments- und Bataillonswagen an die Bagagekolonne abgegeben werden, die die Husaren „erst nach dem Frieden in Paris wiedersahen . . .“. Am 6. hatte die Brigade „bei überaus schlechtem Wetter und Wege einen Marsch von 9 Stunden wenigstens . . . Das Regiment kam erst spät abends in seinem Cantonnement Altenglan an. Die Gegend war ärmlich, jedoch die Leute freundlich gesinnt; nur in Bangigkeit, daß es in ihrer Nähe zum Kampf kommen möchte. Noch war uns aber kein Feind zu Gesichte gekommen“.
- Jan. 7. Der Marsch am 7. bis nach Niederkirchen „war wegen der Nässe und Tiefe der Wege besonders für unser Fußvolk . . . höchst beschwerlich“. Am 8. Januar bezogen die Husaren Cantonnement in Urexweiler. „Die Bewohner der Gegend hatten in ihrer deutschen Sprache völlig französische Constructionsweisen, z. B. „es geht 12 schlagen“, „es macht heute kalt“, vermerkt Milarch.
- Jan. 9.–10. In den nächsten beiden Tagen rückte das Husarenregiment bis hart an die Saar (bei Uchtelfangen) vor. „Die Reiterei des Vortrabs, schon am jenseitigen Ufer, hatte einige glückliche Scharmützel mit der feindlichen Reiterei der Nachhut gehabt, an welchen unsere 4. Schwadron mit Theil genommen . . . Sie hatte in Verbindung mit den

^{2a)} „Ob die Rudera einer alten Burg bei dem Orte die Überreste der Burg des Niebelungen-Helden Volkers, des Fidlers, wirklich sind, wie ein Alterthumsforscher des Orts uns versicherte, hatte man nicht Zeit und Muße weiter nachzuforschen“ (Milarch). — Bei C. Tillmann: Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser (I. Bd., 1958, S. 36) heißt es: „Alzey = Stein = Raversburg. Burg erste Anlage wohl um 1074. Hauptbauten 15. und 16. Jahrh.; 1689 von den Franzosen gesprengt, 1902 restauriert . . . Besitzer bald nach 1150 Pfalzgrafen bei Rhein“. St.

brandenburgischen Husaren manche Scharmützel rühmlich mitgemacht“ (Milarch, S. 165, 167)³⁾.

„Es war inzwischen Frostwetter eingetreten, wodurch der Übergang über die Saar am 11. Januar sehr erschwert wurde“, schreibt Milarch (S. 165). „Das Regiment marschierte durch Saarbrücken bis Klarenthal, am 12. bis Baumbiedersdorf, wo es am 13., 14.⁴⁾ und 15. Januar rastete . . . Blücher war schon am 12. in St. Avold eingetroffen, jenseits welches Orts die französische Sprache beginnt. Da erließ Blücher einen Aufruf an die Franzosen, den unsere Wirtsleute am 14. uns überbrachten, folgenden Inhalts:

„Franzosen! Lasset euch nicht durch verläumdende Gerüchte betrügen, von Ubelgesinnten ausgestreut; sehet in den Heeren der verbündeten Herrscher nur Freunde der Menschheit, deren einzigen Feinde die Feinde des Friedens sind. Eure Blutsverwandten, eure Freunde, eure Brüder, eure Kinder, kriegsgefangen auf fremden Boden, vereinigen ihre Wünsche mit unsrigen für einen Frieden, dessen erste Wohlthat für sie sein wird, in die Mitte ihrer Familie zurückzukehren“.

Die Spitzen der Hauptarmee der Verbündeten hatten bereits am 20./21. Dezember 1813 den Rhein überschritten, ohne auf Widerstand zu stoßen. Ihr Vormarsch in Richtung auf das Plateau von Langres war aber nur „schleppend und verzettelnd“. Die zumeist nur schwachen Streitkräfte der Franzosen hatten wenig Widerstand geleistet, stärkere zogen sich z. T. nach heftigerem Kampf zurück. Nach Schwarzenberg war Kaiser Alexander schuld daran, daß die Reserven der Hauptarmee am 12. Januar noch nicht in Vesoul eingetroffen waren⁵⁾. An diesem Tag sandte Blücher aus St. Avold ein Schreiben an Schwarzenberg, in dem er seinen Willen kundtat, sogleich eine Schlacht zu liefern. Auch Schwarzenberg war — offenbar unter Radetzky's Einfluß — zunächst dazu bereit, schrieb er doch am 13. Januar an seine Frau: „Nur im kühnen Vorwärtstreben ist Heil.“ Aber als, bald nach Schwarzenbergs Eintreffen in Langres am 18. Januar, Kaiser Franz und Metternich dort aufkreuzten, änderte er unter deren Druck seine Meinung! Er wählte nun wie diese „den Abschluß des Friedens in unmittelbarer Nähe“, jetzt, wo man „jenen gesegneten strategischen Punkt“, die „wundersame Hochfläche“ von Langres besaß! (Friederich, III, S. 52/60, Scherr, III, S. 338/41.)

Diese Haltung des „Diplomatikers“ Metternich hatten aber Blücher und Gneisenau vorausgesehen! So schrieb Gneisenau am 13. Januar an Boyen: „... Wir denken, daß es gut sei, dreiste Bewegungen zu ma-

³⁾ Hierüber heißt es in einem Bericht Warburgs an Herzog Carl vom 21. Januar 1814: „Die 4te Escadron . . . hat bey verschiedenen Cavallerie-Gefechten Gelegenheit gehabt, den bereits errungenen Ruhm zu bestärken. Bey einer Patrouille ist der Gefreite“, (Karabinier) „Parow . . . aus Unvorsichtigkeit unter mehrere feindliche Chasseurs gerathen, von denen er 8 Hieb- und 3 Streifschußwunden, woran jedoch keine tödlich ist, erhalten; darüber zukommende Preußische Jäger retteten ihn aus den Händen der Feinde“. — Parow wird sich sehr gewehrt haben. Er erhielt das E. K. — St.

⁴⁾ Es traf die Bestätigung des Königs von Preußen betr. die Beförderung der beiden Rittmeister von Grävenitz zu Majors ein (Milarch, S. 165), von denen der ältere seit dem 3. Januar das Husarenregiment führte anstelle Warburgs, der den Oberbefehl über die 2. Brigade erhalten hatte. Vgl. Carolinum, Nr. 48, S. 67, Anm. 39.

⁵⁾ Schwarzenberg an seine Frau: „ . . . wisse, daß am 13. Januar, d. h. am 1. nach russischem Kalender, der Kaiser Alexander vor einem Jahr an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging; darum findet er es gar poetisch, am 1. Januar d. J. ebenso über den Rhein zu setzen . . .“; Scherr, III, S. 340. — Alexander war romantisch veranlagt und neigte zum Mystizismus! Andererseits war er erbittert darüber, daß Schwarzenberg ohne seine Zustimmung in die Schweiz eingerückt war.

chen, selbst auf die Gefahr, einige Rückschritte machen zu müssen“⁶⁾ — Diese „dreisten Bewegungen“ wurden ausgeführt, als in Blüchers Hauptquartier die Nachricht eintraf, „daß von Sackens Vortruppen die Mosel- und Meurthebrücken bei Frouard unzerstört genommen (13. Januar), Nancy besetzt sei (14. Januar“: Droysen, II, S. 281/82. Als Marmont das vernahm, zog er sich, um nicht „in Metz eingeschlossen zu werden“ am 15. zunächst auf Gravelotte und hernach auf Verdun zurück (Friederich, III, S. 64/65). — Am 15. schrieb Gneisenau an Radetzky: „Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Verteidigungssystem ist wurmstichig geworden ...“ (Delbrück, S. 159.) — Blücher hatte die Kette der französischen Festungen ohne viel Mühe durchbrechen können, das hatte Gneisenau vorausgesehen!

Blücher und Gneisenau waren nun entschlossen, sich durch einen strategischen „Linksabmarsch“⁷⁾ mit einem Teil der Schlesischen Armee vor die Armee Schwarzenbergs — gleichsam als deren Avantgarde — zu schieben. Durch diesen Schachzug wollten sie Schwarzenberg zum Nachrücken zwingen! Es war ein „kühnes Manöver“, verfügte Blücher doch nur über das Sackensche Korps und über die Division Olsufiew vom Langeronschen Korps, insgesamt 27 000 Mann: Droysen, II, S. 282.

Yorck erhielt den Befehl mit seinem Korps, „zwischen den Festungen zu bleiben, teils um Blüchers Abmarsch zu verdecken, teils um den nachrückenden Korps von Kleist und Langeron die nächste Straße offen zu halten, endlich um vielleicht eine der Festungen in der Eile zu nehmen und so auf der Operationslinie der Schlesischen Armee einen festen Punkt zu gewinnen“. — Sobald Kleist und Langeron eingetroffen wären, sollte auch Yorck dem Gros der Armee folgen und gegen den Feind, dessen Hauptkräfte sich nach allen Nachrichten bei Châlons sammelten, mitwirken. Alle Kräfte sollten zum rücksichtslosen Marsch nach Paris vereinigt werden“ (Droysen, II, S. 282, Friederich, III, S. 65).

Gneisenau schrieb am 15. Januar 1814 an König Friedrich Wilhelms Generaladjutanten Knesebeck: „... Was man mir in Frankfurt nicht glauben wollte, ist eingetroffen. Holland ist fast ganz erobert, weil Bülow den Muth hatte, zwischen die Festungen dieses Landes sich zu begeben. Frankreich hat diese Festungen verloren, weil es nicht die Mittel hat, sie auszustatten ... Hätten wir sofort den Rhein überschritten ... wir hätten mehrere der bedeutendsten Festungen erobert und wir wären jetzt in Paris ... Keine Festung ist hinlänglich verproviantirt; keine pallisadirt; in Allen sind nur Rekruten; die meisten alten Soldaten sind krank oder gestorben ... Nun oder nimmermehr mögen wir nach Paris gehen und einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der alten Regentenfamilien bedarf ... Eine Schlacht werden wir noch liefern müssen; sie wird weder hartnäckig noch gefährlich sein. Die Zusammensetzung der feindlichen Truppen ist schlecht ... Es fehlt in der französischen Armee an Waffen ... Schon allein dieser Umstand müßte uns antreiben, sammt und sonders auf Paris loszugehen. Ich kann mich des Gedankens auch nicht erwehren, daß um diesen letzten höchsten und entscheidendsten Zweck un-

⁶⁾ Delbrück, S. 153/54. — In diesem Brief heißt es noch u. a.: „Nach unsern Nachrichten ist hier im Innern von Frankreich Verwirrung und Niedergeschlagenheit herrschend ... Das Corps législativ ... hat beschlossen ... , vom Kaiser Rechenschaft über die ihm von der Nation anvertrauten Kräfte zu fordern. Der hat ... das gesetzgebende Corps sogleich aufgelöst. Solches“ (d. h. das gesetzgebende Korps) „ist durch die laute Stimme des Pariser Publikums dazu angefeuert worden. Die Begebenheit beweist, was man nicht Alles jetzt wagen könnte, wenn man die Entschlossenheit dazu hätte“.

⁷⁾ Analog dem berühmten und entscheidenden strategischen „Rechtsabmarsch“ der Schlesischen Armee in den Tagen 27. August/2. Oktober 1813 an die Elbe mit nachfolgender Schlacht bei Wartenburg am 3. Oktober, wodurch Blücher und Gneisenau Bernadotte zwangen, mit seiner Nordarmee über die Elbe zu gehen und der Schlesischen Armee nach Leipzig zur Völkerschlacht zu folgen: Carolinum, Nr. 42, S. 37ff, Nr. 43, S. 44ff, 63/64.

seres vernünftigen Strebens zu erreichen, ein Zweck, den wir in 14 Tagen erreichen mögen, wenn wir wollen, es gut sein würde, uns weniger um die hinter uns liegenden (eigentlich französischen) Festungen zu bekümmern und mit Allem, was wir am Rhein haben, die Völkerwanderung auf Paris anzutreten ...". In ähnlichem Sinne schrieb Gneisenau am gleichen Tage an Schwarzenbergs Generalstabschef Radetzky. Delbrück, S. 155/61.

Im Hinblick auf diese so klaren und weitschauenden Darlegungen ist es unverstänlich, wie Gneisenau dazu kommen konnte, bei dem kühnen, ja gewagten Linksabmarsch, der sehr bald zu einem Zusammenstoß mit Napoleon führen mußte, die besten Truppen der Schlesischen Armee, Yorcks Korps, zurückzulassen! Und das lediglich zu dem Zweck, um nebensächliche oder um schwerlich Erfolg versprechende Aufgaben durchzuführen. Gneisenau verstieß hierbei gegen das elementare Grundgesetz des Krieges, daß man für eine Entscheidungsschlacht rechtzeitig alle verfügbaren Truppen zur Stelle haben mußte! Als Yorck von Blücher unter dem 15. Januar „eine ausführliche Darlegung erhielt, in welcher Weise er eine oder andere jener Festungen nehmen, welchen Verlust an Menschen er allenfalls daran wagen solle, beurteilte man diese Weisung im Yorckschen Hauptquartier als Champagnerdisposition“. Droysen, II, S. 282.⁸⁾ Am 17. Januar schrieb denn auch Yorck an Blücher, daß er „trotz aller Anstrengungen keinen günstigen Erfolg von diesem Unternehmen erwarte“. Die nassen Gräben, die Wälle und die Menge der Hindernisse wären selbst bei einem geringen Widerstand der Garnison für die stürmende Infanterie „beinahe schon physisch unübersteiglich“. Es fehle an sicheren Übergängen über die Mosel, Fähren und Kähne wären vom Feinde weggeschafft, das Korps habe keinen Brückentrain. An eine Überrumpelung von Metz wäre nicht zu denken, wie sich schon gezeigt hätte. — Keinen Erfolg hatte übrigens eine Aufforderung zur Kapitulation⁹⁾. „Mit den vier Hautbitzen war noch weniger etwas auszurichten, der ganze Vorrat von Granaten ... betrug 200 Stück; in der Rheincampagne [im Jahre 1792] hatte man auf Verdun allein in einer Nacht 1000 Stück vergebens geworfen ...“ Hinzu kam, daß das Korps durch die Märsche und Anstrengungen über 3000 Mann verloren hatte. Am 17. Januar hatte Yorck „nur 16 686 Kombattanten zur Stelle und 1700 Mann Ostpreußischen Infanterie-Regiments auf dem Marsche von Frankfurt her. Ein blutiger Feldzug stand bevor, sollte man ‚1000 Mann und mehr‘ auf Unternehmungen wagen, deren Erfolglosigkeit vor auszusehen war?“ — Yorck wollte die Verantwortung nicht seinen Brigadekommandeuren überlassen, sondern beschloß, „sich persönlich von den Umständen zu überzeugen, um selbst bestimmen zu können, ob der Versuch zu

⁸⁾ Der Hauptgrund für das Zurücklassen des Yorckschen Korps scheint der gewesen zu sein, daß man in Blüchers Hauptquartier „auch dem großen Hauptquartier gegenüber gern in dem Fall der einen oder anderen Festung einen Beweis mehr gehabt hätte, daß es mit der moralischen Kraft des feindlichen Kriegswesens zu Ende sei“ (Droysen, II, S. 285). — Das kann uns aber bei Blüchers und Gneisenaus unbekümmerter Einstellung zu den Wünschen und Bestrebungen Metternichs nur sehr merkwürdig anmuten: Im übrigen vgl. Anm. 9.

⁹⁾ Als die 2. Brigade am 17. die des Prinzen Wilhelm von Preußen ablöste, hatte das Strelitzer Husarenregiment die äußerste Vorpostenkette vor Metz zu besetzen. Die Aufforderung zur Übergabe der Festung, durch den Unteroffizier Schmidt von der 3. Schwadron überbracht, wurde abgelehnt. „Ein ... beabsichtigter ernsthafter Angriff auf Metz mußte unterbleiben, da bei eingetretenem Thauwetter die Mosel mit allen ihren Nebenflüssen so angeschwollen und ausgetreten war, daß die Communication der verschiedenen Truppentheile dadurch sehr unterbrochen wurde ... So wurden die Franzosen in Metz von unserer Seite, bis auf ein Paar hingeworfene Granaten, weiter nicht beunruhigt, und auch uns ließen sie in Frieden, wenn man den Wällen und Thoren nicht zu nahe kam“. — Aus diesen Angaben Milarchs (S. 166/67) erhellt, daß selbst die Besatzung der wichtigsten Festung Metz nicht daran dachte, die Truppen der Alliierten zu behelligen. Die Franzosen waren offenbar froh, daß man sie in Ruhe ließ. — Für die Strelitzer Husaren war „der Dienst bei der Unfreundlichkeit der Jahreszeit, bald Frost- bald Thauwetter, und bei der geringen Stärke der Einschließungstruppen höchst beschwerlich“.

machen sei oder nicht". Er unternahm daher in den Tagen 20.—24. Januar Rekognoszierungen nach Diedenhofen, Luxemburg und Metz; aber Angriffsversuche auf die ersten beiden Festungen, wie auch auf Saarlouis, hatten keinen Erfolg. Darüber sandte Yorck an Blücher einen Bericht. Was die Festung Metz beträfe, so wäre diese nach Anlage und nach der Stärke ihrer Besatzung „so formidabel, daß sich . . . schon im voraus der Erfolg eines jeden coup de main berechnen läßt . . .“. Die Berichte Yorcks bewirkten schließlich, daß er am 25. Juni von Blücher den „längst erwarteten“ Befehl erhielt, den Marsch über St. Mihiel an die Marne anzutreten. Droysen, II, S. 282/86.

Wie gewagt Blüchers Vorhaben war, ersieht man zunächst daraus, daß er bei seinem Linksabmarsch mit schwachen Kräften (27 000 Mann) die rechte Flanke der drei Marschälle Marmont, Mortier, Ney, umgehen mußte, „die mit 40 000 Mann nahe genug standen, sich auf ihn zu stürzen. Blücher glaubte es wagen zu dürfen; er war in dem vollen Gefühl der moralischen Überlegenheit“ (Droysen, II, S. 282, Friederich, III S. 65).

Blüchers Linksabmarsch war um so gewagter, als zunächst noch gar nicht feststand, daß die Hauptarmee ihm folgen würde! Erst das Eintreffen des Zaren in Langres am 22. Januar brachte die Sache in Fluß. Alexander wollte keinen faulen Frieden, wie Kaiser Franz und Metternich, sondern er wollte nach Paris und Napoleons Absetzung! Erst als Alexander erklärte, er werde im Notfall den Krieg allein fortsetzen und der König von Preußen „trotz großer Bedenken¹⁰⁾“ sich ihm anschloß, mußte die Friedenspartei nachgeben. Allerdings war der Streit nur durch einen Kompromiß geschlichtet worden: während des Vorrückens der großen Armee sollten die Friedensunterhandlungen fortgesetzt werden! Châtillon in Burgund wurde von Metternich hierfür vorgeschlagen¹¹⁾. Das genehmigte Napoleon, und von beiden Seiten ernannte man Bevollmächtigte für den 2. Februar (Scherr, III, S. 341/45).

Unbekümmert um das alles war Blücher in seinem unentwegten Bestreben „ohne Aufenthalt nach Paris vorzuschreiten“, bereits am 17. von St. Avold¹²⁾ nach Nancy gezogen. Am 20. räumten die Franzosen Toul, und nach den Gefechten von St. Aubin (22.) und Ligny (23.) hatte Blücher mit dem Sackenschen Korps die Marne bei Vitry (25.) erreicht. Die große Armee Schwarzenbergs hatte nach dem Gefecht bei Bar sur Aube (24.) sich den Weg nach Troyes gebahnt. „Blücher eilte mit ihr in gleicher Höhe gen Brienne; hier, wo Napoleon s. Z. die Kriegsschule besucht hatte, nahm er sein Hauptquartier (27.)¹³⁾.

¹⁰⁾ Diese wurden genährt durch seinen Generaladjutanten Knesebeck, der von Metternich gewonnen war (Scherr, III, S. 341/42). Knesebeck hatte die Absicht vertreten, das Plateau von Langres „müsse als der Rubicon betrachtet werden, den man nicht überschreiten dürfe“. Die „strategische“ Bedeutung des Plateaus wurde von Gneisenau in bissiger Weise damit abgetan, daß er erklärte: „Allerdings kann einer von da sein Wasser nach drei Meeren abfließen lassen“: Droysen, II, S. 285.

¹¹⁾ Die Bedingungen der Alliierten waren nunmehr nicht mehr: Wiederherstellung der „natürlichen Grenzen“ Frankreichs, sondern die von 1792.

¹²⁾ Von dort aus hatten Blücher und Gneisenau bereits am 15. die entsprechenden Dispositionen getroffen: Sacken sollte „am 17. mit der Infanterie Nancy und Pont à Mousson erreichen, während die Kavallerie . . . dem Feinde auf Bar le Duc und Commercy folgen sollte. Das „Infanteriekorps“ Olsufiew (Vgl. Anm. 2.) sollte „am 19. die Gegend zwischen Nancy und Châteaue Salins erreichen“. Die 4 Kavallerieregimenter Borodins sollten „nach Metz gehen, um dort von General v. Yorck weitere Anweisungen zu erhalten. Yorck sollte seine Reservekavallerie dem Feinde über die Mosel in Richtung auf Verdun folgen lassen, mit dem Gros seines Korps aber vorläufig im Bereich der Festungen bleiben“: Friederich, III, S. 66. — Yorck verwandte hernach Borodins Kavallerie zur Ablösung seiner Brigaden vor den Festungen.

¹³⁾ Droysen, II, S. 282. — In Brienne erklärte Blücher „unverzagt, in seiner Weise scherzend: „Na, der Kerl, der Bonaparte hat ja hier in Brienne auf der Kriegsschule studiert, und da kann er nun gleich sein Examen machen. Wollen ihm hoffentlich zeigen, daß wir ebenfalls was Ordentliches gelernt haben, Gott straf' mir!“: Scherr, III, S. 352.

Die Schlacht bei Brienne-le-Château (29. Januar 1814)

Napoleons Streitkräfte waren gegen Ende Januar 1814 noch verhältnismäßig gering an Zahl¹⁴). Trotzdem wollte er, und zwar aus innenpolitischen Gründen (s. Anm. 6), „mit dem 26. Januar die Offensive wieder aufnehmen und Unordnung unter allen feindlichen Kolonnen verbreiten“, wie er am 23. an seinen Generalstabschef Berthier schrieb. D. h., seine Taktik ging darauf aus, nach Vereinigung des größten Teils seiner Streitkräfte, die feindlichen Korps nacheinander anzugreifen und zu vernichten, „hoffend, noch rechtzeitig zwischen den Blücher und den Schwarzenberg sich werfen zu können“. Yorck von Wartenburg, II, S. 342, Scherr, III, S. 347, Friederich, III, S. 88.

Von Paris kommend traf Napoleon am frühen Morgen des 26. in Châlons sur Marne ein. Auf der Straße Vitry—St. Dizier sollten sich die ihm zunächst zur Verfügung stehenden Streitkräfte aufstellen. Mit diesen wollte er bereits am 27., „wie er sagte, den ersten Schlag gegen seinen erbittertsten Gegner — Blücher — richten“ (Friederich, III, S. 90). Am 27. trifft der Kaiser „zu seinem größten Verdrusse“ in St. Dizier nur auf eine schwache Nachhut Blüchers, die leicht geworfen wird. Er vernimmt, daß dieser „schon vor zwei Tagen die Gegend passiert und die Richtung auf Brienne eingeschlagen habe, anscheinend um bei Troyes sich mit der von Bar sur Aube heranrückenden Hauptarmee zu vereinigen“. Daraufhin folgt Napoleon am 28. Blücher und zieht seine Streitkräfte um Montien en Der zusammen. Durch einen aufgefangenen Befehl Napoleons erhält Blücher die Kunde, daß der Kaiser ihn angreifen will. „Blücher beschließt bei Brienne Stand zu halten“ (Friederich, III, S. 89/90, Yorck von Wartenburg, II, S. 343/44). Dabei verfügte Blücher nur über das Sackensche Korps und über das kleine Infanteriekorps Olsufiew, insgesamt rd. 27 000 Mann, während Napoleon rd. 50 000 zur Stelle hatte¹⁵).

Am 29. wurde um die Stadt und ihre Umgebung schwer gerungen. „Um 4¹/₂ Uhr erscheint Napoleon auf dem Schlachtfelde . . . Als nach 5 Uhr nachmittags die Franzosen mit 3 Kolonnen „gegen das hoch gelegene und die Stadt beherrschende Schloß . . . und auf der Straße von Maizières vorgehen . . .“, erkannte Blücher mit sicherem kavalleristischen Blick die Gelegenheit zu einem großen Erfolg“: Er setzte sich an die Spitze der gesamten russischen Kavallerie und jagte mit ihr auf „die entblößte linke Flanke des Gegners“ los, um in einem Umgehungsmanöver ihm in den Rücken zu fallen. „Das geschah mit solcher Wucht“, daß 2 Divisionen „fast völlig zersprengt und auch die Garden ins Wanken gebracht wurden. Acht Geschütze blieben in den Händen der Russen . . . Die eintretende Dunkelheit verhinderte die weitere Ausnutzung des Erfolges und machte dem Gefechte ein Ende“.

Nach Rückkehr ins Schloß wären Blücher und Gneisenau infolge des Handstreichs eines ortskundigen französischen Generals um ein Haar in Gefangenschaft geraten. Nur „auf halsbrecherischem Wege“ konnten sie sich ihrer entziehen: Sie ritten von der großen Terrasse die „mehr als sechzig steinernen Stufen hinunter“ und entkamen durch die Gärten zum Sackenschen Korps. — Gleichfalls um ein Haar wäre

¹⁴) Gegen Ende Januar 1814 verfügten im Raum: Oberlauf der Flüsse Marne, Aube, Seine die Alliierten über rd. 227 000 Mann (Hauptarmee rd. 200 000, Teile der Schlesischen Armee rd. 27 000). „Alles im allen standen dem Kaiser zur Zeit etwa 80 000 Mann zur Verfügung“: Friederich, III, S. 18/18, 88. Vgl. Anm. 15.

¹⁵) Die Korps Marmont, Victor und Ney, die Kavalleriekorps Doumerc und Milhaud, insgesamt 35 000 Mann, „in der Gegend von Vitry; im Anmarsche von Paris und Reims waren die Garde-Kavalleriedivision Léfèbvre-Desnoëttes mit 1700 Pferden, 1 Regiment polnischer Chevaulegers zu 580 Pferden, die Gardedivision Rottembourg mit 4600 Mann sowie 2 Fuß- und 2 reitende Batterien, im Anmarsch von Troyes“ das Korps Gérard: 8000 Mann. „Weiter zurück, zwischen Namur und Verdun, und vorläufig noch nicht in Anschlag zu bringen, das Korps Macdonald mit 10 000 Mann, bei Troyes schließlich Marschall Mortier mit der Alten Garde und der noch in der Bildung begriffenen Division Hamelinaye, im ganzen 20 000 Mann“: Friedrich, III, S. 88/89.

zur selben Zeit aber auch Napoleon „zwischen Brienne und Maizières von Kosaken abgefaßt worden“. (Scherr, II, S. 354/55, Friederich, III, S. 94.) — Gegen die vom Schlosse her in die von Olsufiew verteidigte Stadt eingedrungenen Franzosen läßt Blücher Sackens Korps vorgehen. Nach einem mörderischen Straßenkampf — „Sacken entging nur mit Mühe der Gefangennahme, sein Adjutant . . . wurde getötet“, 2 französische Generale fielen, 3 wurden verwundet, „auch der Kaiser schwebt mehrfach in Lebensgefahr“ — war die Stadt wieder vollständig den Franzosen abgerungen“. Aber die Stadt war nur noch eine Glutstätte, und die versuchte Erstürmung des Schlosses mißlang. Daher gab Blücher am 30. gegen 3 Uhr morgens den Befehl zum Abmarsch nach Trannes, „der sich ohne jede Störung vollzog . . . Erst um 4 Uhr morgens besetzten die Franzosen Brienne. Die Verluste wurden auf beiden Seiten auf 3000 Mann angegeben . . .“. Friederich, III, S. 94/95.

„Die entschlossene Art, wie Blücher den ersten Stoß Napoleons ausgehalten und zurückgegeben hatte, konnte wohl als Erfolg gelten. Sah doch sogar Schwarzenberg . . . den Kampf vom 29. Januar als einen siegreichen an und gab in diesem Sinne den am 30. in Saint Dizier eintreffenden Yorck Meldung davon“. Worauf dieser Blücher seinen „innigsten Glückwunsch“ abstattete und es „nur bedauern“ konnte, mit seinem Korps „nicht, wie gewöhnlich, an den Taten der Schlesischen Armee teilgenommen zu haben“: Scherr, III, S. 356.

Die Schlacht bei La Rothière (1. Februar 1814)

Am frühen Morgen des 30. Januar bricht Napoleon von Perthes bzw. Maizières zur Verfolgung Blüchers auf, verleitet von der Nachricht, „daß Blücher den Rückzug auf Bar sur Aube angetreten habe“. Auch war der Kaiser „jetzt mehr wie je überzeugt, es mit Blücher allein zu tun zu haben“.

Als der dichte Nebel „sich um 11 Uhr etwas gesenkt hatte, erkannte Napoleon zu seiner Überraschung, daß er einen in einer starken Höhenstellung in Schlachtordnung stehenden Gegner vor sich hatte“. Für einen Erfolg verheißenden Angriff genügten aber die mitgenommenen Kräfte, außer Kavallerie nur das Korps Victor, nicht. Napoleon beschloß daher, das Eintreffen der Korps Marmont und Gérard abzuwarten. Obwohl diese am 30. und 31. erschienen, konnte der Kaiser sich nicht zu einem Angriff entschließen, da er über die Absichten der Alliierten keine Klarheit zu gewinnen vermochte. Er befürchtete aber, die könnten über Troyes gegen Paris marschieren und traf entsprechende Anordnungen. Im übrigen „glaubte er durch zuversichtliches Beharren in seiner Stellung . . . den Verbündeten zu imponieren, um so mehr, als er von ihrem lebhaften Wunsche, Frieden zu schließen, wohl unterrichtet war“. Yorck von Wartenburg, II, S. 344, Friederich, III, S. 95/96.

Nun war aber inzwischen die Hauptarmee so nahe herangekommen, daß Blücher und Schwarzenberg sich „am 31. in Trannes trafen und sich verständigten über die dem Empereur zu liefernde Schlacht, welche von der Stellung des französischen Zentrums die von La Rothière heißt.“ Scherr, III, S. 356. — Das Ergebnis dieser Schlacht konnte, wenn die Truppen der Alliierten in ihrer Gesamtheit eingesetzt und richtig angesetzt wurden, nur die Vernichtung der Armee Napoleons und das Ende des Krieges sein. — Es sei denn, daß Napoleon sich in letzter Stunde diesem Angriff entzog. — Denn den 40 000 Mann Napoleons standen 125 000 Mann¹⁶⁾ der Alliierten gegenüber! Und die „befanden sich in einer Aufstellung, aus der sie bei zweckmäßiger Anordnung mit Leichtigkeit zu einem konzentrischen Angriff geführt werden konnten“. Aber Kaiser Franz und Metternich wollten aus Gründen ihrer engstirnigen Politik¹⁷⁾ nicht die Vernichtung Napoleons, sondern ihn nur „durch strategische Manöver zum Räumen seiner Stellung zwingen, auch ihn durch eine kleine Niederlage zur Annahme der österreichischen Friedensbedingungen willfähriger machen“. — Blücher und Gnei-

¹⁶⁾ „Von dem am weitesten abstehenden Korps Yorck abgesehen“.

¹⁷⁾ Vgl. Carolinum, Nr. 46, S. 30, Nr. 48, S. 64, 68.

senau standen mit ihrer Vernichtungsstrategie dem „Diplomatiker“ Metternich dabei sehr im Wege, schrieb dieser doch nach der Schlacht bei Brienne vertraulich an Schwarzenberg: „Ich bin etwas traurig, daß es für Blücher nicht eine kleine Niederlage gegeben hat.“¹⁸⁾

Der Angriffsbefehl, den Schwarzenberg für den 1. Februar entwarf, trug denn auch den Wünschen seiner Herren und Gebieter Rechnung! Nicht Schwarzenberg selbst mit der gesamten Streitmacht der Alliierten sollte und wollte die Angriffshandlung durchführen, sondern der Oberbefehl für diese – und auch nur für diesen einen Tag – wurde Blücher übertragen!¹⁹⁾ Dem unterstellte man aber unmittelbar nur das Korps des Kronprinzen von Württemberg und das Gyulais! Sie sollten den rechten und den linken Flügel bilden, während Sackens Korps die Mitte einzunehmen hatte. In Reserve sollten bei Trannes russische Grenadiere und Kürassiere (12 000 Mann: Scherr, III, S. 357) stehen, über diese hatte aber Blücher „keine unmittelbare Verfügung“²⁰⁾. So waren es eigentlich nur 46 000 Mann, die Schwarzenberg den 40 000 Mann Napoleons gegenüberstellte . . . Selbst wenn der Ausgang des Kampfes für Blücher günstig verlief, so wurde seine energische Ausnutzung dadurch unmöglich gemacht, daß Blücher die Weisung erhielt, nach erzieltm Erfolg den Marsch nach Vitry anzutreten“. – Wundern muß man sich eigentlich, daß Blücher und Gneisenau damit einverstanden waren, insbesondere auch, daß sie sich mit den genannten Kräften begnügten! Mit diesen war, wie Friederich mit Recht betont, „eine Vernichtungsschlacht von vornherein unmöglich gemacht. Zwar wurde auch Wrede [hernach] angewiesen, aus seiner bei Vassy vorausgesetzten Stellung nach Montien en Der zu marschieren, um von hier aus, wenn nötig, gegen Brienne verwandt werden zu können, aber es war klar, daß, wenn dieser unternehmungslustige General nicht schon am 31. aus eigenem Antriebe die Straße nach Soulaines eingeschlagen hätte, er nimmermehr am folgenden Tage einzugreifen in der Lage gewesen wäre“: Friederich, III, S. 100/01²¹⁾.

¹⁸⁾ Auch Schwarzenberg hegte dieselben Gedanken wie Metternich. Ein Ende Januar zwischen Schwarzenberg und Gneisenau geführter Schriftwechsel, über den Delbrück berichtet (IV, S. 35/37), gibt darüber Aufschluß: „Sechs Tagemärsche“, sagte Gneisenau, „habe die Vorhut nur bis Paris . . . Der Thron Napoleons müsse umgestürzt werden . . . , diese Rache seien die Regenten ihrer so oft mit schändestem Hohn behandelten Krone, ihren so lange gepeinigten Völkern schuldig“. „Bleiben wir hinter dieser Forderung zurück“, so schloß Gneisenau seine Auseinandersetzung, „so werden uns Zeitgenossen und Nachkommen verdammen“. – „Solche Argumente“, vermerkt Delbrück, „konnten auf . . . Schwarzenberg keine Wirkung haben. Für ihn und Österreich gab es weder eine politische noch eine moralische Notwendigkeit, Napoleon vom Thron zu stürzen. Schwarzenberg war fest überzeugt, daß man schon jetzt zum Frieden mit Napoleon gelangen könne, wenn nur der Kaiser Alexander und die Preußen ihre Gelüste auf Paris bezwingen wollten. Nicht der Trotz Napoleons, sondern der Übermut der Verbündeten verlängere den Krieg. An dem Tage des Gefechts von Brienne schrieb er geradezu an seine Gemahlin, daß eine Niederlage jetzt den Frieden beschleunigen würde“.

¹⁹⁾ „Das Eigentümliche dieser Anordnung, man kann wohl sagen, das eigentümliche Ehrenvolle für Blücher tritt um so mehr hervor, wenn man bedenkt, daß in den ganzen vereinigten Armeen überhaupt nur die wenigen Tausend Mann der Garde Preußen waren – abgesehen von einem kleinen Cavallerie-Detachement –, die nicht einmal ins Gefecht kamen“: Delbrück, IV, S. 39.

²⁰⁾ Als der größte Teil von beiden Formationen am Nachmittag von Kaiser Alexander, ohne Vorwissen Blüchers, zur Unterstützung des rechten Flügels entsandt wurde, kamen die Grenadiere und Kürassiere „dort infolge der Schwierigkeit des Geländes nicht mehr zur Verwendung, im entscheidenden Moment fehlten sie in der Mitte“: Friederich, III, S. 106, 109. – Schwere Differenzen zwischen Blücher und Gneisenau einerseits und General Toll, dem ersten militärischen Berater des russischen Kaisers, andererseits über die Frage, wohin der Hauptangriff zu richten sei, haben hierbei eine Rolle gespielt: Delbrück, IV, S. 42.

²¹⁾ Schwarzenberg hatte Wrede ursprünglich „in die rechte Flanke“ seiner Gesamtaufstellung detachiert. Von dieser Disposition wich aber Wrede „aus eigenem Antrieb ab und marschierte in der Einsicht, daß der entscheidende Kampf bei Brienne gefochten werde, direkt dorthin.“ Als Wrede das Schwarzenberg meldete, hatte der „schon die Nützlichkeit dieser Maßregel eingesehen und demgemäß Befehle abgesandt“: Delbrück, IV, S. 39.

Als Napoleon am Morgen des 1. Februar erkennt, daß Blücher keine Miene macht abzuziehen und nun erst — durch einen vom Korps Wrede desertierten Trompeter — erfährt, daß Schwarzenbergs Armee im Anmarsch sei (Scherr, III, S. 358), gibt er den Befehl zum Rückzug an die Aube²²⁾. Der ist schon eingeleitet, als der Kaiser Nachricht erhält, daß Blücher um 1 Uhr zum Angriff vorgeht. Da gibt Napoleon Gegenorder und läßt Gefechtsaufstellung beziehen.

„Das Terrain war für die Verteidigung insofern ungünstig, als die Franzosen eine für ihre geringe Zahl zu große Strecke zu besetzen hatten. Für die Angreifer jedoch war es noch viel ungünstiger, da derselbe im Anmarsch beengt war und deshalb seine tatsächliche Übermacht nicht recht entwickeln konnte . . . Das Wetter trug dazu bei, die Schwierigkeiten des Aufmarsches zu vermehren. Der Boden war vorher vollkommen aufgeweicht gewesen und in der letzten Nacht etwas gefroren, so daß man durch die leichte Kruste, die sich gebildet hatte, fortwährend durchbrach. Die Artillerie konnte nur in der Weise vorwärts gebracht werden, daß man zunächst die eine Hälfte stehen ließ und die andere doppelt bespannte.“ Starker Schneefall und dichter Regen machten zeitweise jede Übersicht unmöglich, tiefes und sumpfiges Gelände erschwerten sehr das Vorwärtskommen.

Die Korps des Kronprinzen von Württemberg und Sackens erobern zwar La Giberie und den größten Teil von La Rothière, aber dann geht es nicht weiter. Auf dem linken Flügel konnte Gyulai keine Vorteile erringen. Die Lage des Kronprinzen wird sehr schwierig, da starke feindliche Kräfte sich gegen La Giberie entwickeln. Da rückt Wrede heran, durch seinen Flankenangriff bekommt der Kronprinz Luft. Wredes Kolonnen dringen weiter vor, erobern mehrere Gehöfte und Dörfer, z. T. „nach heftigem Kampf . . . mit dem Bajonett“. Von Napoleon persönlich vorgeführte Divisionen scheitern mit ihren Angriffen. Wredes Kavallerie erobert eine Batterie von 16 Geschützen, seine Infanterie dringt „auf der ganzen Front vor“. In der Mitte von Blüchers Front gelingt es Sacken, nach erbitterten Kämpfen die Franzosen um 5 Uhr aus den letzten Gehöften von La Rothière zu vertreiben. Aber dann erhält die Division Rottembourg den Befehl, das Dorf wieder zu nehmen. Nach einem schweren Ringen scheinen die Franzosen die Überhand zu gewinnen, als frische österreichische und russische Kräfte die Franzosen zwingen, um 8 Uhr La Rothière endgültig aufzugeben. Der Kaiser läßt das Dorf in Brand schießen, um den Rückzug zu decken“. Am linken Flügel konnte Gyulai trotz aller Anstrengungen Gérards Position in und bei Dienville nicht erschüttern. „Erst als in später Nachtstunde ein Befehl Napoleons den Rückzug der tapferen Verteidiger anordnete, konnten die Österreicher des Dorfes sich bemächtigen“.

„Es mochte etwa 8 Uhr sein, als sich, mit Ausnahme Gérards, die gesamte Schlachtlinie der Franzosen in fast fluchtähnlichem Rückzuge auf Brienne befand. Von allen Seiten brach nunmehr die Kavallerie der Verbündeten vor, um den errungenen Erfolg nach Kräften auszunutzen. Die Müdigkeit der Truppen, die Dunkelheit und ein heftiger Schneesturm beschränkten zwar ihre Tätigkeit, immerhin gelang es doch, die letzten geordneten Truppenteile der Franzosen in Auflösung zurückzuwerfen und eine große Zahl von Geschützen wegzunehmen . . .“

Wäre man „in napoleonischer Weise unverzüglich nachgestoßen, so mochte der Feldzug mit dieser Schlacht zu Ende sein, und wie Rußland dem Eroberer an der Beresina, Deutschland an der Elster unwiederbringlich verloren ging, so konnte es an der Aube desgleichen mit Frankreich geschehen. Ein Augenzeuge (Marmont) der Auflösung der Armee sagt ausdrücklich, es sei gewesen, derart, um an die Niederlagen des vorhergehenden Feldzugs zu erinnern und die größten Unfälle fürchten zu lassen“: Yorck von Wartenburg.

²²⁾ Das Folgende nach Friederich, III, S. 102/09, Delbrück, IV, S. 40/44, Yorck von Wartenburg, II, S. 347/48, Scherr, III, S. 359/61.

„Die verbündeten Truppen verbrachten die Nacht da, wo sie das Getümmel des Kampfes hingeführt hatte. Befehle für den folgenden Tag wurden scheinbar nicht ausgegeben.

Der Verlust der Franzosen betrug 3600 Mann und 73 Geschütze, dazu traten noch 2400 Gefangene. Auch die Verbündeten hatten 6000 Mann eingebüßt“: Friederich. — „Als Blüchers Adjutant Nostiz spät in der Nacht den auf der Höhe von Trannes weilenden Monarchen den Ausgang der Schlacht meldete, umarmte ihn der Zar mit den Worten: ‚Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt‘“: Scherr. — Wie sehr sticht davon doch ab, das, was der König von Preußen dem alten Blücher zu sagen hatte! In einem Brief vom 6. Februar 1814 (Delbrück, IV, S. 180) schreibt Gneisenau an Stein: „Der König empfing auf der Höhe von Trannes am 1. Februar, dem Schlachttage, den Feldmarschall etwas höhnisch mit: ‚Na, Sie haben einen unangenehmen Besuch gehabt?‘“ — Hier tritt zu Tage, daß der König, wie auch sonst, in psychologischer Hinsicht völlig versagte, wenn er eine derartige taktlose und verletzende Bemerkung machte. Sie zeugt auch von einer merkwürdig unklugen Beurteilung der sehr gefährlichen Lage, in die Blücher und Gneisenau am Abend des 29. Januar im Schlosse von Brienne gerieten, einer Situation, in der der König um ein Haar seine tüchtigsten Heerführer verloren hätte! Schließlich erkennt man die Verständnislosigkeit des Königs für das, was Blücher und Gneisenau in diesen Tagen geleistet hatten! Gneisenau vermerkt denn auch zum Schluß erbittert: „Das ist die Belohnung für viele Anstrengungen!“

In seinem Schlußwort schreibt Friederich: „Ein glänzender Sieg war erfochten. Er hätte noch glänzender ausfallen können, wenn nicht mehrere Umstände ungünstig auf den Gang der Schlacht eingewirkt hätten“. — Die meisten dieser widrigen Umstände wurden schon erwähnt. Hervorzuheben ist noch folgendes: Wenn der Angriff Blüchers erst von 1 Uhr ab erfolgte, so konnte er nicht früher beginnen, weil das Herannahen Wredes abgewartet werden mußte. Die Kürze der dann noch zur Verfügung stehenden Zeit „verbot alle weit ausholenden Bewegungen und zwang zum Frontalangriff auf die stärksten Punkte der feindlichen Stellung ... Die Leitung des Gefechts lag ... fast ganz in den Händen der Unterführer, die Feuerwirkung der Artillerie wurde beeinträchtigt, die gegenseitige Unterstützung erschwert. Nach dem Eingreifen Wredes ... war der Sieg entschieden. Ihn auszunutzen fehlten jetzt frische Truppen, da in dem hartnäckigen Kampfe um die Dörfer alle Kräfte sich verzehrt hatten ... Eine einzige frische Division hätte am Abend genügt, die bei Brienne sich mühsam sammelnden Regimenter der Franzosen in regellose Flucht zu jagen. Welche Lage aber für Napoleon entstanden wäre, wenn man, anstatt Wittgenstein bei Vassy festzuhalten, und Yorck auf Vitry zu senden, beide zum konzentrischen Anmarsch auf Brienne angesetzt und den bei Vendoeuvres stehenden Colloredo angewiesen hätte, auf Lesmont zu marschieren, lehrt ein Blick auf die Karte“.

Studium ist Balsam gegen die Leidenschaft

aus dem Talmud

Kaukasische Impressionen

Von B. Alberti

I

Aus früher Kinderzeit entsinne ich mich eines zerflederten Buches mit großen bunten Tafeln der Tierwelt und auch einer Tafel der Menschenrassen, auf ihr die Haupttypen der weißen kaukasischen, der gelben mongolischen und der schwarzen negroiden Rasse. Das Bild eines bärtigen, würdevollen Kaukasiers prägte sich mir besonders ein, sollte es doch gleichsam das Abbild des Stammvaters auch meiner selbst sein.

So mag in späteren Jahren im Unterbewußtsein das Interesse für das gewaltige Kaukasus-Gebirge am Rande von Europa sich in besonderem Maße erhalten haben.

Dann kam das Jahr 1914 und ein Verein, dem ich angehörte, plante eine Turnfahrt zum Ziel der Sehnsucht, das in jenen Jahren gerade auch das Ziel anderer Deutscher war, die als Bergsteiger so manchen schweren Kaukasus-Gipfel als erste bezwangen. Die Verwirklichung der Träume schien nahe gerückt, wenn auch das letzte Wort der Eltern gewiß die Erfüllung verwehrt hätte. Aber andere Ereignisse bereiteten den Träumen ein schnelles Ende und setzten an ihre Stelle die Wirklichkeit, die den erlebnishungrigen Sechzehnjährigen als kindlich-stolzen Unteroffizier in den unverantwortlichen Ersten Weltkrieg ostwärts, nicht aber in den Kaukasus führte. Der Kaukasus-Traum verblaßte. Erst 28 Jahre später wurde er neu belebt. Wieder als Soldat stand ich in dem sinnlosen Zweiten Weltkrieg 1942 da, wo die Hauptstraße zum Kaukasus begann, in Rostow am Don. Doch zum zweiten Male verwehrt das Schicksal die Traumerfüllung und ich beneidete die Kameraden, die südwärts dem Gebirge entgegenzogen, während der eigene Weg bei Stalingrad endete.

Weitere 20 Jahre nackter Existenzbehauptung folgten, der Träumer war alt geworden, aber Sehnsucht und Körper blieben jung. Schliemanns Traum von Troja mag dem eigenen vergleichbar sein und auch seine Erfüllung, wie sie oft nur Menschen beschieden ist, die ihr Glück zur rechten Stunde zu packen vermögen.

Aber es war nicht nur Glück, sondern auch tiefgewurzeltetes Streben als sportbegeisterter Olympia-Anwärter schon 1914 und als Sammler und Naturbeobachter seit früher Kinderzeit, die schon den Soldatenehrgeiz gedämpft hatte und schließlich zur Erfüllung des Jugend-Traumes führte, kurz ehe sich der Mensch im normalen Leben zur Altersruhe setzt.

1963 forderte meine biologische Fachgesellschaft zu einer Exkursion in den Kaukasus mit Rucksack und Bergschuhen auf. Erst wenige Jahre zuvor hatte dieses Gebirge seine Pforten wieder denen aufgetan, die nicht zum eigenen Land gehörten. Verwandte und Freunde schüttelten den Kopf, und da ich mich selbst schon alt genug fühlte, um nicht kopfüber in Abenteuer hineinzuwandern, wurde die Bergtätigkeit erst einmal am Helpter Berg, dem höchsten Mecklenburgs auf die Probe gestellt. Ich erreichte mühelos den Gipfel, obwohl der Tag brennend heiß war.

Dann galt es erste Informationen über Land und Leute. Das war schon schwieriger, besonders in Unkenntnis der russischen Sprache. Eine Anfrage beim Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart, das für Globetrotter Ratschläge und Literaturhinweise erteilt, wenn sie eine ausgefallene Auslandsreise, etwa Durchquerung Grönlands oder Madagaskars unternehmen wollen, führte zu einer bedauernden, fast negativen Antwort. Beinahe mehr bot schon ein flüchtiges Studium von Herodot und Strabo, wenngleich die Angaben etwas veraltet schienen. Aber es war unendlich reizvoll, im Quellschrifttum zu lesen, daß schon Strabo der Nachwelt hinterlassen habe, die Überquerung des Kaukasus im Zuge der berühmten Grusinischen Heerstraße sei am Südhang des Gebirges beim Abstieg in die gewaltige Schlucht der Weißen Aragwa den Kriegern vor fast 2000 Jahren oder mehr nur Mann hinter Mann möglich gewesen.

Am ergiebigsten erwies sich das zugängliche Schrifttum des vorigen Jahrhunderts. Bodenstedts „Tausend und ein Tag im Orient“ geschrieben vor mehr als 100 Jahren als Reise- und Erlebnisbericht des Dichters wurden zur historischen und kulturhistorischen Fundgrube des Wissens, seine „Lieder des Mirza Schaffy“, die ihn weltberühmt gemacht hatten, gaben hierzu die Ergänzung für das erlebnisfrohe Herz durch die glutheißen Verse von den Bergen des Kaukasus, den Blumen, dem Wein und den Mädchen dort. Mehr auf den Nervenkitzel des Lesers zugeschnitten empfand ich demgegenüber die „Rußlandreise, Kaukasische Fahrt“ von Dumas aus gleicher Zeit, während mir der zufällige Besitz des Werkes „Armenien einst und jetzt“ von Lehmann-Haupt eine streng fachlich-historische und kulturhistorische Wissensquelle nach dem Stand vom Ende des 19. Jahrhunderts auch für den Kaukasus erschloß.

Zur biologischen Vorbereitung diene botanisch das Werk von Radde 1899 „Grundzüge der Pflanzenverbreitung in den Kaukasusländern“, in dem der große russische Naturforscher nicht nur sein Fachwissen kundtut, sondern auch seine Begeisterung für die großartige Gebirgslandschaft und ihre Flora mitschwingen läßt. Zu Raddes Werk gesellen sich dann noch einige insektenkundliche Schriften für meine spezielle Aufgabe. Sie ließen erkennen, daß die Reise bei vielen naturkundlichen Belangen in ein fast weißes, unerforschtes Gebirge führen würde.

Wie erstaunlich weit die „ungelösten“ Probleme des Kaukasus gehen, läßt die Streitfrage nach dem höchsten Berg Europas erkennen. Großeltern, Eltern und wir lernten in der Schule, daß es der Mont Blanc (4810 m) der Alpen sei. In Wahrheit aber ist es der Elbrus (5633 m) im Kaukasus, denn der Gipfel liegt einige Kilometer nördlich der Wasserscheide seiner Hauptkette als erloschener Vulkan, und der Kamm der Hauptkette in fast allen seinen Teilen gilt als die Trennlinie des konventionellen „Europa“ von „Asien“ hier in den Bergen. Manche mögen die Stirn runzeln und auf moderne „wissenschaftliche“ Bestrebungen zu einer Änderung hinweisen. So stimmen die Geologen dafür, die Europa-Asien-Grenze an den Nord-„Fuß“ des Gebirges (wo verläuft er genau?) oder noch weiter nordwärts in die Manytsch-Niederung zu verlegen. Aber noch immer sind Wasserscheiden oder politische Grenzen für die Trennung rein menschlicher Ordnungsbegriffe, wie „Europa“ oder „Asien“ die klarsten und glücklicherweise halten die praktisch Denkenden auch heute am Althergebrachten fest, selbst die sowjetischen Geographie-Lehrer und ebenso der Prospekt für die Reiseroute 384 in der Sowjet-Union für 1967, worin der „Weg zum höchsten Punkt Europas, dem Elbrus“ geschrieben steht.

So waren im Wissen und in der Phantasie das Land, seine Geschichte und seine Probleme schon ein wenig vertraut, ehe ich es betrat; aber nun stellte sich die Frage, was die Wirklichkeit davon gelten lassen würde, was sie hinzufügte und was sie vergebens suchen ließ. Mit eigenen Augen galt es zu schauen, was Bodenstedt und andere von ihm berichteten, was an Spuren noch zu finden wäre von den Tscherkessen und dem großen Freiheitskämpfer Schamyl, von der legendenumwobenen Königin Tamara, und wie jenes Land ausschaute, das noch einen Abglanz der Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ empfing und dem in Teilen das Evangelium von der heiligen Nino schon vor mehr denn 2 Jahrtausenden von Jerusalem gebracht worden war. Aber noch weiter zurück konnte die Phantasie schweifen, wenn die eigenen Augen jetzt die sagemuwobene Kolchis sahen, wo Jason und die Argonauten das Goldene Vlies und die Medea geraubt hatten und in nicht allzu großer Ferne die Arche Noah auf dem Ararat niedergegangen war, gleichsam als Wiege des Tier- und Menschengeschlechts nach der Sintflut. Aber diese Wiege der Menschheit drückt sich ja auch noch in einem anderen Geschehen im kaukasischen Raum aus: Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl und es den Menschen brachte, wurde an die Wände des Kaukasus geschmiedet. Hat nicht die Gabe des Titanen-Sohnes Prometheus den Menschen erst zum Menschen gemacht? So schließt sich der Kreis, der die Gedanken zurückführt zu jenem Bild des Kaukasiers im zerfledderten Kinderbuch der Jugend. Und seltsam, daß auch am Ostfuß des Gebirges die Parsen und ihre uralte Religion der Feueranbetung bis in das vorige Jahrhundert hinein noch eine Heimstätte hatten.

Wie würden wir überhaupt aufgenommen werden, das war die erste Frage nach all dem, was in der Vergangenheit geschehen war und auch die Gegenwart noch belasten mochte. Brest, Kiew, Pjatigorsk, Ordshonikidse (Wladikawkas), Tbilissi (Tiflis) und Moskau waren auf 4 Reisen, 1963 – 1966, die Orte, wo die Antwort am ehesten zu erwarten war. Und diese Antwort war überall die gleiche: Gastfreiheit, Kameradschaft in freundschaftlicher Form, Hilfsbereitschaft und oft auch herzliches Interesse von Mensch zu Mensch. In den Bergen aber, abseits der großen Städte, trafen wir überall auf eine unverdorbene, sangesfrohe, natürliche Jugend. Oft fühlte ich mich in die beste Zeit der Wandervogelbewegung meiner Generation zu Beginn des Jahrhunderts versetzt. Zwei Erlebnisse, die für viele sprechen, mögen hier Platz finden.

Es war nach dem Abstieg vom Gebirge im ersten Reisejahr. Im feierlichen Rund der „Tourbasa“ Suchumi und in einer Stimmung, die noch die frischen Eindrücke von Gipfeln, Gletschern und wilden Schluchten widerspiegelte und die sich nun mengten mit der düftegeschwängerten warmen Abendluft des Südens unter Palmen und Zypressen, war jedem Kaukasus-Überquerer das traditionelle sowjetische Touristen-Leistungsabzeichen verliehen worden. Nun wurde zum Tanz aufgespielt. Plötzlich stand die große, blonde Führerin einer sowjetischen Jugendgruppe vor mir als dem Ältesten der deutschen Touristen und erbat den ersten Tanz. Zum zweiten forderte ich sie dann auf und beide blieben die einzigen, die ich auf allen Reisen tanzte, aber sie schienen mir das Symbol vom Werden einer neuen besseren Zeit der Zukunft.

Das andere Erlebnis mag für die ältere Generation in der Sowjetunion beispielhaft sein.

Ein Schiff im sommerlichen Küstenverkehr führte uns von Suchumi nach Pizunda. Ich saß abseits der deutschen Gruppe allein inmitten sowjetischer Sommerfrischler und neben mir ein Familienvater. Er musterte mich, ich gab mich als Deutscher zu erkennen; er versuchte vergebens ein Gespräch, denn ich war sprachunkundig. Nun bot er eine Zigarette an, ich mußte danken, denn ich war Nichtraucher. Danach bot er mir eine Haselnuß an, wieder mußte ich danken, denn meine alten Zähne bezwangen sie nicht mehr. Jetzt folgte ein Bonbon und den nahm ich zu seiner Freude. Dann war Pizunda erreicht und er mit Familie fuhr weiter. Am Abend bei der Heimfahrt kam das Schiff überfüllt an, und plötzlich stand ich im Gedränge vor der Familie vom Vormittag. Sie hatten Plätze, ein freudiges Winken, wie zu einem alten guten Freund, und ich mußte mich zwischen sie klemmen. Selbst ein Gespräch kam stockend in Gang und ein herzlicher Abschied am Ziel der Heimfahrt folgte.

Doch zurück zur Jugend. Überall in den Bergen schlug uns unbekümmerte Fröhlichkeit in unkomplizierter Form entgegen. Liederabende vereinten alle Touristengruppen in den Tourbasen im gleichen Pulsschlag der Freude, die die gewaltige Bergnatur auslöste. Kein Tropfen Alkohol half nach. Gegenseitiges Beschenken mit Volksliedern, Austausch kleiner Erinnerungszeichen, beifallsfrohe Menschen und ein stets übervoller Saal waren äußere Zeichen dieser Freude.

In einem Bergsteigerzentrum vereinte uns ein Abend mit sowjetischen Alpinisten, die zu Tausenden alljährlich als Anfänger und Fortgeschrittene in streng geregelter Ausbildung die Bergfreuden ihres kühnen Sports genießen. Kein Gipfel des Kaukasus ist noch unbezwungen. Es wurde ein prächtiger Abend. Meister des Sports und selbst ein „Verdienter Meister“ stiegen für Stunden gleichsam aus Bergeshöhen herab zu uns Tal- und Paßgängern, und als ich nach gebührender Zeit zum Aufbruch mahnte, stand einer der Meister auf und meinte launig: „Das ist die schlechteste Rede des heutigen Abends.“ Auch der deutschen Alpinisten wurde gedacht, die vor einem halben Jahrhundert so manche Erstbesteigung im Kaukasus ausgeführt hatten.

Leicht ist von Bergkameradschaft, Jugend und Liedern das Überleiten zu den Blumen des Kaukasus. Das Füllhorn der Gaben Floras ist in unermeßlichem Reichtum über die Matten des Gebirges ausgestreut. In winzig schmalen Streifen entlang der Meeresküste bewegen wir uns zwischen Oleandern, Palmen, Eukalyptus, Zypressen

und ungezählten anderen Kindern der Subtropenflora. In den feuchten Talgründen der Bergstufe des westlichen Kaukasus verschwindet der Mensch im Gigantismus des Pflanzenwuchses mit Blüten, oft doppelt so groß als bei vergleichbaren Arten im Herzen Europas. Und noch einmal offenbart sich dann dieser Größenwuchs in der Rhododendron-Zone wenig unter der Region von ewigem Eis und Schnee, nicht so farbenschön wie die rote Blütenpracht der Alpenrose in den Alpen, aber mit ihren weißgelben Blütentrauben (*Rhododendron caucasicum* Pall.) die Größenmaße jener um ein Mehrfaches übertreffend und die Hänge weithin bedeckend, ein Schlupfwinkel der Wölfe da, wo auch Viehherden in der Nähe weiden, besonders im zentralen Teil des Gebirges.

Aus all dem Reichtum nimmt der Mensch dann seinen winzigen Tribut, wenn das Gastvolk seine Gäste begrüßt. Sobald neu ankommende Touristengruppen in die Tourbasen einziehen, finden sie Touristenmädchen aus allen Teilen des Riesenlandes, die im Kaukasus der Sommer vereint, in Linie bereitstehen, und jeder Ankömmling erhält aus zarter Hand einen großen Blumenstrauß, begleitet vom fröhlichen, weitschallenden Ruf „Priviet, Priviet, Priviet“ (Gruß, Gruß, Gruß).

*

Wenden wir uns nun den Bergen selbst zu.

Welch Reichtum der Formen, von der Belala-Kaja, dem Matterhorn des Kaukasus, bis zur Kuppel des Eisriesen Elbrus oder dem Sulachat, der Jungfrau auf der Totenbahre, von Legenden des Bergvolkes umweht. Welch vielzackige Grate und schwindelerregende Wände, abfallend zu tiefen, engen Schluchten, in die die Sonne nur spärlich eindringt, im Winter gefüllt mit Lawinenschnee. So stößt der Wander nicht selten auch im Hochsommer und in niederen Höhen inmitten üppigen Blühens auf Schneereste, die Sonne und Regen nicht fortzubringen vermochten, und das breite Band niedergewalzten Hangwaldes darüber zeichnet die Bahn der Gewalten des Winters. Seltsam für den, der den Kaukasus nicht selbst durchwanderte, ist die Erscheinung, daß am Südhang Schnee noch in viel tieferer Lage übersommert, als auf der Nordseite des Gebirges. Reste fanden wir hier im August noch in 1300 m Höhe. Der Augenschein klärt rasch die Ursache, denn der steile Südabfall ist von viel wilderen, tieferen Schluchten durchzogen, die sich quer zum Tageslauf der Sonne stellen und ihr nur kurzes Eindringen möglich machen. Im Norden dagegen steigt das Gebirge allmählich in mehreren Parallelketten zur Hauptkette an und die Täler sind offener, breiter, in Hochlagen flacher.

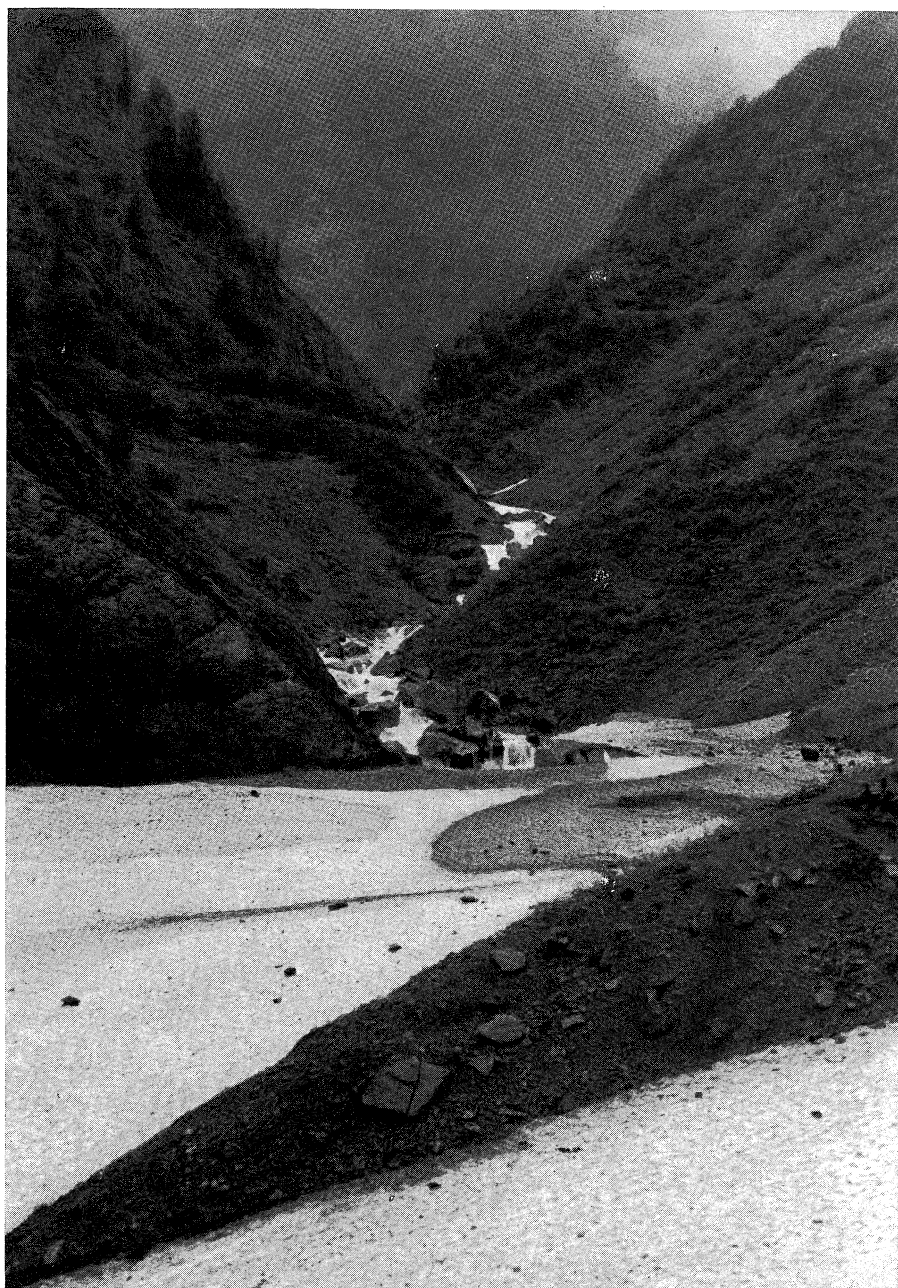
Und wenn ich nun noch von Gletschern, Bergseen, brausenden Wildbächen und Wasserfällen, von erfrischenden Mineralquellen überall im Gebirge und besonders seiner Ränder sprechen sollte, so wäre des Rühmens kein Ende.

Welche Gegensätze hat die Natur geschaffen, als sie all diesen Reichtum für Auge und Sinne hineinschuf in eine Umwelt der Monotonie südrussischer Steppen, kaspischer Salzwüsten und der schier unendlichen Welt kahler, steiniger und glutheißer Bergzüge Armeniens!

Nach Jugend, Liedern, Blumen und Bergen bleibt noch übrig der Wein. Es ist wohl das Vorrecht der Alten, dies zu tun, denn was versteht die Jugend davon, außer, daß sie ihn trinkt? Aber ich gestehe, er war auch uns Alten in den Bergen nicht wichtig, denn wir wurden, wie die Jugend, auch trunken ohne Wein, und in den Tourbasen wurden nur Tee und Mineralwasser ausgeschänkt.

Eine Ausnahme aber erlebten wir. Es war an der Pforte des Weinlandes Georgien am Kasbek. In der georgischen Landschaft Kachetien wächst der berühmte Kachetiner. Bodenstedt hat ihm zum Preise so manche Anmerkung gemacht. Der Leiter des Alpinismus im zentralen Kaukasus im Kasbegi, ein Georgier, doch von Wuchs und Temperament ein junger Prometheus, empfing uns mit einem ausgiebigen Umtrunk vom edlen Stoff seines Landes.

Eine andere erinnerungsfreudige Begegnung mit dem Wein geschah in Suchumi, doch in ganz anderer Umwelt als der der Berge. Der Zufall führte Freunde und mich



*Abstieg vom Kluchorpaß (2816 m) durch das Klitsch-Tal (Abchasien) zum Kodorfluß.
Oben Sommer, unten Winter, ca. 2000 m*

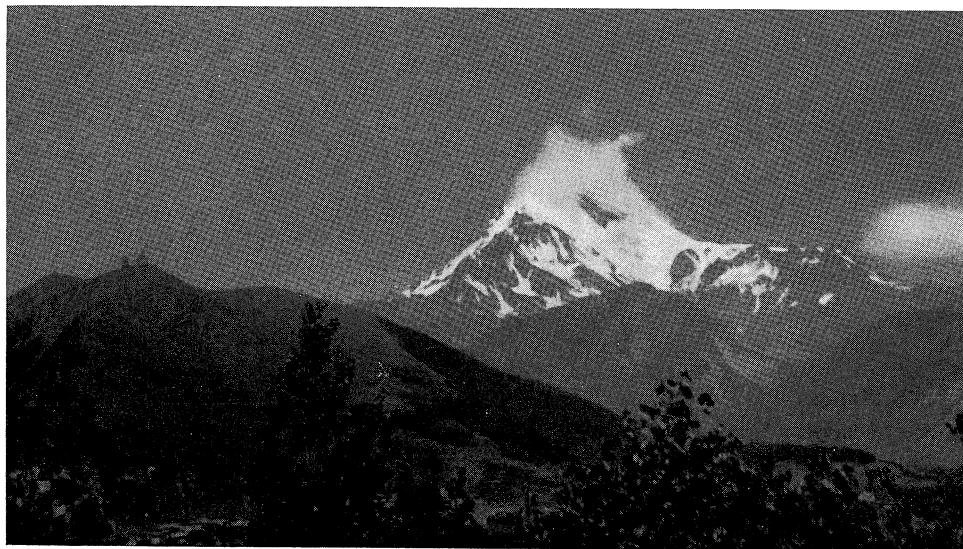
beim spätabendlichen Bummel über die festlich beleuchteten Uferpromenaden des Meeres und inmitten wogender Menschenströme, die hier die sanfte Meereskühle nach der Hitze des Arbeitstages allabendlich zu genießen pflegen, zu einer kleinen offenen Uferschänke. Unter hohen Bäumen standen nur wenige Tische vor ihr, gegen die Promenadenwege abgedeckt durch hohe Blumenranken in langen Kübeln. Durch die Bäume glitzerten die Sterne, von der nahe Landebrücke des Meeres grüßten die Lichterreihen von Kabinen und Oberdeck eines weißen Fahrgastschiffes, und die warme Sommerluft war angefüllt mit dem Geruch des dunklen Meeres und der Blütenfülle des Sommers an seinem Rand. Hierher, in diese Welt des Südens und der vielfältig erregten Sinne gehörte einfach auch der Wein dieser Landschaft. Wir tranken ihn so, wie es sich für die Stunde geziemte. Es war ein Wein, den man nicht schnell vergißt, schwarzrot mit erfrischender Säure und herber, schwerer Süße zugleich. Und es war der Abschiedstrunk vom Kaukasus in jenem Jahr.

III

Der weltweite Gleichmacher Zivilisation läßt mehr und mehr die Umriss bodenständiger Eigenarten sich auflösen und dem Vergessen anheimfallen. Bestenfalls bleiben seelenlose Gehäuse zurück, Namen ohne Klang, Schriften des Gedankens, und sie alle gewinnen Leben nur in der Phantasie dessen, der sich in sie versenkt. Aber ist es nicht so mit allem, was in die Vergangenheit zurücksinkt, und was ist ihr gegenüber überhaupt Gegenwart? Nur die Gradmesser des Vergessens sind verschieden, von der Größe eines Geschehens für seine Umwelt und Nachwelt abhängig, aber auch abhängig von dem, was uns die erhaltenen Spuren der Vergangenheit auszusagen vermögen.

Der Kaukasus birgt viel Unterschiedliches an dem, was wir gemeinhin von seiner Vergangenheit wissen, von ihr noch zu entziffern vermögen oder was überhaupt nur in Sagen und für die Phantasie lebendig wird.

Die großen Gestalten kaukasischer Geschichte schrumpfen seltsamerweise im Andenken der Menschen mehr und mehr zusammen, je näher ihr Leben und Wirken der Gegenwart liegt und je mehr beides in sicheren historischen Einzelheiten bekannt ist. Gänzlich im Mythos grauester Vorzeit wurzelt die größte Gestalt, der Titanen-Sohn



*Zentral-Kaukasus. Der Kasbek (5047 m),
links davor die Klosterkirche Zminda-Ssameba (2100 m)*

Prometheus. Keine Kunde haben wir mehr davon, wer ihm Namen und Gestalt gab und welcher Felsenberg des Kaukasus von den Vätern dieser Gestalt ausersehen wurde für die Rache des Zeus. Wenn nicht das Gebirge als Ganzes in seiner großartigen Einmaligkeit im Weltbild der Alten gemeint war, so mag, wie bei Bodenstedt zu lesen, an die Berge seines Südwestabfalls gedacht werden. Wenngleich ohne imponierende Höhen, steigen sie doch aus dem Meer unvermittelt steil empor und begleiten ständig in mehreren hundert Kilometer Länge den Seefahrer. Andere nennen als Ort der Prometheus-Sage den Kasbek. Wer, wie wir, mit eigenen Augen das Gebirge hier sah und wer weiß, daß die uralte Grusinische Heerstraße schon in der Antike von Nomaden und Kriegerhorden, wohl auch von Gesandtschaften zwischen den Völkern des Nordens und den Kulturvölkern des Südens begangen war, und wer die einmalige Majestät des Kasbek am Rande dieser Heerstraße in Erinnerung hat, mag wohl verstehen, wenn man auch hierher die Vision des angeschmiedeten Prometheus verlegt.

Schon an der Grenze zwischen Mythos und Geschichte müssen wir die Gestalt der Medea, die Argonauten und das Goldene Vlies sehen. Aber auch von ihnen kündigt uns heute kein Zeichen der Erinnerung mehr. Gewaltig ist die Veränderung, die allein in den letzten Jahrzehnten die Kolchis-Landschaft erfahren haben muß, um zu dem zu werden, was wir von ihr sahen. Aus fiebergeschwängelter, sumpfiger Urlandschaft, durchströmt von unzähligen Wasseradern und mit ärmlichen, dünn gestreuten Menschensiedlungen ist heute der blühende Garten Eden der Sowjetunion geworden, wo wohlhabende Menschen in dichter Besiedelung wohnen. Nur wie einst, so schaut auch heute noch unverändert der Kaukasus herab auf sie und läßt seine Schmelzwässer in gebändigten Wasserströmen und durch viele feuchte Buschwäldchen meerrwärts fließen. Der Phasis-Strom der Alten, heute Riom genannt, vereinigt zuvor viele von ihnen. Bilder aus zweihundertjähriger Vergangenheit, die vor mir liegen, zeigen den Strom noch von Stelz- und allerhand Wasservögeln belebt, darüber Bäume des Urwalds mit einem Gewirr von Schlinggewächsen, die sich tief zum Wasser herabziehen. So mögen wohl auch Jason und seine Mannen zu ihrer Zeit das Land geschaut haben. Doch von der Perle in ihm, der Königstochter Medea kündigt uns nichts in dieser Landschaft. Versucht man, den historischen Kern der Sage zu finden, so mag es wohl erlaubt sein, sie ihres Strahlenglanzes zu entkleiden und die Argonauten zu einfachen streunenden Seeräubern zu machen, die Medea zu einer, vielleicht der ansehnlichsten von vielen geraubten Frauen des Kolchis-Volkes und das Goldene Vlies zur Verallgemeinerung für Tierfelle, die, wie bekannt, damals der primitiven Goldgewinnung in den Flüssen der Kolchis zu dienen pfl egten, und die man ebenfalls mitgehen hieß.

Zwei Jahrtausende oder mehr wollen wir überspringen, um zu einer anderen, noch legendenumwobenen und doch schon streng geschichtlichen Frauengestalt des Kaukasus zu gelangen, der Königin Tamara um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. Vieles, was heute stumme Ruine ist, wird ihrer Zeit und ihrem Wirken zugeschrieben, nur wenig davon konnten wir sehen.

Bei Suchumi stand ich auf hochgewölbter steinerner Brücke, die einen kleinen Fluß überspannte und durch die Jahrhunderte allen Kriegsstürmen und Wassern getrotzt hatte. Man sagte, die Königin Tamara sei auch Erbauer dieser Brücke.

In der Darjalschlucht, durch die der Terek braust, im wildesten Teil der Grusinischen Heerstraße, da, wo nach Herodot Nomaden und Bergvölker schon in grauer Vorzeit die Enge durch große Verteidigungswerke geschlossen hatten und wo wir die wohlerhaltene Ruine eines russischen Sperrforts aus dem 19. Jahrhundert nachdenklich betrachten konnten, stand hoch an der Bergwand auch das Gemäuer einer uralten Burg. Auf ihr, so sagt man — aber vielleicht auch das gleiche von einer anderen Burg in ähnlicher Lage — habe die Königin Tamara allnächtlich einen neuen Liebhaber empfangen und ihn am Morgen darauf den Felsen hinabgestürzt. Die Gedanken schweiften unwillkürlich bei dieser wilden Sage eines einst wilden Volkes in wilder Bergwelt hinüber zur Nibelungensage und zu Brunhild, die jeden Freier — und das waren sie alle — umbringen ließ, den sie im Wettkampf besiegte. Aber Sagen und Legenden wachsen auf unsicherem Boden, denn die Geschichtsschreiber vermerken von der Königin Tamara, daß sie ihr



Durchblick durch eine Burgruine aus dem 12. Jahrhundert auf Suchumi

Land Georgien zu höchstem Glanz und Glück geführt habe durch Tatkraft, Weisheit und Milde, gepaart mit der Schönheit ihrer Gestalt. Und so wird es gewesen sein, denn ihre Zeit verkörpert auch die Hochblüte mittelalterlicher Dichtkunst in Georgien mit dem Namen Schota Rustawelis, dessen man 1966 in großen 700-Jahrfeiern in Tiflis gedachte.

Noch eines letzten Großen der kaukasischen Vergangenheit sei hier gedacht, der Gegenwart noch ganz nahe und doch nur noch denen bekannt, die sich mit der Geschichte des Gebirges im vorigen Jahrhundert befassen: Schamyl, Führer der Bergvölker des Ostkaukasus im Freiheitskampf mit den Russen. Wir sahen auf unseren Wanderungen kein Zeichen der Erinnerung mehr an ihn, außer einem einzigen, das mir persönlich in Suchumi begegnete, nachdem ich es drei Jahre lang im Kaukasus gesucht hatte. Dieses Zeichen ist unzerstörbar, solange es menschliche Kultur und Wissenschaft gibt, denn es ist der wissenschaftliche Name eines großen, altertümlich gestalteten Schmetterlings, eines Relikts aus alten Zeiten der Erdgeschichte und nur dem Kaukasus eigentümlich: *Phassus schamyli* Christ. Ich fand ein Stück dieser Art am letzten Tage der Kaukasus-Reise 1965. Es war, als begegne mir in ihm die Seele des großen Schamyl, da doch die Seelen der Abgeschiedenen nach der Vorstellung der alten Griechen in leichtbeschwingten Faltern fortlebten.

Zwei Kampffzentren gab es im Kaukasus jahrzehntelang, das eine unter Führung von Schamyl im Osten, vor allem in Dagestan, wohin uns Wanderungen nicht mehr führten. Dumas, Bodenstedt und neuerdings der bekannte sowjetische Schriftsteller Pawlenko in seinem historischen Roman „Sturm über dem Kaukasus“ berichten vom wilden Kampf der östlichen Bergvölker gegen die Russen, bis deren technische Überlegenheit schließlich zur Kapitulation der letzten Reste der Freiheitskämpfer auf der Bergfeste Gunib im Jahre 1859 führte. Dem Anführer Schamyl selbst widerfuhr danach das seltene Schicksal, daß selbst der Zar seine schon fast legendäre Persönlichkeit nicht anzutasten wagte, sondern ihn in allen Ehren, nur abseits der Kaukasus-Berge leben ließ. Er starb dann viele Jahre später als strenggläubiger Moslim in Medina.

Länger als im Ostkaukasus währte der Widerstand der Bergvölker unter Führung der Tscherkessen im westlichen Kaukasus. Erst 1864 war er auch hier gebrochen. Wir durchquerten das Tscherkessenland, wengleich nicht in den Bergen selbst; doch nichts als Städtenamen erinnern noch an die große Eigenart dieses stolzen Volkes, dazu dann wohl auch Tänze im Theater.

*

Der suchende Blick in die Vergangenheit, der so wenig Gegenständliches vom Wirken großer Einzelmenschen noch zu finden vermochte, wurde entschädigt durch viele kleinere Erinnerungsmale einer namenlos vergangenen Zeit.

So stand ich am Strand von Suchumi vor dem zyklopischen Mauerrest eines riesigen Wachturmes. Die Inschrift auf einer Bronzetafel besagte, daß er aus dem 4. Jahrhundert stamme und der Rest einer 120 Kilometer langen Mauer am fruchtbaren Küstenland sei, die zum Schutze vor den Einfällen räuberischer Bergvölker errichtet war. Der noch heute eisenfeste Mörtel soll aus Kalk, Ochsenblut und Milchquark gemengt gewesen sein. Doch kein Name kündigt noch von den Erbauern und der Geschichte ihrer Zeit an diesem Platz. Vielleicht können wir sie im Zusammenhang sehen mit den reichen Ausläufern griechisch-römischer Kultur überall an den Gestaden des Pontus Euxinus der Alten. Aber der Raum des Kaukasus hatte doch, im großen gesehen, in der Antike und noch lange danach nur eine Randlage zur Kulturwelt.

Gegenwartsnäher war der tiefe Eindruck, den die Kirche von Pizunda ausstrahlte, deren Anfänge der gleichen Zeit angehören sollen, wie jener Mauerrest von Suchumi.

Die Meerfahrt von Suchumi nach Pizunda, die gleiche, die uns Bodenstedt unter den kriegerischen Umständen der Zeit vor 100 Jahren schildert, lag hinter uns und nun standen wir vor jener Kirche. Ernst und feierlich war sie von hohen Zypressen umrahmt, einem Motiv von Böcklin vergleichbar. Dreizehn Jahrhunderte hatte sie schon



Die Kirche von Pizunda

der Verwüstung durch Zeit und Menschen getrotzt und soll schon vordem Platz eines Tempels gewesen sein. Doch lassen wir hier Bodenstedt sprechen, der die Kirche noch vor ihrer Wiederherstellung sah.

„Unter allen Denkmälern der Vergangenheit, die ich auf meinen asiatischen Wanderungen besuchte, hat mir keines einen so dauernden und großartigen Eindruck zurückgelassen, als die alte Kirche von Pizunda. Lange stand ich in stummer Bewunderung verloren, als ich plötzlich diese Perle im Schlamm der Wildnis vor mir aufsteigen sah. Begegnen wir einem Palast, einem Tempel oder Denkmal in der Wildnis oder in einer Umgebung, welche nicht verkleinernd noch störend darauf einwirkt, vielmehr das Große noch größer, das Schöne noch schöner erscheinen läßt, so ist die Freude, welche wir fühlen, unbeschreiblich, und der Genuß ein doppelt hoher.“

Noch Bodenstedt sah in der Kirche seltsame Gegenstände hochgetürmt, es waren Waffen und Waffenteile, die von den abchasischen Bergstämmen in alten Zeiten als Weihgeschenke der Gottheit dargebracht waren, wie dem Fragenden erklärt wurde. Zu seiner Zeit lag die Kirche inmitten eines Militärlagers der Russen. Solche befestigten Lager waren damals entlang der ganzen Kaukasus-Küste angelegt worden, als die Zarenmacht nur die schmale Uferzone vor dem steil aufsteigenden Gebirge unter Kon-

trolle hatte. Das Innere der Kirche sah ich nicht, und statt des Soldatenlagers dehnte sich jetzt ihr zur Seite ein Sommerzeltlager, darin sowjetische Jugend in quirlender Lebensfreude. Am Strand aber türmten sich 6 oder 7 fast fertige, wohl zehnstöckige Hotelbauten, die demnächst Sommerurlauber aus aller Welt bevölkern mögen, unaufhaltsamer Wandel der Zeit. Glutrot ging der Sonnenball am Horizont des Meeres unter, als wir Pizunda verließen.

Auch tief im Innern des Gebirges, entlang der Grusinischen Heerstraße begegneten uns nicht nur Burgen und Wachtürme aus kriegerischer Vergangenheit, sondern auch vielerorts christliche Denkmäler. Aber auch sie verbanden mit dem Frieden der Kirchen den immerwährenden Kampf der Völker, dessen Brandung sich lange am Kaukasuswall brach. Sie waren umgeben von starken Wehranlagen, so die Kirche von Ananur und der Dom von Mzchet.

Bedeutungslos und ungepflegt trafen wir das Innere der Kirche von Ananur, das Äußere aber, besonders die Lage in der Landschaft über dem schäumenden, von Lermontow und anderen russischen Dichtern gefeierten Bergfluß der Weißen Aragwa war höchst eindrucksvoll.

Großartiger war der Dom von Mzchet, jener uralten, aber heute bedeutungslosen einstigen Hauptstadt des georgischen Reiches, die schon im 5. Jahrhundert ihre Stellung als Zentrum der politischen Macht an Tiflis (heute Tbilissi) abgab, weil die Nähe der Berge und ihrer unruhigen Bevölkerung dies geraten sein ließe. Die höhlenreiche Umgebung des Ortes mag schon, wie man glaubt, den steinzeitlichen Funden nach, ältesten Menschen Wohn- und Kultstätte gewesen sein, ein Beispiel, ähnlich dem von Troja und anderen Orten dafür, wie zäh der Mensch an solchen Plätzen festhält, bis sie irgendwann dann doch dem Versinken und Vergessen anheimfallen, solange, bis der Spaten des Forschers ihre Reste wieder dem Sonnenlicht zuführt.

Aber der Dom von Mzchet steht heute noch wie vor 1500 Jahren, als sein Grundstein gelegt wurde, im Strahlenglanz wuchtiger Schönheit vor unseren Augen und ist noch immer, wie damals ein Nationalheiligtum der geschichtsbewußten Georgier, wenngleich nur noch in blasser Wirklichkeit einer versinkenden Glaubenslehre. Das Innere zeigt vergleichsweise reiche Ausstattung. Sein größter Schatz sind die wohl erhaltenen Grabplatten aus Stein und Bronze im Boden des Kirchenschiffes für viele georgische Könige, die hier ihre letzte Ruhe fanden, ebenso, wie der Dom ihre Krönungsstätte war. Auch die heilige Nino fand in ihm einen Gedenkplatz.

Wenn unser Vorstellungsvermögen hier überall noch Schritt hält mit dem Geschehen der Vergangenheit, so wird es schwer, dies auch für ein letztes Denkmal gelten zu lassen, das der Erwähnung wert scheint.

Am sagenumwobenen Kasbek (5047 m), dem berühmtesten, aber, wie wir sahen, nicht dem höchsten Berg des Kaukasus hat einst der christliche Mensch gleichsam zu Füßen Gottes als Schöpfer des himmelstrebenden Berges eine Klosterkirche in wuchtiger Größe erbaut. Aber auch diese Kirche steht einsam inmitten der gewaltigen Bergwelt schon 2100 m hoch und 400 m über dem Terektal. Ihre zwei massiven Türme sind noch heute gut erhalten, obwohl auch ihr Bau schon in das Zeitalter der Königin Tamara fällt. Niemand, der zum Kasbek aufschaut, wird nicht zugleich auch den Blick auf die Klosterkirche Zminda-Sameba richten. Über ihre Baugeschichte erfuhr ich nichts außer einer Sage der Bergvölker, deren kultureller Mittelpunkt sie wohl in weitem Umkreis jahrhundertlang war. Schwer ringt die Phantasie mit dem Werden dieser Kirche in so unwirtlicher abgeschiedener Bergwelt, besonders, wenn man mit eigenen Augen sah, wie schwer zugänglich die Natur diese Bergwelt machte. Nur im Norden und im Süden ist Verbindung mit der Außenwelt, aber die Verbindung führt im Norden durch die Enge der Darjalschlucht und im Süden durch die Schlucht der Weißen Aragwa, über deren Unwegsamkeit schon Strabos Anmerkung erwähnt wurde. So mußte das Gebirge wohl alles Baumaterial liefern, was zielstrebige Tatkraft hochentwickelter Menschen der Berge selbst voraussetzt.

Für dieses Urteil spricht auch ein anderes Menschenwerk ganz nahe jener Kirche. Es ist das seltsamste, was der Phantasie hier in den Bergen weithin dargeboten wird. In

kurzem Auszug entnehme ich das Folgende hierzu dem prächtigen Bergsteigerbuch „Kawkas — querdurch!“ von Rudolph, Stulz und Lewenstein (Sportverlag Berlin 1961).

Alte Sagen von verborgenen Königsschätzen kreisen am Kasbek ebenso, wie überall in der Welt. Wie oft ein wahrer Kern in solchen oft uralten nebelhaften Überlieferungen steckt, wenn sie zumindest eine leichte Stütze durch Historiker haben und nicht nur, wie beim Nibelungenschatz dem Mythos entnommen werden, hat ja Schliemann durch die Troja- und Mykene-Funde uns gezeigt. Auch den Schätzen am Kasbek lag ein zwar reichlich unbestimmter, aber historisch gar nicht ferner Hinweis aus dem 18. Jahrhundert zugrunde. Es sollte hoch im Gebirge von Menschenhand ausgemeißelte Höhlen geben, die im Volksmund Bethlemi genannt wurden, weil hier dem Sagen glauben des Volkes zufolge die Wiege Christi gestanden habe. In ihnen seien jene Schätze. Auch von einer Tür mit langer Kette davor sprach die Überlieferung.

Erst das Jahr 1947 mußte kommen, bis die Sage zur Wirklichkeit wurde. Ein junger Meteorologe der Kasbek-Wetterstation gewann Interesse an der Überlieferung, sah mit dem Fernglas eines Tages in fast unersteigbarer Felswand einen rechteckigen Fleck und dachte an jene Tür. Er meldete die Beobachtung nach Tbilissi und wenig später gelangten erfahrene Alpinisten in schwieriger Kletterarbeit zu jener Stelle in 4100 m Höhe, fanden die Sagentür mit langer Gliederkette, die dereinst den Aufstieg erleichtern sollte und fanden hinter ihr einen großen künstlich in den Fels gebrochenen Raum mit weißen Wänden und Steintisch. Im Raum standen und hingen wohlgeordnet ungezählte Kultgegenstände, selbst Kirchenfahnen aus uralter Zeit, der älteste Gegenstand aus dem 7. Jahrhundert. Alles hatte in eisiger Kälte die Zeiten in bester Erhaltung überdauert.

Mit dieser Vorkenntnis der Begebenheit stand ich dann bei der letzten Kaukasusfahrt im Museum von Kasbegi vor der schweren Bohlentür mit langer ungefügter Eisenkette, hinter der sich jener Raum, angefüllt mit Fragen der forschenden Phantasie auftrat. Aber wie die Tür die Geheimnisse hinter ihr durch die Jahrhunderte wohlverwahrt hatte, so hütet sie nun weiter alles das, was sie nicht preisgeben mußte, als der Mensch ihr die Schätze der Bethlemi-Höhle selbst abgerungen hatte. Und so ist es bis heute auch mit jenem Schatz vom Troja Heinrich Schliemanns geblieben. Überall hier finden wir nur eine Hülle; Seele und Leben, die sie einst barg, sind unwiederbringlich dahin, wenn sie sich nicht in der menschlichen Sprache niederschlugen und als ihre Zeichen mitüberliefert sind.

Als wir von 4 kaukasischen Fahrten heimkehrten, hatten wir Schätze gesammelt, wie sie reicher und schöner Jason und die Argonauten gewiß nicht erbeutet hatten, auch wenn es kein Gold und keine Königstöchter waren.

Die aufmerksame Beschäftigung mit kleinen Objekten hat den in unserer Zeit unschätzbaren Vorteil, daß die übervölkerte Welt wieder an Stille, der schrumpfende Planet an Ausdehnung gewinnt. Für den, der das Treiben der Ameisen verfolgt, vergrößert sich die Landkarte. Der Feldrain wird zur Heerstraße, der Sandhügel zum Himalaja. Dieser Effekt wird durch die wachsende Freizügigkeit nicht vermindert, sondern potenziert. Es gibt da zwei Maßstäbe. Man fliegt in Stunden über Länder und Meere, um wochenlang das Leben auf einem Eiland oder in einer Oase zu studieren, und kommt doch nicht zu Ende damit.

Ernst Jünger, Grenzgänge, 1966

*Dr. Paul Alms, früher
Oberstudiendirektor der
Studienanstalt in Rostock,
an seinem 85. Geburtstag,
27. März 1968*



Mittagsglut

Still ist es in dem Park.
Verschwiegen die Brunnen rauschen,
das Licht spielt durch das Laub
und schwelgt im satten Grün. —
Die ersten Rosen
wollen nun erblühen.

Durch Marmorbilder geht
ein heimlich Regen,
der Knabe zum Gebet
die Hände hebt,
Amor und Psyche
glühen und erbeben,
der Götterbote
— leichten Flügels —
schwebt.

Dem Myrtenhain
entsteiget Aphrodite.
Ihr keuscher Leib
flammt in dem warmen Gold,
der weiche Mund
formt sich zur Blüte,
als wenn im Kusse sie
vergehen wollt.

Die Luft erzittert
in dem Ätherglanze.
Täuscht sie mich
oder bin ich gar im Traum?
Ich lausche —
trinke noch einmal das Ganze
und weiß,
mich streifte Gottes Saum.

G. H. Piehler (1945)

Herzogin Dorothea Sophie Gemahlin Herzog Adolf Friedrichs III. von Mecklenburg-Strelitz

Von Annalise Wagner

Über die Regierungszeit Adolf Friedrichs III. von Mecklenburg-Strelitz, des Stadtgründers von Neustrelitz, und seiner Gemahlin Herzogin Dorothea Sophie (von Holstein-Plön) sind sehr spärliche Archivalien vorhanden. So viel davon die siebenjährige Regierungszeit des Vaters Adolf Friedrich II. (1701—1708), des Begründers des Strelitzer Landes und der Strelitzer Linie betreffen, so wenig gibt es von seinem Sohn, der doch eine verhältnismäßig lange Zeit von 1708—1752 regiert hat. Dr. Hans Witte ist der einzige, der in einem Aufsatz Dorothea Sophie und ihren Witwensitz Schönberg in den Ratzeburger Mitteilungen (1923) behandelt hat. Dieser Aufsatz und neue Erschließungen der Strelitzer Archivalien bilden die Quelle für diese Arbeit. Es erschien mir wichtig, das Leben dieser außerordentlich aktiven, energischen und musisch veranlagten Frau neu zu beleuchten, da gerade sie mit den Anfängen des Musik- und Theaterlebens in Alt- und Neustrelitz in enger Verbindung steht, zum andern lernt man durch die schon von Adolf Friedrich II. hinterlassenen Schulden (ca. 210 000 Taler) und dann die von seinem Sohn hinterlassenen Schulden (ca. 230 000 Taler) den Nachfolger Adolf Friedrich IV. gerechter beurteilen mit seinem allgemein bekannten Schuldenkonto. Gerade auf diesem Gebiet müßte ein Nationalökonom einmal Untersuchungen anstellen, um den einzelnen Herrschern gerechter zu werden und nicht allein, wie bisher, den üppigen Lebensstandard für die Charakterbeurteilung heranzuziehen. Man muß zu dieser Beurteilung die mecklenburgische Geschichte studieren und sich klar machen, daß dies Land als Durchgangsland der vielen Kriege ungeheure Lasten und Opfer getragen hat, die vom Tagelöhner bis zum Landesherrn gemeinsam zu tragen waren.

Über das Leben der Herzogin Dorothea Sophie unterrichten uns nur die überlieferten Archivalien und die sorgenvollen Briefe, die sie jahrzehntelang den Räten ihres Mannes und nach seinem Tode denen ihres Neffen Adolf Friedrich IV. geschrieben hat. Daraus können wir feststellen, daß sie die einzige Strelitzer Herzogin war, die Männergeschäfte (wie Witte sagt) führen konnte und auch, aus der Not heraus, führen mußte. Sie war eine Frau, die bis zuletzt vital war, und die aus all den schweren Schicksalsschlägen ihrer Zeit, dem Nordischen Kriege, der Übernahme der Schuldenlast des Schwiegervaters, dem totalen Brand der Residenz in Strelitz, mit dem Verlust ihrer Pretiosen, Kunstgegenstände etc., dem frühen Tod ihrer beiden Töchter und nicht zuletzt durch das völlige Versagen ihres Mannes in den Regierungsgeschäften, ohne Resignation hervorging.

Vielleicht hatte sie, als sie am 16. 4. 1709 dem Strelitzer Herzog die Hand zum Ehebund reichte, die einsiedlerische und schwermütig veranlagte und kränkliche Natur ihres Mannes, „der fast gar nicht auskam“ wie Chasot¹⁾ ihn in seinen Erinnerungen schilderte, nicht erkannt. Vielleicht hatte sie die schöne Strelitzer Landschaft, die sie so sehr an ihre holsteinische Heimat erinnerte, lieben gelernt und geglaubt, hier eine zweite Heimat zu finden. Außerdem war das Wasserschloß in Strelitz von ihrem Schwiegervater auch auf das Beste zu einer schönen Residenz hergerichtet worden und ihr Brautschatz war nicht gering, so daß sie noch nach ihrem Geschmack sich ihre Gemächer mit stilvollem und wertvollem „Meublement“, kostbaren Tapeten und Stukkaturen ausstatten konnte. Jedoch schon nach 3¹/₂ Jahren war die Ruhe und das Glück dahin. Das Residenzschloß in Strelitz brannte am 24. 10. 1712 bis auf die Grundmauern mit fast allen Wirtschaftsgebäuden ab. Die herzogliche Familie rettete aus der Brandnacht nur das nackte Leben. Die Herzogin hatte ihr Vermögen eingebüßt, barfuß und

1) vgl. Anhang.

im Unterrock rettete sie sich mit der Familie. Ihre kostbaren „Kleynodien und Geschmeide waren gänzlich verloren“, dasselbe betraf die gesamten Inneneinrichtungen. Der Geheimrat Brunsich schätzte den Verlust auf etliche hunderttausend Taler.

Notdürftig, eng und bescheiden kam die Familie vorerst im kleinen Kanzleihaus unter. Die allgemeine große Notlage im Lande durch den Nordischen Krieg^{1a)} und Herzog Leopolds eigenwilliges Regieren hatten gerade über das Strelitzer Land große Not gebracht und verlangten unvorstellbare Opfer von allen Untertanen.

Carl Leopold (1713–1747) hatte sich mit Adolf Friedrich III., der seine absolutistischen Versuche nicht billigte, überworfen. Leopold als Freund des Zaren Peter veranlaßte, daß dessen Soldaten stets durch das Strelitzer Land zogen. Das bedeutete nicht allein Einquartierung und Marschverpflegung. In Neustrelitz auf dem heutigen Mühlenberggelände lagen damals 15 000 Russen; auf dem Rückzug verlangten die Truppen für mindestens zwei Wochen Proviant mitzunehmen. Ernst Boll spricht in seiner Geschichte von Mecklenburg, Band 2, S. 288, von einer Belastung von 400 000 Talern, wobei die herzoglichen Einkünfte laut Hamburger Vergleich doch nur 40 000 Taler und 9000 Taler Boizenburger Elbzoll ausmachten. Wenn man außerdem an die vom Vater übernommene Schuldenlast denkt, die sicherlich durch das grausame Erbe des 30jährigen Krieges veranlaßt war, und an die weiteren Drangsalierungen des Schweriner Herzogs Friedrich Wilhelm, dem die Eigenstaatlichkeit Südostmecklenburgs immer noch ein Dorn im Auge war, so kann man verstehen, daß das Leben am Strelitzer Hof sorgenvoll war. Es war so weit gekommen, daß Adolf Friedrich III. „auf Anraten der Furchtsamen“, wie es heißt, nach Ratzeburg flüchtete und von dort aus den Kaiser um Hilfe anging, denn Armut und Hungersnot in seinem Land waren trotz des Abzuges der russischen Truppen eingetreten. Das Eingreifen aus eigenen Mitteln half nicht viel, die Einkünfte aus den Ämtern schmolzen auch zusammen. Am 22. 8. 1716 schrieb Dorothea Sophie an den Präsidenten v o n R a u c h b a r u. a.: „es siht in der Nachbarschaft itzt so confus aus, auch eynigermaßen bey uns, daß ich mich selbst gantz vergesse. Einigen ist das Hertz sehr wegen der Moskowiter entfallen“. Dorothea Sophie ist aber nicht mit ihrem Mann nach Ratzeburg geflüchtet, sie „harrte männlich in Strelitz aus“.

Trotz all dieser Schwierigkeiten verlor diese Frau nicht den Mut, sie ergriff tatkräftig die Zügel, um dem resignierten Herzog vieles abzunehmen, zumal ihm sein ewig kränklicher Körper viel zu schaffen machte. Ihre Vitalität sollte sich für das Land in vielem positiv auswirken, sie sah aber nicht voraus, daß sie nach einigen Jahrzehnten alle Opfer zur Entschuldung selbst zu bringen hatte.

In den Landhäusern Pripert und Canow, den Allodialgütern des Herzogs, wurde Sommeraufenthalt genommen, weil die Strelitzer Notunterkunft zu beschwerlich wurde.

1726 entschließt sich die Herzogin, das kleine einstöckige Jagdhaus in der Meierei Glieneke, damals eine Meile von Strelitz entfernt, „in aller Heimlichkeit“ mit ihren Baumeistern B o r c h m a n n und L ö w e zu einem fürstlichen Haus um- und auszubauen. Sie nimmt dafür Anleihen bei ihren holsteinischen Verwandten auf; aber auch aus eigenen Mitteln schafft sie es, daß in fünf Jahren ein „Hochfürstliches Haus“ bezogen werden kann. „Für diesen landesherrlichen höchst wichtigen Bau eines Residenzhauses, wozu wir den Ort Glieneke aus vielen bewegenden Gründen erwählten“, wollte der Herzog seine Gemahlin, die Bauherrin, „in allen schadlos halten“ und auch die Erben und Nachfolger in der Regierung verpflichten, alle Kosten zu ersetzen. Dazu sei noch vermerkt, daß sich die Bautätigkeit dieser Frau durchaus nicht auf die neue Residenz beschränkte. Auch in der alten Stadt Strelitz ließ sie vieles renovieren oder, wie z. B. die Marienkirche, neu erbauen, im Amt die wirtschaftlichen Einrichtungen wie

^{1a)} Im Nordischen Krieg kämpfte Karl XII. v. Schweden gegen die mit Rußland verbündeten Dänen und Sachsen. Wismar, das seit dem Westf. Frieden unter Schwedischer Hoheit stand, sollte mit Hilfe Peters des Großen und etwa 50 000 seiner Soldaten den Schweden wieder entzogen werden. Die Schlacht bei Gadebusch am 20. 12. 1712 entschied zu Gunsten Schwedens, da der schwed. General Stenbock-Fermor mit seinen Truppen rechtzeitig auf Rügen gelandet war. Er wurde der Schlachtensieger von Gadebusch gegen Dänen und Russen.

Mühlen überholen, Scheunen bauen u. a. m. Jahrelang hat sie 20 Pferde mit den dazu nötigen Fuhrleuten für ihre Bautätigkeit beschäftigt. Diese ganzen Unternehmungen erforderten natürlich viele Gelder, die sie und die Verwandten nicht mehr aufbringen konnten. So entschloß sich der Herzog wegen „der großen Geldweiläufigkeit“, in die sich die Herzogin „gesetzt“ hat, seiner Dorothea Sophie 1734 aus der Rentei nach und nach 600 000 Taler zahlen zu lassen und in den „Nachstand“ mit fünf Prozent zu verzinsen.

Die Überlieferung berichtet, daß die Herzogin eines Tages nach der Fertigstellung der neuen Residenz 1731 ihren Mann zu einer Spazierfahrt eingeladen haben soll. Auf vielen beabsichtigten Umwegen kamen sie dann nach dem neuerbauten fürstlichen Haus mit verschiedenen Wirtschaftsgebäuden. Als der Herzog das Haus betrat, soll er gefragt haben, bei welchem reichen Edelmann sie sich denn hier befänden. „Ewer Liebden sind in Ihrem eigenen Hause“ antwortete Dorothea Sophie dem völlig überraschten und begeisterten Gemahl.

Ohne Hilfe der Landstände, die auf Vorstellung ihres Mannes diesem schon vorher alle Hilfen zum Wiederaufbau der Residenz abschlägig beschieden hatten, weil sie ja die Kriegsnotlage überzeugend dabei ins Feld führen konnten, hatte Dorothea Sophie dieses Haus mit tatkräftigem Handeln, mit Geschick und Energie und vor allem großer Ausdauer erbauen lassen und dem Lande eine neue Residenz geschaffen, die dann als Neuenstrelitz in die Landesgeschichte einging (siehe das Rescript vom 20. 5. 1733). 19 Jahre hatte die Herzogin mit großer Ausdauer in Sorgen und Kampf, in einer Zeit politischer Krisen und wirtschaftlicher Not an diesem neuen Zentralpunkt des Landes, der auch zu einem kulturellen Wirkungskreis wurde, wie wir noch sehen werden, gearbeitet und vielerlei Einschränkungen auf sich genommen. Dabei verhehlte sie ihrem vertrauten Präsidenten von Rauchbar nicht, daß „ihre Ehepakten“ so sehr schlecht seien (26. 5. 1715), „wann Gott meinen Herrn wecknehmen sollte, ich sehr schlecht versorget seyn würde“. Deshalb sorgte der Präsident im Einvernehmen mit dem Herzog dafür, daß Dorothea Sophie ein Wittumsamt zugewiesen werde. Das Amt Stargard mit seinem Schloß (Burg) wurde in nähere Wahl genommen. Da die Burg aber baulich in einem so schlechten Zustand war, entschied man sich für das Amt Schönberg. Hier befand sich die Herzogin auch in der Nähe ihrer Heimat und Schwiegermutter in Reinfeld/Holstein. Urkundlich würde diese Zuweisung auch vereinbart. Der Herzog war hocheifrig, endlich seiner Dorothea Sophie eine bessere Sicherheit gegeben zu haben wegen „all der unglücklichen fata, die sie während unseres Ehestandes mit mir ausgestanden“, sagte er. Auch legte er dem Wittum noch 6000 Taler zu. Den Um- und Ausbau des Schönberger Schlosses leitete die Herzogin wieder selbst nach eigenem Geschmack. Sie hatte ja jetzt auch Erfahrungen in Neustrelitz gesammelt und schon tiefe Einblicke in alle Regierungsgeschäfte bekommen. Auch hatte sie sich des „Kammerwesens“ in unermüdeter Vorsorge und wachsamster Aufsicht, wie es heißt, angenommen und die Kammereinkünfte „ansehnlich verbessert“. Dies belohnte der Herzog abermals mit einer Erhöhung des Handgeldes von 1500 Taler auf 4000 Taler (18. 8. 1732).

Daß Dorothea Sophie nun, nachdem sie als „Mitregentin“ und Mitverantwortliche sich in Mecklenburg-Strelitz bewährt hatte, auch zu den kleinen Freuden des Lebens griff und ihrer musikalischen Begabung endlich wieder den für sie lebenswichtigen Raum gab, ist verständlich und kam vielen zugute. Unbewußt hat sie damit den Grundstein zum Musikleben und zum Theaterwesen in Neustrelitz gelegt.

Ihre höfische Musik, die sie in Gestalt von Kammermusiken einführte und die im „Weißen Herrenhaus“, dem Gästehaus des Hofes, stattfanden²⁾, erregte bald die Aufmerksamkeit des Rheinsberger Hofes. Auch schon vorher, als der Kronprinz Friedrich von Preußen als Regimentskommandeur in Neuruppin stand und dort selbst mit Quantz, Graun u. a. Kammermusiken veranstaltete, kam E d m o n d v o n C h a s o t ,

²⁾ Heute steht noch ein Flügel dieses damals hufeisenförmig erbauten Hauses, das später Eugen von Hobe Ende des 18. Jahrh. bezog; dieser Flügel wird als der „Hobesaal“ jetzt als Standesamt benutzt.

der bei dem Kronprinzen im Regiment stand, zu musikalischen Veranstaltungen nach Neustrelitz zur Herzogin (1734). Chasot war damals neben seiner militärischen Tätigkeit Gesellschafter und Reisebegleiter des Kronprinzen. Beide verband nicht nur die Liebe zur Musik, sondern auch das eigene Musizieren. Chasot wurde als Flötist von seinem Kronprinzen ausgebildet, dieser wieder von Quantz. Beide hatten sich auf einer sechswöchentlichen Inspektionsreise durch Preußen näher kennen gelernt; gleiche literarische und philosophische Interessen verband sie. Friedrichs Wunsch war es, in der Nähe des Repusbergh³⁾ sich ein Heim zu schaffen. Diese Gegend hatte er in vielen Spazierritten kennen und lieben gelernt. Sein Freund Hauptmann v. Knobelsdorf wurde zur Erkundung ausgeschiedt, sich nach dem verfallenen Rittersitz Repusbergh umzusehen. Das Schloß der alten Bredows wurde um- und ausgebaut und die Rheinsberger Musikflaute konnten beginnen. Auch der mehr und mehr geschätzte Chasot gehörte zu der einflußreichen Tafelrunde des Kronprinzen.

Die schon in Ruppin begonnenen Kammermusiken, welche die Gebrüder Graun und Benda (Franz und Georg), Quantz und andere virtuose Musiker bestritten, wurden in Rheinsberg fortgesetzt und vergrößert. Chasot hatte sich inzwischen zu einem tüchtigen Flötisten herangebildet. Kurd von Schlözer charakterisiert in seiner Biographie Chasot u. a. folgendermaßen: „An allem, was im Schloß vorging, nahm Chasot teil, und bei der ihm eigenen Schmiegsamkeit und jugendlichen Lebensfülle wußte er den ernstesten wie den heiteren Neigungen und Beschäftigungen des Prinzen und seiner Freunde sich mit vielem Geschick anzuschließen. Da war kein Spiel, kein Tanz, kein Maskenball, keine Jagdpartie, bei der sich Chasot nicht stets eingefunden hätte. Der lustige Chevalier war zu jedem Unternehmen, zu jedem Abenteuer aufgelegt, und zu wiederholten Malen gedenkt der Prinz in launigen Gedichten an Jordan der schwärmen- den Lebensweise Chasots, dieses schlauen Normannen, der seinen Hauptgenuß im Jagen und im lärmenden Getriebe der Welt findet, und der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste widmet.“

Alle Waffen des Witzes und der Satire standen diesem vollständig zu Gebote, er gehörte zu den unbarmherzigen Leuten, die geborene Spötter sind, weder Freund noch Feind verschonen.“

Voltaire hat Chasot sehr geschätzt und ihm in einigen Gedichten ein Denkmal gesetzt.

Schon von Ruppin aus war Chasot verschiedentlich Gast am Strelitzer Hof. Von Rheinsberg aus und später von seiner neuen Garnison in Treptow an der Tollense und von Pasewalk aus war er oft und länger in Neustrelitz. Besonders in den Sommermonaten. Dorothea Sophie, die als vorzügliche Gambenspielerin⁴⁾ in ihren Kammermusiken mitwirkte, fand an dem geistreichen Chasot Gefallen und musizierte gern mit ihm. Sie ernannte ihn dann zum Intendanten ihrer kleinen Kapelle, die unter der Stabführung von J. Chr. Hertel aus Eisenach stand. „Clavirist“ war J. G. Linke, Cellist war Grauel, der auch Musiklehrer der Herzogin war. Das Orchester hatte immerhin damals schon 30 Mitglieder, darunter befand sich auch der hochbegabte Sohn Hertels, Franz Benda und K. Fr. Fasch, der Vater des Begründers der Singakademie in Berlin. Vorübergehend soll auch P. h. E. B a c h mitgewirkt haben. Dorothea Sophie lud ein für allemal das königlich preußische Orchester als Gast zu sich ein, „wenn die Herren Musiker sich auf Reisen befänden und in der Nähe von Neustrelitz wären, sollten sie sich doch am Hofe in Neustrelitz musikalisch hören lassen“. Davon machten sie auch wiederholt Gebrauch, zumal Chasot als Vermittler dies arrangierte.

Chasots Musizierfreudigkeit und sein volles Verständnis für die aufgeschlossene liebenswürdige Herzogin als Gastgeberin waren wohl die Voraussetzung für das langanhaltende Band echter Freundschaft zwischen beiden. Chasot wurde der künstlerische Berater und war sicher auch oft der geistige Mittelpunkt am Strelitzer Hof. Er schloß

³⁾ Rheinsberg.

⁴⁾ Der berühmte Maler Balthasar Denner porträtierte Dorothea Sophie als Gambenspielerin schon am Hof ihres Vaters, wo Denner ständiger Gast war.

außerdem enge Freundschaft mit dem jungen Hertel und sorgte mit diesem zusammen für Anschaffung von Notenmaterial und guten Instrumenten: zwei Silbermann-Clavicembalos wurden gekauft und für Hertel eine Amateigeige aus Cremona. Hertels Kompositionen wurden auch wiederholt vom preußischen Hoforchester ausgeführt.

Die schlesischen Kriege unterbrachen den friedlich kulturellen Aufbau im Lande. Chasot errang sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. 6. 1745 höchsten soldatischen Ruhm, er erbeutete 66 österreichische Fahnen als Major und Kommandeur von fünf Schwadronen des Dragoner-Regiments Bayreuth und wurde als Matador des Königs gefeiert. Aber schon vorher hatte er in der Schlacht bei Mollwitz sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet. Bei Czaslau wurde er im Handgemenge mit Österreichern schwer verwundet vom Schlachtfeld getragen. Den Orden pour le mérite hatte er sich wohl verdient.

Aber hier soll nicht friderizianische Geschichte weiter behandelt werden. Daher zurück zu Dorothea Sophie.

In diese Zeit fällt auch das große Darlehen von 8000 Talern, das Chasot der Herzogin als Hypothek auf Priepert gegeben hat. Es ist aber wiederholt davon die Rede, daß es sich um 13 100 Taler gehandelt haben soll. Chasot war durch seine verschiedenen Ämter als Amtshauptmann und als hoher Offizier und königlicher Präsident sehr kapitalkräftig, und es hat ihm nicht viel ausgemacht, der Herzogin aus der Geldverlegenheit zu helfen.

Mit den drei Domanialgütern Priepert, Strasen, Steinförde war es ein kompliziertes Hin und Her, das bis über den Tod der Herzogin (1765) Differenzen gab. Adolf Friedrich II. hatte z. B. Priepert von einem Herrn von Walsleben für 34 000 Taler angekauft, nach seinem Tod erbte es sein Sohn Adolf Friedrich III. Dieser schenkte seiner Frau Dorothea Sophie das Gut als Äquivalent für die großen Verluste beim Schloßbrand in Strelitz. Diese konnte nun schalten und walten nach eigenem Ermessen, so auch kaufen und verkaufen, was nötig war, und Geld nach Bedarf aufnehmen. Als aber der Herzog 1752 verstarb und der Neffe Adolf Friedrich IV. seine Nachfolge antrat, kam es zu großen Differenzen wegen der Domanialgüter, denn Adolf Friedrich IV. wollte die Güter wieder haben. Es kam nach Jahren zu einem Vergleich, die Schulden übernahm der neue Herzog, jedoch vertröstete er seine Creditoren endlos oder speiste sie mit Teilzahlung ab. Nach dem Tod der Herzogin trat auch Chasot mit seiner alten Forderung auf. Der Streit ging bis zum Reichskammergericht und dauerte 25 Jahre, bis 1790. Auch hier kam es dann zu einem Vergleich zu Gunsten des neuen Herzogs. Aus 13 100 Talern bzw. 8000 Talern wurden 4900 Taler, die aber wiederum auf 3000 herabgedrückt wurden und in Raten erst 1793 abbezahlt waren. Natürlich ohne Zinsen.

Die weiteren höchst komplizierten und geheimen Geld- und Schuldenverhältnisse betreffend die 100 000-Taler-Anleihe von 1749, für die der Geheimrat Bruntsich als Creditor und kurz darauf die Herzogin auftrat und von der sonst niemand etwas wissen durfte, können hier nicht weiter erörtert werden, da sie in ein merkwürdiges Dunkel gehüllt sind, aus dem niemand klug wird. Diese Summe war nicht, wie beabsichtigt, nach einigen Jahren gelöscht, obgleich der Herzog die Anweisung gegeben hatte, 25 000 Eichen im Ratzeburger Wald evtl. schlagen zu lassen, um das Geld aufzubringen. Für den Rest von 26 500 Taler durfte sich Bruntsich an der Münze schadlos halten, die er von Stargard nach Neustrelitz hatte verlegen lassen. Übrigens war der Herr Geheimrat durch diesen „Fall“ zu einem „Edler von Brun“ erhöht worden. Da Bruntsich auch auf seine Beamtenbesoldung vergeblich warten mußte, hatte er die Erlaubnis, die Münze auf eigene Rechnung zu betreiben. Es heißt da: „den vollen Abnutz dieses Werks für die Kosten und statt der ihm gebührenden völligen Geheimratsbesoldung . . . auf Gewinn und Verlust ohne Berechnung gnädigst vermacht und zugestanden“. Also als eine „Gnadenerkennlichkeit“ konnte Bruntsich den Gewinn der Münze abschöpfen. Es versteht sich natürlich, daß er als treuer Vertrauensmann des Herzogs und der Herzogin sich nur solange schadlos hielt, als sein Gehalt und gegebener Kredit (?) wieder ausgeglichen waren. Es bleibt ein ungelöstes Rätsel, ob Bruntsich tatsächlich der

Geldgeber war oder ob er als Strohhmann fungierte und alles nur eine Scheinverschreibung war. Meines Erachtens war die Herzogin die dauernd angespannte „milchende Kuh“, denn ihr Gemahl beurkundet in seinen letzten Lebenstagen noch einmal, daß die Herzogin alle Unkosten bei der umfangreichen Bau- und Einrichtungstätigkeit zuerst erstattet haben soll. Er gab ihr die Erlaubnis, „allerhand kupferne, silberne und goldene Sorten Geldes nach eigener Convenience münzen zu lassen zu dem bisherigen Münzfuß.“

Wenn man die Creditoren der Herzogin nur von den Jahren 1751 bis 1756 näher betrachtet, so muß man einen gewissen Leichtsinn feststellen, eine Sorglosigkeit mit den sie umgebenden Personen, zu denen natürlich in erster Linie auch Chasot gehörte.

1751	lieh	Kammersekretär Baumgart	ihr	2 000	Taler
1755	„	Agent Marcus		12 000	„
1755	„	Graf Chasot		8 000	„
1755	„	Stallmeister Moll, Pripert		3 857	„
1755	„	Hofrat von Altrock		16 682	„
1755	„	Hofrat von Altrock		3 427	„
1755	„	Gebr. Baarsen		2 570	„
1756	„	Kämmerer Fredersdorf		16 682	„
1756	„	Agent Marcus		2 718	„
1756	„	Agent Marcus		12 718	„
				<u>80 054</u>	<u>Taler</u>

Wir sind überzeugt, daß diese Gelder meist ohne Wissen ihres Mannes geliehen wurden, wofür sie dann auch nach dem Tod des Mannes hart angefaßt wurde und Tag und Nacht keinen anderen Gedanken hatte, als endlich sich von den Schulden befreien zu können. Ihr Neffe Adolf Friedrich IV., vielmehr seine Räte, waren nicht zimperlich wegen „Verschwendung und Eigennutz dieser Dame“ wie es heißt. Aber frei von Schuld sind weder ihre Ratgeber Brunsich noch Graf Chasot zu sprechen, die doch überall tiefe Einblicke hatten. Eigenartig ist, daß Brunsich sich sofort nach dem Tode seines Herzogs nach Schwerin absetzte und dort als Postdirektor und später als Münzdirektor arbeitete.

Sicher ist, daß Adolf Friedrich III. sich auch Gelder von den Verwandten seiner Frau (30 000 Taler) lieh und mit Erlaubnis des preußischen Königs aus dem Kurmärkischen Landschaftskapital eine größere Summe bekam. Wer nun für diese Summen bürgte, ob es Brunsich war, ist dunkel. 1730 ist von einer Ausgabensumme in Höhe von 217 000 Talern die Rede, woher mag sie genommen sein?

Gleich nachdem Brunsich nach Schwerin übergesiedelt war, zog auch die Herzogin nach Schönberg, um auf dem neu hergerichteten Witwensitz ihre Tage in der Nähe ihrer Verwandten, ihres Freundes Chasot und Brunsich zu verleben. Brunsich war weiter geschäftlich für die Herzogin von Schwerin aus tätig.

Die Räte Adolf Friedrich IV. waren einstimmig der Ansicht, daß Brunsich und „die sehr schwächlichen Leibes- und Gemütszustände Adolf Friedrich III.“ die Hauptschuld an den finanziellen Zuständen des Landes trügen. Die Räte hätten die Unentschlossenheit und Kränklichkeit des Herzogs zu ihren Gunsten ausgenutzt.

Die laufenden finanziellen Schwierigkeiten der Herzogin mit dem neuen Landesherrn erforderten ihre Rückkehr von Schönberg, es wurde eine Übersiedlung nach Fürstenberg vorgenommen. Hier war sie dem Strelitzer Hof nicht mehr so entfernt. 1756 verließ die Herzogin Schönberg.

Da ihr schon 1741 das Amt Fürstenberg mit Ackerwerk und Meierhöfen auf Lebenszeit als Wittum verschrieben war, ließ sie sich dort in der Stadt noch ein herrliches Barockschloß bauen. Ihr Baumeister war wieder Julius Löwe. Es wird von 33 422 Talern Baukosten berichtet. Dieses Schloß wurde aber nicht auf dem Platz der alten Burg errichtet, sondern nördlich davon, auf einer von Havelläufen umgebenen Insel. Dieser neue Bau, zweigeschossig, ähnelt sehr in seiner Art dem Mirower Schloß, ganz besonders in seiner Innenarchitektur, den wunderbaren Stukkaturen und Türen.

Dasselbe gilt übrigens auch für das Neustrelitzer Schloß. Stukkateur Clerici war der Meister dieser Arbeiten. Wie geplant konnte die Herzogin das Geld für den Bau in Fürstenberg nicht aus dem Kaufgeld des Gutes Priepert nehmen. Adolf Friedrich IV. hatte ihr das Gut wieder abgekauft, aber diese Summe gleich für die Schuldentilgung der Herzogin weitergeleitet (33 000 Taler).

Auch hier in Fürstenberg brach sie die Beziehungen zu ihrem Ratgeber Brunsich nicht ab, obgleich jetzt der Friedländer Bürgermeister Schultz alle Geldgeschäfte als Rendant und Rechnungsprüfer zu machen hatte. Wenn auch kurze Zeit das Verhältnis zwischen der Herzogin und Brunsich etwas getrübt war, so entnehmen wir doch immer wieder Treue und Verehrung seitens Brunsichs für die Herzogin: „Sie sind eine liebevolle gnädige Fürstin, die nicht unerkendlich seyn werden, soweit Ihre Kräfte zulaßen, und wer kein bößhaftes Hertz hat, muß gestehen, daß es ihm auch die größte Glückseligkeit seyn muß, Iroh ohne Interesse zu dienen, da Sie die Gnade und Güte selbst sind und ein solches Hertz haben, das allemal edel denket und fürstlich handelt.“

All die geldlichen Zuwendungen, die der Herzogin von ihrem Gemahl verbrieft waren, hat sie nicht zur Hälfte in Anspruch genommen. Aber auch das verringerte die Schuldenlast nicht. Sie mußte auch auf das gesamte Privaterbe ihres Mannes verzichten, das verlangte Adolf Friedrich IV. von ihr. Auch damit war es noch nicht genug: er verlangte noch 6000 Taler ihrer Wittumsgelder obendrein. Dazu Ablieferung aller Verschreibungen und Urkunden, die ihr Mann ihr gegenüber gemacht hatte, damit sie ungültig gemacht werden könnten. Die Wittumsgelderabgabe lehnte aber die Herzogin energisch ab.

Dorothea Sophie hatte in ihren letzten Lebensjahren nur einen Wunsch und ein Ziel, noch zu ihren Lebzeiten alle Schuldenlast abzutragen. Und sie hat es geschafft; die Schönberger Amtseinnahmen halfen ihr sehr dabei.

Am 29. April 1765 konnte sie schuldenfrei aus diesem sorgenvollen Leben scheiden.

Anhang: Aus dem Leben Edmonds von Chasot, des Jugendfreundes König Friedrichs II.

Chevalier François Isaak Edmond de Chasot wurde am 18. 2. 1716 in Caen geboren. Er entstammte einem alten burgundischen Adelsgeschlecht aus der Normandie, das schon um 1200 nachgewiesen wird. Elf Söhne waren Nachkommen Johanns I. Sie blieben alle bis auf den zwölften Sohn auf dem Schlachtfeld. Der zwölfte Sohn setzte das Geschlecht fort, war am Hofe Karls des Kühnen und bei den burgundischen Herzögen in Diensten.

Chasot wurde in Metz in einer Kadettenschule mit 600 anderen Jungen erzogen. Das abenteuerliche Rittersertum des Mittelalters lebte in ihm immer noch von seiner Ahnenreihe her und hat sich in Fehden und im Siebenjährigen Krieg noch einmal ganz aktivieren können.

Nach dem ersten Duell mit tödlichem Ausgang (auch das zweite Duell ging so aus) floh Chasot ins Lager des Prinzen Eugen, um dort sich in Sicherheit zu bringen. Da er ein sehr kühner Offizier war, wurde er gleich wohlwollend dort aufgenommen und als Begleiter des Prinzen und Feldherrn eingestellt. 1734 bezog er mit Prinz Eugen Berlin das Lager der Reichsarmee und hatte Gelegenheit, den preußischen Kronprinzen Friedrich kennen zu lernen, der sofort Gefallen an dem geistreichen Offizier fand und ihn mit in seine Garnison nach Ruppın nahm, auch hier wieder als persönlichen Begleiter und Gesellschafter.

Der Kronprinz hatte den Auftrag von seinem Vater bekommen, eine Inspektionsreise durch die preußischen Lande zu machen. Chasot wurde als Begleiter engagiert. Sechs Wochen im Reisewagen, das genügte zum gegenseitigen Kennenlernen. Sie besichtigten die preußischen Regimenter und die ganze Ökonomie und stellten manche Mängel fest.

1736 ging er mit Kronprinz Friedrich nach Rheinsberg, wurde Günstling an diesem Hof und unentbehrlicher Gesellschafter.

In den schlesischen Kriegen bewährte er sich außerordentlich als tapferer und mutiger Soldat in seinem Bayreuther Dragoner-Regiment. Stationen seines Ruhms waren Mollwitz und Hohenfriedberg. Sein Talent als Führer in diesen Schlachten ist in die Geschichte eingegangen. Als Dank durfte er in seinem Familienwappen einen Schild mit dem preußischen Adler aufnehmen. Außerdem wurde er Chef der preußischen Dragoner.

Das zweite Duell fand in seiner Garnison in Pasewalk statt, wo Chasot wieder Händel mit einem Offizier hatte, es ging wieder tödlich aus und sein König Friedrich war sehr böse mit ihm und die Freundschaft erlitt eine Trübung.

1751 kam es wieder zu Verstimmungen zwischen Chasot und dem König anlässlich eines Manövers in Tempelhof, außerdem paßte es dem König nicht, daß Chasot so oft seine Garnison verließ, um nach Neustrelitz zu reisen. Chasot wollte das Gut Neuhaus bei Fürstenberg kaufen, das dem Grafen von Trotte gehörte, er bat den König um Hilfe dabei. Der König hatte es aber inzwischen für sich gekauft. Daraufhin nahm Chasot seinen Abschied vom Militär und ging viele Monate in seine französische Heimat. Um aber die peinliche „Beurlaubung“ zu umgehen, wandte er sich in Paris an seinen König Ludwig XV., der ihm das Recht gab, ihn als Angehörigen des französischen Adels vom Dienst in einem fremden Heer zu entbinden. Das alles wurde mit „dem traurigen Gesundheitszustand“ begründet.

Daraufhin nahm der König die Entlassung an, sie wurde stillschweigend vollzogen. Die Presse, die Berliner Nachrichten, durften laut königlichem Befehl keine Notiz darüber bringen. Natürlich fielen Chasot nun seine Einnahmen von den zwei Amtshauptmannschaften fort, so auch die Prébende in Lebus. In den zwei Beschreibungen des Schlesischen Krieges, die Friedrich II. verfaßte, wurde über Chasot sehr verschieden berichtet. In der zweiten Ausgabe läßt Friedrich deutlich seine Verärgerung über Chasot spüren. In der ersten Ausgabe setzt er Chasot und dem General Schwerin u. a. ein würdiges Denkmal in seiner Schilderung der Schlacht bei Hohenfriedberg. In der zweiten Ausgabe erwähnt er ihn bei den Siegen überhaupt nicht, nur negativ in den Scharmützeln bei Marschendorf.

1754 ließ sich Chasot vorübergehend am Neustrelitzer Hof nieder, um von hier aus nach Lübeck zu ziehen. 1755 hatte er noch einmal Gelegenheit, in Berlin dem König zu begegnen, vertrauliche Gespräche mit ihm zu führen und die alte Freundschaft wieder herzustellen. Aber eine Anstellung am preußischen Hof oder bei einem Regiment war nicht daraus hervorgegangen.

Nach dem Tod des Lübecker Stadtkommandanten Oberst Detlef von Bratke 1759 bemühte Chasot sich um dieses Amt, das ihm auch übertragen wurde. Inzwischen hatte er seinen Bruder Gervais Antoine von Chasot am Neustrelitzer Hof als Kammerjunker untergebracht (1752). — Die Stadt Lübeck unterhielt damals 500 Mann Infanterie und für die Festungswerke die notwendige Artillerie. Chasot wurde einstimmig vom Lübecker Senat zum Oberst und Stadtkommandanten ernannt. Er bekam als Auszeichnung zwei Schildwachen und eine gute städtische Wohnung zugesprochen.

Chasot gab diese Stadtwohnung bald auf und kaufte sich ein kleines Gut vor Lübeck, der Ackerhof genannt, um sich dort ganz seinen Neigungen entsprechend einzurichten, nicht nur durch prachtvollen Ausbau des Hauses, vor allem durch die Gartenanlage mit wertvollen Pflanzen und Bäumen, kostbaren Obstplantagen, mehreren Teichen für edle Fischzucht und vielen ausländischen Blumen, die er sich alle selbst zog. Erst 1760, also mit 44 Jahren, entschloß er sich zu heiraten. Stefani Torelli, ein italienischer Maler, war beauftragt, den Audienzsaal im Lübecker Rathaus mit allegorischen Wandgemälden auszumalen. Chasot lernte Torelli näher kennen. Bei einem Gespräch sah er die Tabaksdose des Malers und bat, sie ihm doch zu zeigen, da ihn das darauf befindliche Frauenbild faszinierte. Er erfuhr, daß es das Bild der 16jährigen Tochter des Malers war. Diese Tochter Camilla war von Beruf Sängerin. Chasot bat, daß sich die Tochter doch ihm vorstellen möge, er sei tief beeindruckt von der Schönheit dieses Mädchens. Das war schwierig, Torelli verlangte Schutz und Geleit für seine Tochter auf dem langen Reiseweg. Chasot erlangte dies auch beim König. Camilla

stellte sich im königlichen Lager dem König vor. Dieser war wie Chasot von der Schönheit Camillas ebenfalls sehr angetan. Ihr wurde Major von Reitzenstein zum Geleit mitgegeben. Am 17. 7. 1760 findet dann schon die Hochzeit in Lübeck statt. Durch diese Heirat ist Chasot wieder in nähere Verbindung mit dem König getreten. Der König nutzte die Gelegenheit für sich aus und bat Chasot, in seinen Lübecker Nachbarstaaten doch für die preußische Armee durch ein „heimliches Werbesystem“ zu werben. Der König brauche dringend 4000 Rekruten, er würde gern zehn Taler Werbegeld pro Mann zahlen. Und da Chasot schon vor zehn Jahren mit großem Erfolg bei den Mecklenburger Herzögen geworben habe, wofür damals 50 000 Taler ausgesetzt waren, so versuchte es der König jetzt noch einmal mit Chasot. Daß es streng verboten war, in Lübeck und im niedersächsischen Kreis für die preußische Armee zu werben, wußten der König und auch Chasot.

Der dänisch-russische Zwist brachte Lübeck in große Gefahr. Chasot wußte sie aber durch geschickte Verhandlungen abzuwenden. Trotzdem wurden in aller Eile die Befestigungswerke der Stadt erneuert. Durch den Thronwechsel in Rußland kam es aber nicht mehr zum Krieg. Das Wolkonskische Korps stand schon bei Waren an der Müritz und die Dänen waren stark in Stellung gegangen. Dänen und Russen aber räumten bald das mecklenburgische Gebiet. Der dänische König verlieh Chasot für seine hervorragenden diplomatischen Verhandlungen das Patent eines Generalleutnants, dessen Würde der Lübecker Senat bestätigte. Da ein französischer Graf und Freund Chasots, Saint Germain, die militärischen Verhandlungen für Dänemark führte und dieser schon seine Truppen bis kurz vor Lübeck geführt hatte, war es Chasot wohl nicht allzu schwer, sich mit seinem Landsmann gütlich zu einigen und den Dänen genügend Proviant und Fourage zum Abzug zu geben⁵⁾.

Chasot wurde im Jahr 1761 ein Sohn Friedrich Ulrich geboren. Chasot hatte ihn als künftigen Rekruten dem König gemeldet. Die Antwort aus dem Hauptquartier lautete: „mein lieber Chasot, ich nehme den Rekruten, welcher Ihnen das Leben verdankt, sehr gerne an. Ich werde Pate des Kindes sein, welches Sie erwarten, vorausgesetzt, daß es ein Junge wird.“ Als zweiter Pate war die Königin Ulrike von Schweden geworben, die Schwester des Königs und sämtliche Mitglieder des Senats, die 200 Dukaten als Patengeschenk brachten.

Der zweite Sohn Ludwig wurde Chasot 1763 geboren. Zur Taufe waren dieses Mal auch die Strelitzer Fürsten erschienen. Schwiegervater Torelli fehlte, weil er inzwischen an den russischen Hof berufen war. Vorher hatte er aber seinen Schwiegersohn in der steifen Pracht damaliger Mode gemalt, „im glänzenden Stahlharnisch, roten Samtmantel über den rechten Arm geworfen, neben ihm steht der Helm, kostbare Spitzenmanschetten fallen auf die schöne Hand und das leicht gelockte Haar ist gepudert. Er ist nun 46jährig. Die sanft geöffneten Lippen scheinen noch die sorglosen Tage in Rheinsberg zu atmen“, schreibt K. v. Schlözer in seiner Biographie. Auf der Brust prangt der Orden pour le mérite am schwarzweißen Band und um den Griff des Dragonerdegens schlingt sich das silberne Portépée, als Erinnerung daran, daß er sich einst im preußischen Heer unter Friedrichs Fahnen befand.

Als die Söhne erwachsen waren, hatten sie nur den einen Wunsch, in das preußische Heer einzutreten, aber alle Bemühungen scheiterten. Deshalb entschloß sich Chasot 1779, mit seinen Söhnen selbst zum König zu fahren und sein Glück zu versuchen. Nach 25 Jahren sahen sich die beiden alten Freunde wieder. Chasot war der letzte der Rheinsberger Tafelrunde. Viele Wochen war Chasot Gast beim König, es gab viel zu erzählen. Schließlich erreichte er den Zweck der Reise, den Söhnen wurde das Patent eines preußischen Leutnants erteilt, sie wurden verschiedenen Regimentern übergeben. Der Sohn Friedrich Ulrich starb ledig als preußischer Rittmeister. Der Sohn Ludwig heiratete 1786 Eleonore von Gansauge und hatte mit dieser vier Töchter. 1798

⁵⁾ Peter III. von Rußland (von Holstein-Gottorp) wollte alte Rechte und Forderungen an Holstein geltend machen. Falls Dänemark diese nicht erfüllte, würde er mit bewaffneter Gewalt sie durchsetzen; deswegen blieb das Wolkonskische Korps marschbereit.



Edmond von Chasot

wurde Ludwig vom König Friedrich Wilhelm III. in den Grafenstand erhoben, denn damals durfte nur der älteste Sohn den Grafentitel führen. 1804 wurde Ludwig Flügeladjutant des Königs. Er nahm an Blüchers Expedition nach Rügen teil und erhielt den Orden pour le mérite. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er Kommandant von Berlin. Als Major Schill 1809 von Berlin ausgezogen war, wurde Ludwig nach Königsberg beordert, zur Untersuchung gezogen und verabschiedet. Drei Jahre später trat Ludwig als Oberst in russische Dienste und organisierte die Russisch-deutsche Legion. Dort bekam er das Nervenfieber und starb am 13. 1. 1813 in Pleskow am Peipus-See.

Nach einem reichen abenteuerlichen und interessanten und erfüllten Leben starb Chasot 80jährig auf seinem Landsitz, der jetzt nicht mehr der Ackerhof hieß, sondern die Marly. Seine Überreste wurden im Dom zu Lübeck aufgebahrt und beigesetzt. Auf dem Paradebett konnten die Bürger der Freien Hansestadt von ihm Abschied nehmen. Der Grabstein zeigte die Inschrift:

„Chasot c'est le matador de ma jeunesse“
Friedrich II.

In der Berührung des Geistes mit dem Universum wird mehr als reiner Wissensstoff erzeugt. Noch wichtiger, als daß man die Welt verändert, ist, daß man durch sie Veränderung erfährt.

So berichtete mir vor kurzem ein befreundeter Maler über seinen Besuch bei einem einfachen Manne, der sich von Kind auf mit den Schmetterlingen beschäftigt hatte — mit ihrer Entwicklung, ihrer Aufzucht, ihrer Beobachtung in der Natur. Dieser stille Mann hatte auf den Maler einen starken Eindruck gemacht, den er in den Satz zusammenfaßte: „Die Falter haben sein Gesicht geformt.“ Es braucht wohl ein langes Leben, bis die weichen Schwingen der Tag- und Nachtschwärmer eine Physiognomie bilden.

Ernst Jünger, *Grenzgänge*, 1966

Zu unseren Texten und Bildern

Clemens Pasch ist 1910 am Niederrhein geboren und lebt in Düsseldorf. Wer die jugendliche noch nicht voll entwickelte Gestalt des „Mädchens mit Hut“ betrachtet, wird von der dem Künstler innewohnenden Kraft erfaßt werden müssen. Gesamthöhe 170 cm. Die Skulptur wurde 1952 geschaffen, ist also ein ganz modernes Kunstwerk und schlägt doch jeden Beschauer in ihren Bann. — Gesang der Parzen, eines der berühmtesten Gedichte Goethes. Es ist gewaltig, zwingt uns schon durch Wort und Rhythmus in Erhabenheit. Aber was ist der Sinn? Iphigenie hält die Götter für gerecht und gütig, wie wir wissen, und nun diese Worte von den unbarmherzig über die Schicksale des Menschen hinwegschreitenden Göttern? Die Erklärung können wir wohl nur darin finden, daß sie, die Reine, sich gerade durch das Aussprechen, das Singen des Liedes, im Augenblick von diesem trostlosen Gedanken befreien will. Wir kennen alle aus dem Märchen diese Art der Befreiung von dem Bann einer Seelenlast. — Dr. Ulrich Fischer verdient den besonderen Dank, nicht nur der Malchiner, sondern der Mecklenburger, daß er sich mit so großer Liebe und ebensolcher Intensität der Frage der Ausdeutung des für uns einmaligen künstlerischen Denkmals gewidmet hat. Wir können die Mühe und die Zeit nur ahnen! — Es war Zeit, daß in unseren Heften die niederdeutschen Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter durch Dr. Walter Lehmbecker in ihrem Widerstreit und ihrem Ausgleich behandelt wurden. Die heutige Jugend weiß kaum etwas davon, und wir Alten wollen aller niederdeutschen Kunst mit Achtung begegnen und sie als unseren Schatz betrachten. — Gode Gendrich führt uns in eine längst vergangene Zeit und es ist gut, wenn wir uns einmal in sie versenken, in die Herbheit und Kargheit des Lebens, das Liebe, Freude und Glaube wie heute umfing, aber auch Verzweiflung, Raub und gewaltsamen Tod. Die Seele des Menschen ändert sich nicht. Jeder muß seinen Kampf allein bestehen. — Der Kaukasus spielte in den Gedanken und Träumen unserer frühen Jugend eine besonders geheimnisvolle Rolle. Tolstois „Der Gefangene im Kaukasus“ war eine der frühesten und anziehendsten Erzählungen in unserer Kindheit. Dr. B. Alberti führt uns nun in seine wirklich große und erhabene Welt. — Ein neues Bild von der Entwicklung der Residenzstadt Neustrelitz enthüllt sich uns in dem Aufsatz über die Herzogin Dorothea Sophie von Annelise Wagener. Die meisten Leser werden von dem Mitwirken der Herzogin im Aufbau des Schlosses nichts ahnen, nichts davon, daß sie auch in den Regierungsgeschäften tatkräftig half und schließlich auch in ihrer Liebe zur Kunst, vornehmlich zur Musik, den Grundstein für Konzert und Theater legte. In Schwerin war längst ein herzogliches Orchester vorhanden. An den Höfen der damaligen Zeit wirkten die Damen und Herren aus den fürstlichen Kreisen gern und oft selbst mit. Bekanntlich war Marie-Antoinette eine leidenschaftliche Schauspielerin auf der königlichen Liebhaberbühne. Dorothea Sophie war eine gute Gambenspielerin, die auch als solche von dem berühmten Hamburger Porträtmaler Baltasar Denner porträtiert wurde, der sich durch genaueste, ins feinste Detail getriebene Nachahmung der Natur auszeichnete. Zu unserem Leidwesen ist es uns nicht gelungen, eine Abbildung von Herzog Adolf Friedrich III. und der Herzogin Dorothea Sophie zu erhalten. Dagegen hat uns Rudi Knöfel, Sohn des früheren Hofphotographen Knöfel, Neustrelitz, freundlichst zu einem Bild von Edmond de Chasot verholffen — dem Freund Friedrichs des Großen — der häufig am Strelitzer Hofe zu Gast war. Das Porträt des ehemaligen Lübecker Stadtkommandanten und Generals befindet sich heute im St.-Annen-Museum der Stadt. — Das Foto mit einer Klasse des Neustrelitzer Lyzeums verdanken wir Helene Busley geb. Böttcher, Neustrelitz.

Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast,
den Segen des Himmels zu erbitten.

Lichtenberg

Mohnblume rot . . .

Worte und Weise v. G. H. Piehler, Satz v. O. Miehler

1.-3. Mohn - blu - me rot, Mohn - blu - me rot,

The first system of the musical score consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a common time signature (C). The lower staff is in bass clef. The music is in a minor key, indicated by one flat (B-flat). The tempo is marked 'mp' (mezzo-piano). The lyrics are '1.-3. Mohn - blu - me rot, Mohn - blu - me rot,'. The melody is simple and consists of quarter and eighth notes.

Wann kommt zu mir der Schnitter Tod? 1. Bin so ver-las-sen, das

The second system of the musical score continues from the first. It consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature changes to 4/4. The lyrics are 'Wann kommt zu mir der Schnitter Tod? 1. Bin so ver-las-sen, das'. The melody continues with quarter and eighth notes.

Her-ze so krank, wü-n-sche mir längst schon den letz - ten Trank.

The third system of the musical score continues from the second. It consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature remains 4/4. The lyrics are 'Her-ze so krank, wü-n-sche mir längst schon den letz - ten Trank.'. The melody continues with quarter and eighth notes.

1. u. 2. Mohn-blume rot, Mohnblume rot. 3. Mohnblume rot,

Mohnblume rot, wann kommt zu mir der Schnit-ter Tod!

Mohnblume rot . . .

Mohnblume rot, Mohnblume rot,
 wann kommt zu mir der Schnitter Tod?
 Bin so verlassen, das Herze so krank,
 wünsche mir längst schon den letzten Trank.
 Mohnblume rot, Mohnblume rot.

Mohnblume rot, Mohnblume rot,
 wann kommt zu mir der Schnitter Tod?
 Als der Herzliebste so jäh von mir schied,
 sang auch die Lerche ihr letztes Lied.
 Mohnblume rot, Mohnblume rot.

Mohnblume rot, Mohnblume rot,
 wann kommt zu mir der Schnitter Tod?
 Habe nicht Vater, die Mutter nicht mehr,
 Haus und Heimat sind öd' und leer.
 Mohnblume rot, Mohnblume rot,
 wann kommt zu mir der Schnitter Tod!

(1946)

Am Grabe des Vaters

Von Gerd Tolzien

Mit drei Stunden Verspätung, wie man mir erklärt, läuft der Zug in Malchin ein. Hier im Herzen Mecklenburgs verebten die Wogen des sechsjährigen schweren Ringens. Zwischen Malchin und Güstrow standen die letzten deutschen Batterien, zwischen den andringenden Amerikanern und Russen, eingepfercht auf schmalen Streifen Land, vor die Entscheidung gestellt, die Rohre gen Osten oder gen Westen zu richten. Kein Kämpfen mehr, nur noch ein Verröcheln. Großdeutschland war klein geworden, so klein, daß es nach einer alten Prophezeiung unter einem Birnbaum Platz hatte.

Die kleine Stadt Malchin ist zu zwei Dritteln zerstört. Bis an die Mauern der wuchtigen Johanniskirche fraßen gierige Flammen Haus um Haus, Straße um Straße. Leere verlassene Trümmer ragen auf. Das Rathaus, durch bunte Transparente als russische Kommandantur kenntlich, und das Amtsgericht blieben erhalten, auch das große Krankenhaus am Südende der Stadt. Und von hier aus wandere ich acht Kilometer weit im Schneesturm über die vereiste Straße den gleichen Weg, der vor einem Jahr, auch damals in Schneetreiben und Kälte, der letzte Weg meines Vaters war.

Tiefer, weicher Schnee deckt sein stilles Grab unter dem Turm der kleinen Dorfkirche, die dem Verbannten letzte Wirkungsstätte wurde, als ihn die nationalsozialistische Revolution 1933 als ersten der deutschen Kirchenführer gewaltsam seines bischöflichen Amtes enthob. Allzu vernehmlich erklangen damals seine Worte zum „Frieden auf Erden“, allzu eindringlich und unüberhörbar die bischöfliche Vermahnung zu Humanität und Würde, zu unerschrocken die Forderung „Gott zu geben, was Gottes“, und jene, die sich lärmend ihrer Stärke rühmten, fürchteten dennoch nichts so sehr wie furchtlose Worte. Auch hier in dörflicher Abgeschiedenheit ließ man ihm keine Ruhe, sandte Polizei und Gestapo, verfolgte mit immer neuen Haussuchungen und Verhören, und man gestand zynisch, daß man von Redeverbot und Verhaftung nur absehe, um nicht weit in das Land hinaus neues Ärgernis zu schaffen.

Als ich, Soldat damals, auf nur kurzem Urlaub, ihn das letzte Mal sah, klang fremd und ungewohnt aus seinem Mund, der selten andere als gütige Worte sprach, ein bitteres „Fluch diesem Mann, der Deutschland zugrunde richtet!“ Er sah in Hitler von Anbeginn an den wahren Leibhaftigen, die Inkarnation des Teufels. Damals stand er vor mir, gramvoll das weiße Haupt gebeugt unter den Sondermeldungen von deutschen Siegen. Sie bedeuteten ihm nur den Tod ungezählter wertvoller junger Leben, trügerische Verlängerung eines Krieges, an dessen Ende allein der Untergang Deutschlands stehen konnte. Kein noch so großer Sieg, kein noch so lärmender Erfolg vermochte ihn, der im Laufe der Geschichte den Richterspruch Gottes erblickte, irrezumachen an der unumstößlichen Wahrheit, daß wer Wind säe, Sturm ernten müsse.

Er hat den Sturm noch erlebt, hat seine letzte Aufgabe gefunden in Stunden der Not, den Bewohnern des kleinen Dorfes, das ihm durch zwölf Jahre Heimat und Wirkungsstätte geworden war, mit Trost und Zuspruch beizustehen. Noch heute erzählen die Dörfler mit dankbar aufleuchtenden Augen, wie in den Tagen des Kriegssturmes, des Russenandranges, im ersten lähmenden Erschrecken, als niemand Haus und Versteck zu verlassen wagte, er allein Umschau hielt, nicht vor menschenleeren Straßen bangte und keinen Weg scheute, auch zu den weitab, einsam gelegenen Gehöften, geschmückt nur mit seinem bischöflichen Kreuz und ungehindert, ehrfurchtsvoll begrüßt von den russischen Truppen; ein greiser Hirte seiner Herde.

Dann stand er noch einmal, gefordert von der sowjetischen Militärverwaltung, in ungebrochener Kraft auf seiner alten bischöflichen Kanzel, mit einer Festpredigt als Ehrenpräsident die Tagung des „Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung

Deutschlands“ zu eröffnen. Ehe er jedoch einem Ruf in sein altes Amt folgen konnte, schloß er für immer seine Augen, um die schon die Schatten einer nahenden Blindheit dunkelten. Ich durfte ihn nicht lebend wiedersehen. Ich stehe bewegt an seinem verschneiten Grab, bevor ich ins Haus trete, nach Jahren der Trennung, die vereinsamte Mutter zu umarmen.

Am Abend dann lese ich in der Chronik des Dorfes die letzten, kaum noch entzifferbaren Eintragungen von des Vaters Hand.

„Am Montag, dem 30. April, erschienen einige deutsche Soldaten auf Motorrädern und befahlen die sofortige Räumung Basedows. So mußten alle Leute in den Wald ziehen. Dort hörten wir Kanonendonner in der Gegend von Rothenmoor. Nachmittags drang das Gerücht zu uns, daß die Russen von Liepen und Lependorf aus in Stöckersoll und Basedow eingerückt seien, aber ohne jeden Kampf und Zerstörung, da irgendwelche deutsche Truppen überhaupt nicht mehr vor ihnen waren. So kehrten eine Reihe von Basedowern, darunter wir Pfarrhausbewohner, gegen Abend nach Basedow zurück. Inzwischen waren alle Häuser, Speisekammern, Schreibtische und Kleiderschränke ausgeplündert worden, aber nicht von den erst nachmittags kommenden Russen, sondern von den in der Basedower Schnitterkaserne wohnenden polnischen Arbeitern, welche nun mit gräflichen Pferden und Wagen abfuhren . . .“

Spät am Winterabend trete ich nochmals durch den knirschenden Schnee auf den Friedhof an das Grab, und eindringlich klingt mir aus dem Dunkel herauf die so oft wiederholte väterliche Mahnung, daß hinter jedem gesprochenen Wort, hinter jedem Satz der ganze Mensch stehen müsse, unbeirrbar, gehorsam nur seinem Gewissen.

Dafür ging er in die Verbannung.

Wie vieles blieb ungesprochen. Aber wann starb einem Sohne auch ein greiser, der Pilgerschaft müder Vater nicht noch immer viel zu früh? Und voll Dankbarkeit spreche ich die Worte Hamlets: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ich werde nimmer seinesgleichen sehn.“

(Aus: Reise in die Heimat)

Heimat

Du gabst vor Zeiten uns den Glanz der Frühe,
Den Traum der Wälder und das Licht der Seen.
Wir dachten nie, daß dieses Glück verblühe,
Und ahnten nichts von künftigem Geschehn.

In tausend Nächten gehn wir deine Straßen,
Im Traum erscheint der toten Freunde Schar,
Und Seligkeit erfaßt uns sondermaßen —
Am Morgen sind wir jeder Freude bar.

Wir möchten dir für alles Große danken.
Die Stunde eilt; nicht viel ist mehr zu tun.
Du bleibst bestehen, wenn wir längst versanken.
Wir werden nicht in deiner Erde ruhn.

Fritz Hagemann

Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (II)

Von Gerhard Brose

Nr. 4 Selch (Selchow)

Neckspruch

Die Nachbardörfer necken die Selchower wegen ihrer Sprache:

Selchsche Apen

kamen öäwer'n Barg gekrapen

(Selchower Affen kommen über den Berg gekrochen)

Nr. 5 Selch (Selchow)

Nudeln un Karmenaad

Juler — dat is Julius Stäänk, 'n Buer ut Selch — weer'n ganz dullet Gestell und'n bitskä bekloppt. Nu weer ma ees in Berlin de „Gröön Woch“, wo de Buern ut Selch ok ümmer henförhten. „Dat waa'k mi doch ok ees ankieken“, seggt oos Juler. Hä föhrt nu met de annern Selchschen met'n Omnibus hen noa Berlin un denkt, dat is alls no so wie früher, as hä doa vör lang Joahren Saldoat weer. Nu kümmt hä in een Lokoal rin un denkt, doa sitten no so wie früher de Harfemääks drin. Aber nu weren doa a Bardamen drin. De maken sich nu'n Spoaß met em, setten sich up't Schlipp bi em un nähmen em ok'n bitskä in'n Arm. Doa springt hä up un schriggt: „Nei, dat do ick ni, dat is joa Ehebruch!“ un rut is hä!

Annern Dag will hä sich Berlin nu wi'er ankieken un sich richtig ees satt äten in een Lokoal. Hä bestellt sich bi'n Ober'n ganz Portion „Nudeln“ und'n schön Stück „Karmenaad“. „Ach so, Sie meinen Kotelett“, seggt dä Ober un brengt em noa'n Husch dat Kotelett un'n orden'lichen Hopen Bandnudeln. Juler kiekt sich den Teller an un seggt: „Nä, dat will ick ni, dat sind doch keen Nudeln!“ „Sie haben aber doch Nudeln bestellt!“ „Na joa, aber doch ni sone Nudeln, ick mein doch Kartoffel!“ — Dä Berliner Ober kunn joa ni weten, dat Kartoffel up Selchs Platt „Nudel“ heten deit.

Wat de annern Selchschen nu weren, de was dat met Julern a scheneerlich un weren froh, as se'n werrer heel to Huus harren. Hä selbst hett sich aber ut sien Bekloptheit goar nüscht maakt un hett dat abends in'n Selchsche Kroog no tom besten gääwt.

Nr. 6 Selch (Selchow)

De dojig Buerfru met de witt Handschoh

Doa is ees'n Deenstmäken in Selch wääst, de hett öfter vertellt, wenn's up'm Böän is wääst un hett wutt Futter raf hoalen, da is ümmer'n Fru doa wääst met witt Handschoh un hett ähr Häng up de Futterkist hollen — dat sall de Buerfru sind wääst, de is a länger doot wääst — un da ist dat Mäken von'n Boän raf gemaracht kamen un hett seggt: „Doa weer's a werrer!“ Aber de annerten hebben nüscht von dat Gespenst sehen.

De witt Handschoh hett de Buerfru in't Sarg an hadd, un doamet hett dat Mäken ümmer seggt, dat is de Buerfru.

Nr. 7 Selch (Selchow)

Abzählvers

Schnecke popecke,

Stääk ees diene Höärnken rut,

Süst schmiet ick di in'n Grawe,

Doa fräten di de Rawe.

Zum Lautstand

1. langes —a— erscheint vor —k—: maken, maakt (machen, gemacht) wie in Nipperwiese
2. langes —a— begegnet vor —m— und —p—: kamen, Apen, gekrapen (sie kommen, Affen, gekrochen), ferner in: abends, Grawe, Rawe (abends, Graben, Raben) wie in Nipperwiese
3. langes —ä— (wie in engl. bad, bag) begegnet vor —k— in: Mäken, stääk (Mädchen, stecke) wie in Nipperw.
4. inlaut. —nd— wird zu —ng—: Häng (Hände) wie in Nipperw.
5. „bringen“ lautet wie in Nipperw. „brennen“

Dagegen wird das hochdeutsche „anderer“ nicht umgelautet, es heißt „anner“. Auch findet keine Brechung von langem —ä— zu —eä— statt, es heißt: nähmen (sie nehmen) im Gegensatz zu Nipperw. „neähmen“. Wie in Nipperw., aber auch im südlichen Kreis Greifenhagen u. Pyritz wird urspr. inlautendes —d— zwischen Vokalen zu —j—: dojig (tote). — Auslautendes —n— in unbetonter Silbe schwindet nach stimmhaftem Reibelaut: Grawe, Rawe (wie in Nipperw., aber auch sonst im südl. Teil des Kreises Greifenhagen).

Zum Wortschatz

Die Bezeichnung „Nudel“ für hochd. „Kartoffel“ ist nicht nur eine Eigenart der Mundart von Selchow, sondern auch in Teilgebieten von Südpommern heimisch. — Insgesamt hat also die Mundart von Selchow teilweise neumärk. Merkmale.

Kreis Greifenhagen

Kloaj (Kladow)

Nr. 8 Von Kladow heißt es im Volksmund:

In Kloaj
gefft't all Doag
Broaj (In Kladow gibt es alle Tage Braten).

Nr. 9 In Kladow tanzt man einen Galopptanz zu einem Lied mit folgendem Text:

Ick krie mienen Büdel in Kerberg¹⁾ vull,
ick bruck ni mehr noa Kloaj to goahnen.
Noa Kloaj doa mutt ick doch no goahnen,
doa hebb ick no'n Poar Schlurren²⁾ to stoahnen.

Noa Kloaj, noa Kloaj doa loop ick ni,
doa gefft dat keen Kleimiddag³⁾ ni,
un Middag gefft dat uk ni vääł
un Oabenbrot mit'n Bessestääl.

Nr. 10 Kloaj (Kladow)

Dat Äselsei

Doa weer ees'n Afgedankter⁴⁾, dä keem ees noa Jägersfell un harr'n Kerwitz⁵⁾ bi sich dä harr hä unnerwäges funnen. As hä nu in't Dörp keem, doa fröge em de Lü, wat hä da doa unner'n Arm harr. Und do hett hä seggt: „Dat is'n Äselsei.“ Nu kennten aber de Lü in Jägersfell no kenen Kerwitz un harren ok no kenen Äsel sehnen, harren aber a vääł doavan höört un wullen ümmer gern'n Äsel hebben. Doarüm fröge's nu dä

1) Kehrberg, Nachbardorf von Kladow.

2) alte Schuhe.

3) zweites Frühstück.

4) entlassener Soldat.

5) Kürbis.

Afgedankten, of hä äh dat Äselsei ni wull verköpen. „Joa“, hett hä seggt, „dat waa'k ju verköpen, aber hejj ok son oll Fru, de dat utbröje kann?“ „Joa, son Ollsch hebben 'w“, sären de Lü doadrup, „oll Mutter Kestnersch! Aber wo lang mutt's da drup sitten?“ „Na so veer Woche“, seggt dä Afgedankter.

De Jägersfellsche de wörren joa nu ok hannelsenig mit dä Afgedankten, un do lepen's noa Mutter Kestnersch un fröge äh, of's sich dat wo öawernähmen wull un wull dat Äselsei utbröje. Und se hett gleich seggt „Joa ick bin a so olt un kann doch nüsch annert mehr moaken, ick waa dä Äsel utbröje.“ „Da mußst aber ok utsehen as'n Voagel“, hebben's to äh seggt. Und do hebben's äh erst mit frische Täär inschmäärt, dat de Fäjern ställen fasthacken, un hebben's in'n Fäjersack stoaken, und do de Kerwitz in'n Tunn gelegt un de Ollsch doa rupgesett!

Un nu müßt's joa stramm drup bröje as'n Kluck, dat dä Äsel süll rutkoamen. Und Mutter Kestnersch kreeg nu goot to äten und to drinken, dat's ok bi Kräften bleew, un as's nu'n poar Woche säten hart, do keken's ok ees noa un fröge äh: „Na, Mutter Kestnersch, wat is't da, röhrst hä sich a'n bäät?“ „Joa, joa“, hett's seggt, „an een Stell is dat Ei a'n bäät week, doa waad hä wo rut willen.“ „Na, da brööj ma ümmer goot wi'er“, hebben's to äh seggt. Aber nu duert dat ümmer länger, un de Tiet was a üm, aber dä Äsel keem un keem ni ut, un de Ollsch kreeg dat Sitten toletzt ok a öaw.

Nu wullen's up Gewalt goahnen un nehmen dat Ei rut ut de Tunn un trekten mit af noa'n hoge Barg — dä Schult und de Kotze un Mutter Kestnersch ümmer mit äh mit. Se wullen dat Ei dä Barg runner trudeln, dat de Schoal süll'n bäät weker waaden und dä Äsel lichter rut künn. Un nu ging't uk los. As dat Äselsei nu dä Barg halw runn weer, stünn doa geroaj son oll Host, doa trudelt dat Ei ran un flöög utenann. Hinner dä Host seet geroaj'n Hoas, dä kriggt'n Schreck, springt up un ritt ut, wat hä kann. De Lü denken nu, dat is dä jung Äsel, dä is ut dat Ei sprungen, und nu lopen's all hinnerhä — dä Schult und de Kotze un Mutter Kestnersch — un willen em griepen. Aber dä Hoas kümmert sich goar ni drüm un löppt ümmer düller, wat't Tügg höllt. „Hieß, Hieß“, rüppt Mutter Kestnersch, „kennst mi da goar ni? Ick bin doch dien Mutter, ick hebb di doch utbröijt!“

Nr. 11 Kloaj (Kladow)

De Jongers hier sind ni up't Muul fallen

König Fritz is ees mit sienen Adjutanten öawer Land föhrt. Wie's nu so beid föhren, doa koamen's ran an enen Jungen, dä plöögt doa mit twee Osse. Doa seggt dä König to den Adjutanten: „Nu wi'w ma doa bi den Jungen ees anhollen, ick will em moal wat froage.“ „Na Majestät“, seggt dä Adjutant, „loaten S' sich aber ni to sehr mit em in, de Jongers hier sind ni up't Muul fallen.“ „Dat is egoal“, meint dä König. Wie nu dä Jong an't Enn rangeplöögt kümmt, lött Oll Fritz anhollen un seggt to den Jungen: „Wääm gehören ji drie Osse?“ „Twee gehören mienen Herren, und dä drüdden kast am Moars lecken“, seggt dä Jong. „Dunnerwetter“, denkt dä König, „mien Adjutant hett doch recht.“ Nu föhren de beid werrer wi'er un noa'n Hüschkä koamen's werrer noa enen Jungen ran, dä plöögt doa ok. „Jong, wat is't Uhr?“ fröggt dä König ditmoal. „Dat weet ick ni, ick hebb keen Uhr.“ „Na wo wettst da da, wenn't Middag is?“ „Wenn ick't erst Moal schieten mutt, da is't Kleimiddagstiet, un wenn mi't tweet Moal schittert, da is't Middag!“ Ditt hett nu den König so recht gefallen, dat dä Jong so schlagfertig weer. Hä nemmt sien Uhr ut't Tasch un seggt: „Ta, Jong, diss Uhr schenk ick di. Nu bruckst di ni mehr noa't Schieten richten, nu kast ümmer noa't Uhr kieken!“

Nr. 12 Kloaj (Kladow)

Kinderreim

Knappendräger Langbeen,
steihst up'n Dammsteen,
hest rooj Strümp an,
löppt as'n Ädelmann.

Nr. 13 Kloaj (Kladow)
Neckreim

Götter⁶⁾ Schützler an't Enn,
Westphoal mit't scheew Lenn,
Fritz Hööwner backt Wittbrot,
Schmeckt Kröger Bernd ok ganz goot,
Fritz Bähr nippnapp
Schitt'n Preester in't Stippnapp,
Karl Barnsee schlacht'n Kalw,
Schacken nähmen't halw,
Oll Schult nemmt't Roahr⁷⁾,
Krischo Rösler bröllt as e Boar⁸⁾,
Karl Rösler Wittröow⁹⁾
Is mit Krischo Barnseen't ganz Joahr bös,
Fritz Schützler kiekt dörch'n Bräjertuun,
Götter Röslern sind all Eier verfuult,
Köster mit'n Pickhoamer
Schleit Krischo Bährn vör't Pißkoamer,
Krischo Rösler mit'n witten Schimmel
Nemmt Ernst Hoaken mit noa'n Himmel.

Nr. 14 Kloaj (Kladow)
Dä Buer und dä Preester

1. As ees'n Buer van hoaken¹⁰⁾ kamm,
Do tratt em so groot Hunger an,
2. Und as dä Buer noa Huse kamm,
„Wat hest mi koakt, mien Wiewekä?“
3. „Ick hebb di koakt nen dicken Brie
Un sett di'n Schöttel Fleesch doabi.“
4. Un as dä Buer nu satt un att,
Do rustelt in de Koamer wat.
5. De Fru de seggt „Dat is dä Wind,
Dä rustelt mit de Koamerklink.“
6. „Da mutt'k ma erst alleen upstoahn
Un mutt ma erst noa't Koamer goahn!“
7. Un as dä Buer in't Koamer kamm,
Doa satt dä Poap un gluupt em an.
8. „Wat deist du hie in mienen Huus?
Ick koam joa ni in dien Klabuus.“
9. „Ick wull dien Fru de Bidd verhör'n
Un ähr den Katechismus lehr'n!“
10. „Wat deist du dat bi Doag da nich?
Da bruckst du keen Laternenlicht.“
11. „Bi Doag da hebb ick goar keen Tiet,
Da mutt ick hen noa anner Lü.“
12. Do nehm dä Buer nen Ieserpeek
Un schlög den Poapen, dat hä scheet.
13. Dä Poap dä scheet in't Botterfatt,
O zapperlot, wo prastelt dat!
14. So mutt dat all de Poapen goahn,
De hen noa fremmen Fru'slü goahn!

Nach jedem Vers folgt der Refrain: didel jup jup jup, hei dal lala,
didel jup jup jup, heidal lala.

⁶⁾ Gottfried.

⁷⁾ Röhre, Luftröhre.

⁸⁾ Bär.

⁹⁾ Weißrübe, Spitzname wegen der hellen Haare.

¹⁰⁾ veraltetes Wort für pflügen (mit einem Haken pflügen).

Zum Lautstand

1. hochd. „Ende, Lende“ lauten im Kladower Platt „Enn, Lenn“ im Gegensatz zum Norden des Kr. Greifenhagen, wo diese Wörter „Inn, Linn“ lauten. (Vgl. Tita, Die Greifenhagener Mundart)
2. hochd. „alt“ lautet „olt“, während der Wandel von kurzem —a— zu offenem —u— im Norden des Kr. Greifenhagen (ult) ein Hauptmerkmal der hinterpommerschen Mundarten ist (vgl. Tita a. a. O.)
3. die Formen „du gehst, stehst, schlägst, tust“ und er „geht, steht, schlägt, tut“ lauten in Kladow du „geihst, steihst“ usw. mit —ei—, während einige Orte des nördl. Kreises Greifenhagen, aber auch Nipperwiese im Süden ein langes —e— aufweisen
4. urspr. inlaut. —d— zwischen Vokalen wird wie in Nipperw. und Selchow zu —j—: Kloaj, Broaj, geroaj, bröje, de Fäjern (Kladow, Braten, gerade, brüten, die Federn)
5. das aus urspr. —d— entstandene —j— schwindet nach langem —i— und —ü—: wi'er, Lü' (weiter, Leute)
6. inlaut. —g— nach langem —i— schwindet in: kri'e (kriegen)
7. auslautendes —n— in unbetonter Silbe schwindet nach langen Vokalen, stimmhaften Reibelauten und Zischlauten in der Mundart von Kladow wie in Nipperw. und Selchow: kri'e, froage, se fröge, noa'n hoge Barg, Woche, mit frische Täär, Osse (kriegen, fragen, sie fragten, nach einem hohen Berg, Wochen, mit frischem Teer, Ochsen).

Im Gegensatz zu den noch neumärkisch gefärbten Sprachproben der Orte Nipperw. und Selchow ist festzustellen:

1. „anderer“ bleibt ohne Umlaut: anner (neumärk. änger)
2. das lange —e— in der 2. und 3. Pers. Sing. Präs. der Verben gehen, stehen, schlagen, tun wird zu —ei—: du geihst usw. (Nipperw. du gehst usw.)
3. vor —k, b, m— erscheint langes, offenes —o— (vgl. engl. all, water) in: moaken, stoaken, Oabend, koamen (machen, gesteckt, Abend, kommen) statt in Nipperw. und Selchow: maken, staken, Abend, kamen
4. das lange —ä— vor —k— wie in „Mäken“ usw. ist nicht so tief guttural wie in Nipperw. u. Selchow
5. es findet keine Brechung von langem —ä— zu —eä— und von langem, offenem —o— (engl. all) zu —oä— statt, es heißt vielmehr: vää'l, nähmen, loaten (viel, nehmen, lassen)
6. es findet keine Brechung von langem —e— vor —r— zu —iä— in den Wörtern „mehr, sehr, erst“ statt
7. —nd— wird zu —nn— in „Enn, Lenn, unner, hinner, funnen“ (Ende, Lende, unter, hinter, gefunden), während Nipperw. u. Selchow in diesen Wörtern —ng— haben: „Eng, Leng, unger, hinger, fungen“.

Zum Wortschatz

Eine Eigenart stellen die Bezeichnungen „Klei Middag“ für „Zweites Frühstück“ und „Knappendräger“ für „Storch“ dar.

Insgesamt ergibt sich, daß die Mundart des im Süden des Kreises Greifenhagen gelegenen Kladow im Gegensatz zu den Sprachproben der Orte Nipperwiese und Selchow, die auch im südlichen Kreisgebiet liegen, schon als rein pommersch, genauer mittelpommersch zu bezeichnen ist.

Doa is ees'n Buer west, dä heet Hans Hildebrand. Bi sien Fru doa kemen ümmer vää Liebhaber, un se geew dann ümmer son klein Fete. Ees hebben nu de Buerfru und dä Köster und dä Preester'n Landreis moakt un hebben öäwer Nacht müßt bliewe in'n Gasthoff un hebben all dree in een Stuuw müßt schloapen.

Nu hett dä Preester gern wutt bischloapen bi de Buerfru, aber dä Köster schleep no ni. „Dä Köster schlöppt no ni“, flüstert's to'n Preester, „so lang mööt'w no töwe!“ Noa'n Husch seggt dä Preester to äh: „Nu treck ma den Köster'n Hoar ut'n Oarsch! Wenn hä dat uthöllt, da schlöppt hä!“ Dat hett de Fru ok moakt, und dä Köster hett sich ni mehr mellt, un do is dä Preester bi de Buerfru in't Bedd klabbert un hett bischloapen bi ähr.

As's nu werrer to Huus weren van ähr Reis, kemen dä Preester und dä Köster ok werrer öfter hen bi de Fru, un se geew dann ümmer son klein Fete, un ähren Mann schickt's vörhäär ümmer noa't Stadt, hä süll ähr Medzien un Tabletten hoalen, se weer so krank.

Dat dä Mann nu werrer ees unnerwäges is noa't Stadt to lopen, begäget em dä Buttkenroager, dä is ümmer bi Hildebranden koamen un is bi em ok öfter öäwer Nacht bläwe. Nu kloagt Hildebrand dat den Buttkenroager, dat sien Fru all Ogeblick krank is un hä ümmer Medzien mutt ranhoalen för ähr. Doa seggt dä Buttkenroager: „Doa waar'k di mit vaneen helpen¹²⁾. Sett di ma in mien Buttck, un da nähm ick di met noa Huus bi dien Fru.“ Hildebrand klabbert nu ok rin in de Buttck, un as dä Buttkenroager noa Huus keem met em, stellt hä sien Buttck up't Bank hen doa dicht bi, wo ok dä Köster und dä Preester werrer seten. Nu hebben's erst alltohoop'n klein Fete moakt und düchtig äten un drunken — de Buerfru dacht joa, ähr Mann weer in't Stadt — un do fängt dä Preester met ees vör de Buerfru an to singen. „Wann werden wir wieder zusammenhalten?“, und de Fru singt „Darüber lasse ich den lieben Herrgott walten“, und dä Köster singt „Dann werde ich keine Haare mehr im A . . . behalten“. Nu süll aber dä Buttkenroager ok no'n Enn singen, un hä singt

„Hörst du ni? Hans Hildebrand
Sitt in de Buttck, steiht up de Bank“.

Do seggt dä Preester, dat Enn süll hä ma no ees singen, un hä singt werrer

„Hörst du ni? Hans Hildebrand
Sitt in de Buttck, steiht up de Bank“,

un met ees sett Hans Hildebrand rut ut de Buttck un steiht nu vör'n Preester un bekiekt sich de Herrlichkeit.

Doa hebben dä Köster und dä Preester'n dicken Kopp kräge un hebben moakt, dat's sind weg koamen.

Weder im L a u t s t a n d noch im W o r t s c h a t z unterscheidet sich die Mundart des Dorfes Kehrberg von derjenigen des Nachbarortes Kladow.

Ick as Üllster tohuus müßt bet vürzähn Joahren bi Großmuttern schloapen. — In de Hunndoagsfärien, wenn dat ni groad tom Bäsingplücken ging un wenn da son Gewitterschwööl in't Luft leeg, seggt Großvoater: „Dit is de richtig Tiet, nu mööt'w angeln goahnen, hüüt bitt de Oal. Am besten, wie goahnen so Klock een in't Nacht los bet noa'n Hühnerberg un koamen groad, wenn de Sunn upgeht, torecht.“

¹¹⁾ Hausierer, der seine Ware in einem Kasten (Buttk) trägt.

¹²⁾ darüber werde ich dich aufklären.

Oabends vöhrhär wörr de Wecker stellt, Kaffee tom Upwaarmen torecht stellt, un dunn ging dat to rechten Tiet to Bedd. Wenn de Wecker anfäng to rasseln, seggt Großvoater ganz heemlich to mi: „Jong, nu is't Tiet, stoah up, ick hebb'n Kaffee all fertig“. Angelrood, Angelbüdel un Fischnett in't Hand un denn ging dat los!

Wenn wi dachten, wi weren de ersten an't Ihn, dann was de oll Lettow all doar un reep va wieden: „Juch kiek doch de Boars all hinnen rut!“ „Na, bitt he hüüt?“ „Ach, he will ni recht, he hett no keen Tähn.“ In Wirklichkeit oawer harr oll Lettow all in't Nacht sien Oalschnöör schmäten un was unner't Heuhoop kroapen un harr up'm Oal luert un'n Büdel all vull.

Wi kehrten oos nu wierer nich üm em un fügen ok an to anglen. „Jong, nimm'n dicken Pieroatz un denn dreemoal rupspucken, denn kriggst ok wat! Legg ma hier rin, ick goah fufzig Schritt wierer un versöök doar“, seggt Großvoater. Mit de Tiet harr ick denn ok'n poar Fisch, Stücker teng, twölw tosammen, Boars un Kuullboars, un reep Großvoatern to: „Wat is dat denn bi di, hett he bi di ok all bäten?“ „Na, ick hebb all schönen Boars rut un ok all'n Oal von'n drevürtel Pund. Ener is mi afgoahnen, oawer för hüüt hebben wie noog, wi goahnen so sacht los noa Huus.“

Wi güngen dann glik quär dörch, üm'n Stück Wegg aftoschnieden, un weren Klock elben all werrer to Huus. Großmutter freut sich nu ganz mächtig un seggt: „Diss wi'w ma witt koaken, schön in Soahn, un de annerten waarden wi oos broadened.“ Tom Middag eten wi oos richtig satt an Fisch un Pantüffel, un tom Oabendbrot bleew ok no genoog öäwrig.

Z u m L a u t s t a n d

1. „alt“ lautet in Gollnow „ult“ mit offenem –u– vor –l– + Zahnlaut, dazu der Umlaut –ü–: ick as Ullster (ich als Ältester)
2. „euch“ lautet „juch“ (so auch im nördlichen Teil des angrenzenden Kr. Greifenhagen)
3. langes –e– bleibt in „he geht“ (so auch teilweise im angrenzenden Kr. Greifenhagen)
4. „uns“ erscheint als „oos“ mit Verlust des –n– (so auch im größten Teil des Kr. Greifenhagen)
5. urspr. inlautendes –d– zwischen Vokalen bleibt im Gegensatz zu den Sprachproben von Nipperwiese, Selchow, Kladow, Kehrberg, wo es sich zu –j– wandelt, in Gollnow erhalten: groad, Angelrood, broadened, schnieden (gerade, Angelrute, braten schneiden)
6. dieses urspr. inlaut. –d– wird gelegentlich zu –r– in: „wierer“ (weiter) neben va wiedem“ (von weitem)
7. auslaut. –n– in unbetonter Silbe bleibt im Gegensatz zu Nipperwiese, Selchow, Kladow, Kehrberg, wo es teilweise schwindet, in Gollnow d u r c h w e g erhalten: Färien, schmäten, am besten, wi dachten.

Z u m W o r t s c h a t z

Für „Kartoffeln“ sagt man in Gollnow „Pantüffel“ – nicht „Nudel“, das in der Sprachprobe von Selchow begegnet – und für „Beeren“ heißt es in Gollnow „Bäsing“, für „Regenwurm“ sagt man „Pieroatz“.

Insgesamt zeigt diese Sprachprobe von Gollnow mittelpommersche Merkmale, nur das offene –u– in „ult“ weist nach Hinterpommern hin.

Kreis Pyritz

Nr. 17 Pyritz-Ullstadt (Pyritz-Altstadt)

Neckreim

Christoffel an't Inn,
Nack mit't loahm Linn,
Gurr kiek öwer'n Tuun,

Ploath nimmt't Schipp un schleet'n up't Muul,
 Thätner is'n ull Pinkfitz,
 Schuld't de is ni von hier,
 Stang möckt de Lüüj uk ni bang,
 Barg is'n Koh-höjer,
 Doaber is'n Kohküter,
 Boagmüll is'n Branttwiensuper,
 Lenhard gefüllt dat uk ni goot,
 Mullhauer is'n Humpelmann,
 Hammermeister schlacht'n Kalw,
 Götzke nimmt't uk gern halw,
 Wulfgram de woahnt an'n Diek,
 Stöffen de kiek't uk ni wiet,
 Schwartlow geht hinne rut,
 Heimann schnitt'n Hingst ut,
 Speltstöter seggt: „Waad dat uk goot?“,
 Marwitz mit den breje Hoot,
 Brüswitz seggt: „De is för Sunn un Räge goot.“

Nr. 18 Breetsch (Brietzig)

Im benachbarten Megow macht man sich über die Sprache der Brietziger lustig:

Doa, du Noawersch, kiek emoal, doa kümmt e Schwäärk öwer't Quääkerbäärg, nu mötä wi oos Tüffl' un Strümp ut treckä un goahnä bäärft noa Huus. (Man machte sich lustig über die vielen, hinten im Hals gebildeten „ä“. Auf hochdeutsch: Da, du Nachbarin, guck einmal, da kommt eine dunkle Wolke über die Quekerberge, nun müssen wir unsere Pantoffeln und Strümpfe ausziehen und barfuß nach Hause gehen.)

Zum Lautstand

1. hochd. „alt“ lautet „ult“ im größten Teil des Kreises Pyritz, was auch für den Norden des benachbarten Kr. Greifenhagen gilt, während im Süden die Form „olt“ begegnet. Beispiel in dieser Mundartprobe: Ullstadt (Altstadt). Die Form „ult“ ist ein Hauptmerkmal der hinterpomm. Mundarten
2. hochd. „Ende, Lende“ lauten „Inn, Linn“, was auch wieder für den Norden des benachbarten Kr. Greifenhagen gilt, während in anderen Teilen dieses Kreises und im äußersten Südzipfel des Kr. Pyritz die Formen „Enn, Lenn“ begegnen. „Inn“ begegnet auch z. T. in Hinterp.
3. hochd. „barfuß“ lautet im Brietziger Platt „bärft“ mit Umlaut; Umlaut hat auch „Schwärk“, während in anderen Gegenden Pommerns die Formen „barft“ und „Schwark“ begegnen
4. hochd. „er geht, schlägt“ erscheint als „geht, schleet“ mit langem —e—
5. urspr. inlautendes —d— zwischen Vokalen wird — wie in den Textproben von Nipperwiese, Selchow, Kladow, Kehrberg — zu einem —j—: Lüüj, Kohhöjer, mit den breje Hoot (Leute, Kuhhüter, mit dem breiten Hut)
6. auslautendes —n— in unbetonter Silbe fällt, wenn auch nicht durchweg, so doch sehr oft fort, wobei dann das hochd. —e— zu einem gutturalen —ä— wird: wi mötä, treckä, goahnä (wir müssen, ziehen, gehen).

Zum Wortschatz

Eine Eigenart dieser Sprachprobe ist die Bezeichnung „Schwärk“ für „dunkle Gewitterwolke“.

Die Mundartproben von Pyritz und Brietzig sind, was die Merkmale Nr. 1 und 6 anbetrifft, als hinterpommersch, im übrigen aber, besonders nach Merkmal 5 als mittelpommersch anzusehen.



Am 19. August 1967 verstarb in Wismar im 83. Lebensjahr eine der bekanntesten und verdienstvollsten Persönlichkeiten der alten Hansestadt, der Oberstudiendirektor i. R. Dr. phil. Rudolf Kleiminger.

Von 1924 bis 1945 war er Direktor der Großen Stadtschule zu Wismar und erwarb sich in diesen Jahren in der Stadt und im Lande Mecklenburg den Ruf eines hervorragenden Schulmannes. Er war ein vorzüglicher Kenner der Wismarschen Stadtgeschichte; seine umfangreichen Studien über die Klöster Wismars trugen ihm die Anerkennung der Fachwelt ein. Die Altschülerschaft der Großen Stadtschule ist seine Gründung; sein Verdienst ist es, daß der Zusammenschluß der Ehemaligen trotz der veränderten Verhältnisse heute noch besteht.

1884 als Sohn eines Pastors in Neustadt i. M. geboren, erhielt der junge Kleiminger seine humanistische Bildung auf dem Gymnasium zu Doberan und studierte danach Mathematik, Physik, Zoologie und Botanik an den Universitäten Tübingen, Halle und zuletzt Rostock, wo er über ein Thema aus der Thermodynamik promovierte. Ursprünglich den Gedanken hegend, sich der Theoretischen Physik zu verschreiben, wandte sich der Dr. phil. dem Schuldienst zu. Nach Probejahren in Güstrow und Parchim kam er 1912 ans Gymnasium in Schwerin und wirkte dort vornehmlich als Mathematiker bis zu seiner Berufung nach Wismar.

1924 trat er das verantwortungsvolle Amt des Direktors der Großen Stadtschule zu Wismar an, in der die beiden höheren Lehranstalten für Jungen, das humanistische Gymnasium und die Oberrealschule, zusammengeschlossen waren. Durch Schulbildung und Studium der Mathematik und Naturwissenschaften war er für die Leitung der beiden in ihren Bildungszielen so unterschiedlichen Schulen gleichermaßen vorbereitet. Seine Schüler zu innerer Freude an geistiger Arbeit zu führen, in ihnen das Gefühl für Pflicht und Verantwortung im Kantischen Sinne zu wecken — Kleiminger kannte sich in der Philosophie des Königsbergers genau aus —, die Schule zu einer Gemeinschaft werden zu lassen, in der Freiheit und Selbständigkeit aus innerer Bindung gewährt sein sollte, war sein erklärtes Ziel als Direktor.

Sein universales Wissen und Können und seine organisatorische Begabung wiesen ihm von Beginn seines Direktorats an die Stellung des Primus inter Pares zu. Er verstand es, das Kollegium mit leichter Hand zu lenken und eine Atmosphäre des Vertrauens und der Freiheit im pädagogischen Bereich zu schaffen, so daß beide Anstalten sich unter seiner Leitung in gegenseitiger geistiger Befruchtung zu höchster Leistung entwickelten.

Dank seines ausgezeichneten Gedächtnisses kannte er jeden Schüler und verfolgte wohlwollend und ermunternd dessen Schul- und oft auch Lebensweg. Sein Urteil zeugte von großer, unbestechlicher Menschenkenntnis, aber auch ebenso von verstehender Liebe. Die warmerherzigen Nachrufe an seine gefallenen Schüler sind unvergessene Beispiele. Seine menschliche Wärme und sein Humor und Frohsinn — Reuter war sein Lieblingsdichter — brachten ihm die Liebe und Zuneigung seiner Schüler wie ebenso die Achtung und das Zutrauen der Bürger Wismars ein.

Neben der Arbeit in der Schule hatte Kleiminger schon bald nach seinem Dienstantritt in Wismar sein Interesse der Stadtgeschichte zugewandt. Bei den umfangreichen Quellenstudien kam ihm seine humanistische Bildung zugute — das mittelalterliche Latein las er fließend. Seine Forschungen in den Archiven ergänzte er durch erfolgreiche Ausgrabungen. Schon 1934 erschien die Geschichte des Klosters, auf dessen Boden die Schule stand: „Das Graue Mönchskloster zu Wismar“. 1938 folgte dem Buch ein ebenso gründliches Werk über „Das Schwarze Kloster in Seestadt Wismar“. In den Jahren nach dem Kriege schrieb er eine umfangreiche „Geschichte der Großen Stadtschule in vier Jahrhunderten“ von ihrer Gründung 1541 an, in der hinter dem Besonderen des Geschehens in Wismar die Geschichte der höheren Schule seit der Reformation sichtbar wird; wegen der Ungunst der Zeiten konnten die Bände nicht verlegt werden, erscheinen aber seit Jahren in Fortsetzungen in den Mitteilungen der Altschülerschaft. Eine Geschichte der Familie Kleiminger, die aus Glaubensgründen einst Kärnten verlassen hatte und nach Ostpreußen ausgewandert war, folgte. 1962 erschien das letzte ver-

öffentliche Buch „Das Heiligengeisthospital in Wismar in sieben Jahrhunderten“. Eine Studie über St. Jacob, ein anderes Hospital der Hansestadt, blieb unvollendet. Aus allen Büchern spricht die Freude des Verfassers am Gegenständlichen, an der farbig geschilderten Einzelheit; in ihnen sind aber genauso meisterhaft die historischen und kulturhistorischen Entwicklungen sowie wirtschaftlichen und soziologischen Zusammenhänge herausgearbeitet.

1945 hatte Dr. Kleiminger die Leitung der Schule niederlegen müssen. Als Lehrer aus Passion hat er neben der verstärkt betriebenen schriftstellerischen Tätigkeit weiter an der Schiffbauakademie unterrichtet und bis hoch in den wohl verdienten Ruhestand hinein manchen jungen Menschen in die Anfangsgründe seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, eingewiesen.

Die Stadt Wismar hat in dem Verstorbenen eine der profiliertesten Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte verloren.

Unter den Trauernden ist unübersehbar die große Schar seiner ehemaligen Schüler, die voller Liebe und Zuneigung an ihrem Direktor hingen. Sie werden dankbar die Erinnerung an ihn bewahren und weitergeben.

Joachim Grehn

Reinhard Barby zum 80. Geburtstag

Am 8. Oktober 1967 vollendete der weit über die Grenzen Mecklenburgs hinaus bekannte Eiszeitforscher, Meteorologe, Limnologe und langjährige Mitarbeiter in allen Sparten der Heimatforschung und des Naturschutzes: Reinhard Barby in Feldberg/Meckl. sein 80. Lebensjahr.

In einem kleinen Artikel zu diesem Tag erzählt er selbst, wie beim ersten Besuch in Feldberg 1908 ihn „die Liebe auf den ersten Blick“ packte und nicht wieder losließ, so daß er seinen späteren Wohnsitz völlig dahin verlegte. Seiner Sehnsucht nach der idealen Heimatlandschaft entsprach Feldberg vollkommen. Ehe noch die Eisenbahn und das Schotterwerk bestanden, als noch kein Autoverkehr das abgelegene Feldberger Gebiet störte, lebte die Landschaft mit ihrer geologischen Eigenart, ihren bezaubernden Seen und herrlichen Buchenwäldern sich selbst und ihren Menschen.

Durch ein langes Leben konnte sich diese Liebe nun bewähren. Die Landschaft behielt zwar im Ganzen ihren Charakter, aber Zeit und Entwicklung verlangten manches Sichbeugen. Das Feldberger Schotterwerk, der verstärkte Verkehr durch Eisenbahn und Kraftfahrzeug, Motorbootbetrieb und Fremdenverkehr konnten der Landschaft nicht das Einmalige nehmen, riefen aber zum ständigen Achthaben auf. Da hieß es behutsam eingreifen, um nichts zu verderben, — hier biegen, dort abwenden und bewahren und gleichzeitig andere Lösungen vorschlagen. Alle Aufgaben vertieften nur die Liebe und ließen sie zur Vollendung reifen.

Neben der Arbeit für die engere Heimat liefen größere Forschungsaufträge, wurden Wander- und Stadtführer herausgegeben. Vorträge mit eigenen herrlichen Farbdiapos und Landschaftsführungen blieben eine ständige Verpflichtung. Über 1000 Zeitungsartikel gaben Freude und Anregung. Der biologische Sinn von Wetter und Wasser, Pflanzen- und Tierwelt wird gedeutet. Im Höhepunkt alles Erlebens aber steht immer das geologische Werden dieser einmaligen Landschaft, wie auch ihre Ur- und Frühgeschichte (Rethraforschung).

Zum 80. Geburtstag wurden Herrn Barby in seinem Häuschen über dem Haussee (das 1953 abbrannte und mit unsäglicher Mühe wieder aufgebaut werden konnte) viele Ehrungen zuteil. Aber damit ist das Lebenswerk dieses unermüdeten Mannes noch nicht abgeschlossen. Herr Barby steht mit unverminderter Freude auch heute noch mitten in der Arbeit, zu der ihm die Kraft noch lange erhalten bleiben möge!

E. Gotsmann



Uns' plattdütsch Eck

Reuterzitate

De dümmsten Jung's koenen en jung Mäten von soebenteihn Johren an de Näs' rünnerledden, un Kirls, de stats en Hart en Povist unner de West dragen, koenen so'n junges Hart gewinnen, blot de armen Schelms, de en beten von 'ne Narrenjack anhewwen, kamen nich taum Zweck, denn nicks stürt de junge Leiw düller as t' Lachen.

*

T'giwwt tweierlei Gedanken: de einen, de ut den Kopp kamen, sünd as de Voegel unner den Hewen, sei kamen un gahn, un de laten sik ok fortschüchtern as de Voegel, aewer de annern, de ut den Harten kamen, sünd as de Planten up den Fell'n, sei stahn wiß in ehre Wörteln, un wer sei verdriven will, de möt sei utriten ut den Harten, un dat deiht weih un makt dat Hart bläudig.

*

En Kinnerhart is bald tröst't; un verlangt en Bom en düchtigen Regen, so ward en Grashalm all nah en Daudruppen frisch.

*

Trösten is dat lichtste Geschäft vör den, de mit Redensorten baben den Harten weg en Trurigen einen Beweis von sin Höflichkeit gewen will, aewer 't is dat swönkste Geschäft, wenn einer sin Hart, bet an den Rand vull Leiw, in en anner bedürftig Hart utgeiten mügg't un dorbi fählt, dat all de Leiw, de man beiden kann, nich utreikt, dat arme Hart tau nige Hoffnung lebendig tau maken, un dit swor Geschäft ward tau 'ne Unmoeglichkeit, wenn einer an sinen Trost nich glöwt.

*

Aewer wer hassen will, möt sik ok gefallen laten, dat hei wedder hasst wird.

*

Wenn denn uns' Herrgott süht, dat so'n Hart wacker striden deiht gegen dat Unglück un dornah tracht't, trotzdem Gaud's tau wirken un tau schaffen, denn helpt hei wider, un hei schickt mannigen Taufall tau Hülp, an den keiner dacht hett. Taufall nennen dat de Minschen, aewer wenn einer richtig tausüht, denn is dat 'ne Folg von vele annere Folgen, von de de eigentliche Ursak uns blot verborgen is.

*

Es ist grad so, wie mit en Pferd und en Garten und en Haus; man freut sich, wenn man se kriegt, und man freut sich, wenn man se is los. (Moses)

*

Denn wenn en trugen Vader un en leiwes Kind sik beraden, för dat ganze Leben sik beuden, denn sprekt uns' Herrgott dor mit in, un't is nich for de Welt, 'tis blot för de beiden.

*

Un so as jedes Hus sine eigene Kakeri hett, so hett dat ok sine eigene Snackeri, den einen beleiw't dat Gericht so un den annern so, un jeder makt sik dat för sinen Mund taurecht un bidd't sinen Nahwer dorup tau Gast.

*

De Minsch sall seindag' nich seggen, wat ne Sak is; vör allen sall hei aewer nich den Düwel an de Wand malen, denn hei kümmt velmals, ahn dat einer em röppt, hei kümmt ungeladen.

*

Nich de Gaw, ne de Gewer un de Willen is de Hauptsak bi't Wihnachten.

*

Denn de Dod und dat Hartled makt allens glik; de Vörnehmen bögen sik unner Gottes Hand, wil dat sei weiten, dat sei vör em nicks sind, un de Niedrigen richten sik up, wil dat sei weiten, dat dat Mitleid, wat in ehr red't, von Gott stammt.

De Lüüd' seggen, en slichten Kirl smitt mit de Tid en heimlichen Grull up den, de em mal Wolldahten hett tauflaiten laten; 't is moeglich, aewer 't is nicks gegen dat heimliche Gnagen un Bohren von den Grull, den en swack Minsch up einen annern smitt, de allein up de Welt en legen Streich von em kennt. So'n Grull kümmt nich mit enmal, as de helle Haß, de ut apenboren Strid un Zank geburen ward, ne, lüüt un allmählich bohrt hei sik in dat Hart, as de Dodenwurm in den Drag'balken, un frett sik wider un wider, bet dat ganze Hart von en groten Wedderwillen vull is, as de Drag'balken vull Wormmehl.

Ernst Rosenhaimer

Mäkelnbörger Snack

Jeder Minsch hett sin Krüz, säd de Windmöller, blot min is dat gröttst. — Wat sall sonn' Unsinn, säd de Buur, as de Iserbahn ahn em afföhrt. — Allens mit Maten, säd de Snider, dunn drück he de Boddermelk ut'n Fingerhaut. — Ja, säd de Muskant, un spält doch, wat he wull. — Ik bün ok musikaalsch, säd de Jung, dunn blaast he de Supp.

Ät di satt, holl die glatt un gah nich scheif, denn hebben di de Mannslüüd leif. — Borgen makt Sorgen, wenn nich hüt, so doch morgen. — 'n lütten Stein kann einen schamfieren de Bein. — Grote Schötteln un wenig dorin gifft smalle Backen un spitzen Kinn. — Wokein lang' slöppt un denn löppt, dat 's bäter, as wer fröh upsteiht un gor nix deit. — Solang' de Piep Tobak noch smeckt, steiht de Dod noch nich achter't Heck.

Du freust di to en Blömeken, dat an den Weg di bleuht;
freu di ierst recht to'n Minschenhart, dat einmal för di sleit. —

Minsch, segg, wat kiewst du mit din Wief? Hest du dat al vergäten,
as du ins gläunig to ehr sädst, du harrst ehr leif to'n Fräten? —

Lang' lävt, de hartlich lachen kann; Suurpott is riep för'n Knakenmann. —
To rechter Tiet dat Muul upmaken — un faat di kort in alle Saken.

Dat is glik in'n Anfang wäst, as uns' Herrgott de Welt un de Minschen makt hett. Dor hebben Adam un Eva malins ehrn Middagsnick hollen. Adam hett waakt, un Eva is'n bäten indrusselt. As se dor nu so liggen, kümmt en lüüt Imm anfleigen, de sett' sik grad up Eva ehrn Mund un nippelt dor an. Adam süht dat und denkt: Wat söcht de Imm blot up min Fru ehrn Mund? Dat wist doch ok mal versöken. — He weit dat nu nich anners antofangen: As de Imm wegflagen is, kümmt he bi un drückt sin Lippen up Eva ehr. Bi dat Nippeln hett oever de Imm ehrn Honnig up Eva ehr Lippen ver-luren, un dat smeckt ja nu hellschen sööt. Dor hett Adam sik dat Smüstern bi anwennt, un so hebben de Minschen de lüüt Imm dat to danken, dat dat Küssen up de Welt kamen is.

*

Fröher sünd de Pier nachts ümmer hött worrn. Wenn denn de Pierjungens in Feld wäst sünd, denn is Gälknoeker (ut de Rostocker Heid) kamen un hett de Klocken tau-stoppt, dat de Jungens de Pier nich finnen kunnen. Denn hebben de Jungens ümmer wat roeverkrägen, indäm dat sei nich hüürt harrn, dat de Pier weggahn sünd. — Gälknoeker hett ok tau de Jungens seggt, wenn sei in Not kemen, denn süllen sei tau em kamen, un hei wull ehr wedder helpen. Hei hett ok hulpen, bet taulezt en Stimm ropen hett: „Bullerjahn hett Kullerjahn dotslaan.“ Dor keem hei nich mihr.

*

En Preister müch so giern de Pött utlicken, wenn wat Gauds kaakt wier. Sin Koeksch müch dat oever ok giern. Malins harr hei en Sellschop, donn sär hei tau de Koeksch: „Du kannst mi dat naast sonn' bäten dörch de Blaum tau verstahn gäven, wenn't Tiet is.“ — As dat sowiet is, makt de Koeksch de Döör apen un röppt: „Dörch de Blaum, Herr Paster, willen Sei den Pott utlicken orer sall ik dat daun?“

*

Allerwägens sünd Gefohren bi. In Punschendörp harr de Köster mal inne Schaul den Hund vörhatt un de Gören verklort, dat de Fründschop mit den Hund nich alltau

grot wäsen dörf un dat sei sik jo un jo nich von 'n Hund lecken laten süllen; denn dor künn tau licht en Krankheit bi oeverdragen warrn. — „Dat stimmt“, meint dunn ein von de Jungs. „Min Tanten Miken, dei harr 'n Hund, dat heff ik seihn, den hett sei 'n Kuß gäven.“ — „Pfui, pfui“, schimpft dunn de Köster, „so wat sall de Minsch ni nich daun, dat is heil gefährlich!“ — „Ja, dat is wohr“, meint dor de Jung, „ein Wäk later, dunn wier de Hund dot!“

*

Körling is söß Johr olt worm, un sin Vadder bringt em tau'n iersten Mal na de Schaul. All de annern lütten Jungs un Dierns sitten al dor. Weck lachen un weck maken ok bedräuvte Gesichter. Bi lütten kriggt de Köster dor jo nu Ordnung rin. As hei sik all de Namens upschräven hett, seggt hei: „So, nu hüürt mal tau! Wenn ein von juuch wat weiten will, denn mütt hei den Finger hochwisen.“ — Dunn böört Kör- ling glieks den Finger hoch. De Köster fröggt em: „Na, min Jung, wat wist du denn?“ — Dunn seggt Körling: „Ik wull giern mal weiten, wenn ihr as dat Ferien gifft?“

*

Uppe Strat schriet sonn' lütten sößjöhriegen Jung luudhals. Hei is bang' vör'n groten Hund, dei em gor nix nich daun will. Dunn kümmt de Köster längs de Strat un begäuscht den lütten Bengel: „Brukst kein Bangnis hebban“, seggt hei, „dei deit di nix. Kiek mal, wo fründlich hei mit den Stiert warvelt!“ — „Ja“, böllt Körling, „vör dei Siet heff ik ok kein Bang!“

*

De Jung kümmt in de Aptheik un förrert 'n bäten Insektenpulver för de Flöh. „Schön, min Jung“, seggt de Aptheiker, „för woväl?“ — „Je, tellt hebban wi sei nich!“ seggt de Jung.

H. M.

Aus der Zeit der Schule

Anfang der 20er Jahre führte in dem alten Realgymnasium in der Tiergartenstraße Bauer als Schuldienner ein manchmal hartes Regiment. Eines Morgens kommt er aufgeregt ins Lehrzimmer. „Wer ist Klassenlehrer von Quarta A?“ Ich melde mich. „Dei müttan Sei mal düchtig dei Jack vull haugen, dat is ja 'ne ganz böse Gesellschaft.“ „Wat is denn los, Bauer?“ „Sei hebt dor dei ganze Tafel vulsmert, meine süße Maus und all son'n Kram.“ Ich gehe mit ihm. Da steht an der Tafel: Flüsse — Fluß, müsse — muß, ein Rest aus der letzten Deutschstunde über die Schreibung ss und ß. Bauer, der das Pulver nicht erfunden hatte und die Buchstaben auch nicht, hat keinen Zweifel, daß „muß“ das plattdeutsche „Mus“ (Maus) sein soll und „müsse“ — nun ja, die Phantasie geht den einmal beschrifteten Weg weiter, und so war „die süße Maus“ da. — Ob es mir gelungen ist, ihn zu überzeugen? Ich bezweifle es.

*

Ein Beispiel, wie schwer es manchmal ist, sich in einem zweisprachigen Land zu verständigen: Es ist Landesschulturnfest, an dem diesmal auch die Landschulen teilnahmen. Wie üblich wurde es mit allgemeinen Freiübungen, diesmal Stafffreiübungen, eröffnet. Der Leiter des Ganzen, Otto Pfeil, gibt das Kommando: „Alles antreten, ohne Stäbe!“ Statt dem Befehl nachzukommen, läuft eine Gruppe zu der Stelle, wo sie ihre Kleidung abgelegt hat, und fängt an, die Schuhe auszuziehen. „Was ist denn mit Euch los?“ „Wi sölt ja ohne Stäwel (= Stiefel, Schuhe) anträden.“

*

Das Telephon klingelt. „X kann heute nicht zur Schule kommen, er ist stark erkältet.“ Gegenfrage: „Wer ist dort am Apparat?“ Und prompt die Antwort: „Mein Vater.“ He. Ste.

Oll Meckelborg un dat Utland

Min Mutter hadd en lütt Utlopmäten von drüttein — virtein Johr, de müßt ehr de Gäng'n besorgen un allerlei lütten Kram verrichten. De Dirn wull sik all poor Gröschan verdeenen, denn to Hus wiren vel Kinner un wullen all wat to eten hewwen. Mit den Vatter wir, glöw ik, nich vel los, he was Muskant un en „Togetreckten“, as man hir seggt. De Mutter güng alle Dag as Waschfru ut'n Hus. Enmal, as'n beten mihr to dohn is, säd min Mutter: „Dirn, lop fixing nah Hus un segg dinen Vatter Besched, dat duert hüt betten länger.“ Dunn seggt de Dirn: „Ne, dat möt ik min Mutter seggen. Min Vatter — dat's jo man'n Preuß.“

Oлга Vorbeck

Das 5. Marburger Treffen

vom 27. bis 29. September 1968 im Kurhotel Ortenberg

- Freitag, 27. September, 17 Uhr Hauptversammlung (im großen Saal)
Grundsatzreferat des 1. Vorsitzenden
Kassenbericht des Revisors
Vorstandsneuwahl (ordnungsgemäß)
Verschiedenes
- 20—24 Uhr Begrüßungsabend
Lichtbildervortrag (Dipl.-Ing. K. Anders)
- Sonnabend, 28. September, 10 Uhr Gottesdienst in der Elisabethkirche:
Pastor Wolfgang Michaelis
- 13 Uhr Gemeinsames Essen im Kurhotel Ortenberg
- 20 Uhr Gesellschaftlicher Abend
- Sonntag, 29. September, 10 Uhr Frühschoppen und Ausklang
auf der Terrasse des Kurhotels

Alle Veranstaltungen (außer dem Gottesdienst) finden im Kurhotel statt. Zur Deckung der Unkosten erbitten wir eine Teilnehmergebühr von 4,— DM pro Person. Studenten und sonstige in der Ausbildung befindliche Familienangehörige sind frei. Die Gebühr wird gegen Aushändigung eines Festabzeichens in Marburg an Ort und Stelle erhoben.

Quartierbestellungen sind unter dem Kennwort „Carolinum“ rechtzeitig an das Verkehrsbüro Marburg (Lahn), Am Hauptbahnhof, zu richten. Dieses vermittelt sodann gegen eine Gebühr von 1,— DM die gewünschten Quartiere. Diese Gebühr ist in der allgemeinen Teilnehmergebühr von 4,— DM enthalten. (Verrechnung mit dem Verkehrsbüro erfolgt durch den Vorstand.) Wünsche über eine b e s t i m m t e Unterbringung (z. B. Kurhotel Ortenberg) sind dem Verkehrsbüro bei der Quartierbestellung mitzuteilen.

Die Teilnehmer erhalten vom Büro nach A b l a u f d e r A n m e l d e f r i s t (3 Wochen vor Tagungsbeginn) einen Quartiernachweis und einen kleinen Stadtplan, auf dem das jeweilige Quartier eingezeichnet ist.

Für die Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen am 28. September ist namentliche Meldung mit Personenzahl an Zollrat a. D. Robert Buhrow, 2 Hamburg 22, Schweimlerstraße 5 bis zum 15. September 1968, erforderlich. Wir brauchen diese Meldungen dringend, da der Hotelwirt nur dann eine befriedigende Vorsorge treffen kann.

Wir bitten herzlich, Spenden für unser 5. Marburger Treffen auf das Konto unseres Schatzmeisters Walter Blank, Kiel, beim P o s t s c h e c k a m t Hamburg Nr. 218006 mit dem Vermerk „**Marburgspende**“ zu überweisen. —

Wir erwarten, daß die Caroliner und Freunde des Carolinums ihre erwachsenen Kinder einführen. Für die Jugend werden besondere Plätze bei Tisch und beim Tanz bereitgehalten.

An den Vorstand der Carolinerschaft, Schleswig, Amselstraße 45

Vater, Mutter, Onkel, Tante
Und auch sonst'ge Anverwandte
Sollten in die Tasche greifen,
Auf dem letzten Loche pfeifen,
Um dem armen Carolinum
Aus dem droh'nden Minimum
Rauszuhelfen und zu stützen
Die besorgten Vorstandsspitzen.
Walter Blank nimmt gern entgegen

Höchst bequem auf Postscheckwegen,
Was man spendet für's „Carol“
Über's kleine Beitrags-Soll.
Also, liebste Caroliner,
Strelitzer und auch Schweriner,
Spendet üppig aus den Taschen,
Füllt des Vorstands leere Flaschen,
Daß sie weiterhin uns schenken
Carolinums **GEIST** und **DENKEN**.

Hermann Brunswig, 11. Juli 1967

Bücher und Buchbesprechungen

Bodendenkmalpflege in Mecklenburg. Jahrbuch 1966. Herausgegeben vom Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin durch Ewald Schuldt. VEB Hinstorff Verlag Rostock 1967.

Die Erforschung der Ur- und Frühgeschichte Mecklenburgs ist in den vergangenen Jahren mit großer Intensität betrieben worden. Die stattliche Reihe der Jahrbücher der Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, von denen einschließlich des hier angezeigten 14 Bände vorliegen, gibt Rechenschaft über das Erreichte. Neben den Jahrbüchern sind zudem noch einige große Monographien veröffentlicht worden, die über Spezialuntersuchungen berichten und das eindrucksvolle Bild der Tätigkeit der von E. Schuldt geleiteten Forschungsstelle abrunden. Unter den gleichartigen Instituten nimmt das Schweriner durch das dort entwickelte Programm gezielt angesetzter Ausgrabungen in wissenschaftlicher Hinsicht nicht nur in der DDR eine Sonderstellung ein. Nachdem in den vergangenen Jahren in Fortführung eines von W. Unverzagt bereits vor dem Kriege entwickelten Konzeptes die slawische Archäologie durch die umfassende Ausgrabung einiger Burgwälle in Mecklenburg beispielhaft gefördert worden ist, hat E. Schuldt jetzt das Neolithikum als nächsten Punkt des Programmes in Angriff genommen. Vorgesehen ist die Untersuchung von Megalithgräbern — ein früher mehrfach verkündetes, aber niemals verwirklichtes Desiderat — und die Erforschung von Siedlungen, speziell von solchen, die von Moor überwachsen sind, und die daher gute Erhaltungsbedingungen für organische Materialien bieten. Der erste Teil dieses Programmpunktes konnte bereits in einem beträchtlichen Umfang erledigt werden. Im Jahrbuch 1965 sind 104 Seiten diesem Problem gewidmet, in dem hier angezeigten Band sogar 200!

In mustergültiger Dokumentation sind Grabungspläne von einem kammerlosen Hünenbett, von Dolmen, Großdolmen und „Ganggräbern“ sowie der z. T. umfangreiche Fundstoff veröffentlicht. Die Berichte der verschiedenen Autoren, unter denen in erster Linie E. Schuldt selbst zu nennen ist, enthalten alle notwendigen Aufschlüsse, so daß sie als endgültige Publikationen angesehen werden können. Wie vom Rezensenten schon früher betont, muß auch in diesem Falle die schnelle, unmittelbar auf die Grabung folgende Bekanntgabe hervorgehoben werden, da eine solche Maßnahme noch nicht überall die Regel ist. Dank der überlegten Auswahl der verschiedenen Gräbertypen, die nicht nur unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten erfolgte, muß Mecklenburg heute hinsichtlich der Erforschung der Megalithik an erster Stelle im nördlichen Mitteleuropa genannt werden.

Daß über dem Schwerpunktprogramm die laufenden denkmalpflegerischen Aufgaben nicht vernachlässigt worden sind, bezeugen die restlichen Beiträge, die sich mit Themen von der Bronzezeit bis zum Mittelalter befassen.

Auch diesem Band sind „Kurze Fundberichte“ beigegeben, die über die alltäglichen, in die Museen gekommenen Fundzugänge Auskunft geben. Sie bringen ein Material, dessen Kenntnis ohne diese Vorlage dem Interessenten in der Bundesrepublik verschlossen wäre.

Für die mustergültige Vorlage dieses Jahrbuches sei E. Schuldt, seinen Mitarbeitern und dem Verlag gedankt!

Klaus Raddatz

Eberhard Kessel: Wilhelm von Humboldt — Idee und Wirklichkeit. K. F. Koehler Verlag, Stuttgart, 264 S., 32,- DM.

Die Humboldt-Literatur ist in den letzten Jahrzehnten angewachsen, was bei einer so großen und eigenwilligen Persönlichkeit verständlich ist. Die Auffassungen gehen weit auseinander. **Eduard Sprangers** Bild des großen Neuhumanisten ist vielleicht das objektivste. — Nun hat Prof. Dr. Eberhard Kessel, früher Marburg, der sich durch seine **Moltke-Biographie** einen Namen gemacht hat, ein neues Werk vorgelegt. Den Lesern des „Carolinum“ ist er durch seinen Aufsatz „Die Marburger Philipps-Universität“ bekannt geworden, den wir in Heft 29 unserer Zeitschrift im Jahre 1959 veröffentlichten. Inzwischen ist Prof. Kessel längst Ordinarius für Geschichte an der Universität Mainz. Wir haben ihm ein dankbares Gedenken bewahrt und möchten glauben, daß in diesem Humboldt-Gedächtnisjahr mancher von uns, nicht nur die Historiker und philosophisch Interessierten nach Kessels neuem Werk greifen werden.

P.

Ernst Wasserzieher, Hans und Grete, 2500 Vornamen erklärt. 17., neubearbeitete Auflage (111 bis 125 Tausend), besorgt von Dr. Paul Melchers. Bonn/Hannover/München: Dümmler 1967. 167 Seiten. 8°. Kintline. 5,80 DM (Dümmlerbuch 8305).

Wie ich den Namen „Wasserzieher“ las, glitt ein Lächeln über meine Züge. Seit über 50 Jahren war ich im Besitz seines kleinen Buches „Woher“, Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Ein Zufall, die gütige Hand einer Freundin, hatte es beim Zusammenbruch 1945 mit anderen Büchern in ihren Schutz genommen. Es war mir so ein liebes Wiedersehen mit ihm beschieden. Hatte doch schon der damalige Senior der Germanistik, Univ.-Prof. Dr. Friedrich Kluge in Freiburg i. B., darauf hingewiesen. Mehrmals konnte ich auf die Frage, wie eigentlich die hohen grünen Kelche zu ihrem Namen „Römer“ gekommen seien, an Hand meines Wasserziehers die Auskunft geben, daß das Wort nichts mit den alten Römern zu tun habe, sondern mit dem deutschen Worte „rühmen“. Es war also zuerst ein Prunkglas, das bei festlichen Anlässen kredenzt wurde. — Sollte da nicht auch der oben angezeigte Wasserzieher mit der Erklärung von 2500 Vornamen ein gutes und zuverlässiges Buch sein! Wer möchte nicht gern die Bedeutung des eigenen Namens und die seiner Kinder und Kindeskinde wissen und nicht minder die seiner Vorfahren! Der Titel „Hans und Grete“, der den Wissenschaftler zuerst schockiert, zeigt sich als berechtigt, da hier wissenschaftliche Unterlagen und Literaturnachweise fehlen. Die Bearbeitung durch den Genealogen und Sprachforscher Dr. Paul Melchers aber gibt Gewähr, daß jeder, der das kleine Buch erwirbt, nicht enttäuscht wird. — Die Namen sind in deutschstämmige und fremde Namen aufgeteilt. Hierzu tritt noch eine besondere Gruppe, nämlich Namen aus Geschichte, Sage und Dichtung, eine sehr begrüßenswerte Beigabe. — Der seit 160 Jahren bestehende Dümmler-Verlag hat in Druck und Ausstattung sein Bestes getan.

G. H. P.

Rostocker Beiträge, Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte. Band 1, 1966. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1967.

Nachdem das seit 1961 herausgegebene „Greifswald-Stralsunder-Jahrbuch“ den Ostteil des Küstenbereichs zum Arbeitsgebiet genommen hat, wird dieses Jahrbuch den gesamten westlichen, altmecklenburgischen Teil berühren, neben Rostock und Wismar auch die kleinen Städte und das flache Land berücksichtigen und u. a. geschichtswissenschaftliche Themen wie auch Ur- und Frühgeschichte umfassen.

Aus der Fülle des 1. Bandes greifen wir folgende Themen heraus: Dr. Hans Jürgen Daebeler, Rostock, Rostocker Musiker der vorreformatorischen Zeit; Dr. Jürgen Gundlach, Rostock, Plattdeutsch in Mecklenburg heute, Bericht über Tonbandaufnahmen 1962/63; Dr. Rudolf Kleiminger †, Wismar, Die Große Stadtschule in Wismar.

Das letzte Thema wird die Allgemeinheit unserer Leser am meisten interessieren, nachdem wir vor Jahren in mehreren Folgen im „Carolinum“ (Heft 34, 35, 37, 39, 41) die Geschichte der Gelehrtenschule in Neubrandenburg aus der Feder von Irmgard Unger-Brückner gebracht haben. Leider mangelt uns der Platz, um ausführlicher auf die interessanten Darlegungen des vor kurzem verstorbenen Oberstudiendirektors Dr. Kleiminger über die im Jahre 1541 gegründete Schule einzugehen. So können wir nur auf einige wenige Punkte hinweisen. Von Anfang an wurden bedürftige aber begabte Schüler aufgenommen, die neben Stipendien durch die Einrichtung einer Kurrende (Kurrendeschüler), welche sich mehr als zweihundert Jahre hielt, die Möglichkeit des Schulbesuchs und damit eines späteren Studiums erhielten. Die dominierende Stellung nahm das Latein ein. Die deutsche Sprache war Niederdeutsch. Erst Jahrhunderte später lernte der Schüler das neueingeführte Hochdeutsch und nur im engsten Zusammenhang mit dem Lateinischen. Der Dreißigjährige Krieg suchte Wismar in ganz besonderem Maße heim, wodurch in der Entwicklung der Schule ein Stillstand eintrat, und erst weitere 150 Jahre später aus der Lateinschule eine deutsche Schule wurde. Wismar wurde an Schweden abgetreten. — Das neue Bildungsideal sah anders aus. Im Mittelpunkt stand das Französische, die Erziehung des jungen Menschen zum galant-homme, zum Cavalier. Rat und Rektor sprachen schon 1725 ein mit französischen Worten stark durchsetztes Deutsch. Den ersten Anstoß zur Einführung des neuen Erziehungsideals gaben übrigens paradoxerweise die Schüler. Sie hatten sich Cavalierdegen besorgt und paradierten mit ihnen in den Straßen der Stadt. — Schweden hatte auch die Oberaufsicht über die Schule, die Königin das Recht, Schule und Unterricht zu besuchen und sie besaß die Oberdisziplinargewalt über die Lehrer. — Der Rektor Laurentius Bünsow (1661–1668) war eine hervorragende Persönlichkeit und ein Organisator. Eine Art Aula wurde für Festlichkeiten ausgebaut und eine Schulordnung aufgestellt. Daraus folgendes: „Der Schüler kommt pünktlich mit sauber gewaschenem Gesicht und Händen zur Schule. Im Winter sitzt er der Kälte wegen beim Unterricht mit Mantel und Kopfbedeckung. . . Er soll sich nicht auffällig kleiden, auch keine Waffen bei sich tragen.“ — Beachtenswert als Rektor ist auch der später durch Lessing berühmt ge-

wordene Magister Reimarus (1723—1728). Er war der Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente, die Lessing veröffentlichte. — Unter seinem wissenschaftlich bedeutenden Nachfolger Magister Schomerus wurden erstmalig historische Werke lateinischer Schriftsteller gelesen, wie Caesar und Nepos. Am Neujahrstage brachten seit Bestehen der Schule die Primaner dem Rektor ihre Glückwünsche dar, wobei sie jetzt ihre Cavalierdegen trugen. Sie wurden durch die ganze Nacht mit Kuchen, Punsch, Tabak bewirtet. Es wurde auch nicht der „Landesvater“ vergessen, wobei man die Hüte auf einen Degen schlug. Am Ende zog man mit Gesang wieder ab. — Hier müssen wir unseren Einblick abbrechen, glauben aber, daß mancher Leser angeregt ist, sich den Band einmal vorzunehmen.

G. H. P.

Herbert Kluger, „Wegbereiter der Menschheit“ (Buddha, Moses, Jesus, Mohammed, Karl Marx). Gotthold Müller Verlag, München. 1967. 133 Seiten; Leinen 9,80 DM.

„Große deutsche Philosophen, die etwa zufällig einen Blick in diese Blätter werfen, werden vornehm die Achseln zucken über den dürftigen Zuschnitt alles dessen, was ich hier vorbringe. Aber sie mögen gefälligst bedenken, daß das wenige, was ich sage, ganz klar und deutlich ausgedrückt ist, während ihre eigenen Werke, zwar sehr gründlich, unermessbar gründlich, sehr tief sinnig, stupend tief sinnig, aber eben so unverständlich sind. Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat? Das Volk hungert nach Wissen und dankt mir für das Stückchen Geistesbrot, das ich ehrlich mit ihm teile . . .“ so schrieb Heinrich Heine zu seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“. — Man könnte kaum treffender auch von den fünf Essays reden, in denen Herbert Kluger die Gestalten und das Wirken von Buddha, Moses, Jesus, Mohammed und Karl Marx für den fachlich nicht vorbelasteten, aber am geistigen Geschehen interessierten Leser zu neuem Leben beschwört.

Dem 1962 gestorbenen Verfasser, in dessen hinterlassenen Schriften diese Versuche gefunden wurden, lag nichts ferner als ein Wettstreit mit der unmeßbar gründlichen und stupend tief sinnigen Fachliteratur, die — so hoch sie auch einzuschätzen ist — leider immer mehr zu einer unzugänglichen Kornkammer wird, zu der nicht nur das Volk, sondern auch der nicht ausgesprochen fachkundig Gebildete kaum noch einen Schlüssel findet. Hier ist in Wahrheit von einem Wissenden ein Stückchen Geistesbrot ehrlich geteilt. Daß dieses mit einer Fülle einprägsamer Einzelzüge und in oft überraschend zeitnahen Vergleichen geschieht, wobei schon der hinreißende Stil das Werk weit über das übliche ‚Volksbildungsniveau‘ hinausgeht, macht die Lektüre des auch äußerlich mit viel Sorgfalt und Liebe gestalteten Buches zu einem hohen geistigen Genuß.

Ein Nachwort von Wolfgang Koeppen vermittelt dem Leser ein Bild der Persönlichkeit Herbert Klugers, der als Mäzen, Verleger und Autor, als Mensch und als Freund, eine der liebenswertesten Gestalten der Münchner Bohème, allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben wird.

Gerd Tolzien

Gerd Tolzien, Katrin, Novelle mit 6 Zeichnungen von Hermann Koller, Stefan Schwarz Verlag, München, 1967, Leinen, 12,— DM.

Von den Werken Gerd Tolziens ist nach den Scheiterhaufen der Bücherverbrennungen 1933 und nach Verbot und Vernichtung aller der damaligen Regierung mißliebigen Literatur nur diese Novelle „Katrin“ übrig geblieben und bis auf unsere Tage gerettet. Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist sie ein einmaliger Schatz, und wenn man weiß, wie es auf S. 5 steht, daß sie im Herbst 1933 geschrieben ist, also in einer Zeit völliger Trostlosigkeit und Verlassenheit des Verfassers, dann allein wird man ihr ganz gerecht werden können. Dann wird man auch ahnen, wie das ganze Geschehen, das vor einem ersteht, den inneren und äußeren Zusammenbruch des Autors, fast möchte ich sagen, symbolisiert.

Der Schauplatz ist ein Dorf mit 12 Bauern. In diesem lebt die schöne Katrin, Tochter eines armen Kätners und Hofgängers. Ihre Schönheit ist so strahlend, daß jeder junge Bauer sie begehrt und gern zum Weibe genommen hätte. Aber sie heiratet den stattlichen Franz Kluwer, der vor zwei Jahrzehnten bei einem großen Sandsturz — drei Bauern erstickten — das Augenlicht verlor.

Wie immer bei einem Kunstwerk ist auch hier das Entscheidende die Art der Darstellung, der zwingende psychologische Aufbau, der sprachliche Ausdruck. Dieser letzte ist es, der uns immer wieder packt. Er fließt dem „Dichter“ nur so in die Feder und bannt uns, nicht von der Lektüre abzulassen oder sie doch immer wieder aufzunehmen, wenn man erschüttert das Buch aus der Hand legt. — Alles endet in einem grausigen Inferno. Die 12 Bauernhöfe gehen nach monatelanger Dürre durch die Hand des völlig verzweifelten blinden Franz Kluwer in Flammen auf.

Heben wir die Augen vom Buch auf und schauen uns in der heutigen Welt um, so fragen wir uns, immer noch erstarrt von dem eben Erlebten: Ist es nicht so auch in der heutigen Zeit?

Ist sie nicht voller Mißgunst, Haß und Grausamkeit, brennt sie nicht an vielen Stellen lichterloh? Und was tun wir, um dem Brand zu wehren?

In die Zeichnungen von Hermann Koller muß man sich hineinsehen, um ihr eigentliches Wesen zu erkennen. —

Wir sind verschiedentlich gefragt worden, wo Gerd Tolziens im letzten Heft rezensierter Roman zu erstehen ist. Die Auslieferung für den Buchhandel erfolgt durch: Südpres, Salzburg, Gorianstraße 20. Jeder Buchhändler wird das Buch durch diese Stelle besorgen können.

G. H. Piehler

Bogislav von Archenholz, Die verlorenen Schlösser. Ein Buch von den großen Familien des deutschen Ostens, mit 37 Abbildungen auf 16 Tafelseiten, 14 Holzschnittreproduktionen und 7 Karten. 2. Auflage, Verlag Ullstein, Berlin, 1967, DM 19,80.

Bogislav von Archenholz setzt an die Stelle der Erinnerung die geschichtliche Wirklichkeit. Mit voller Absicht will er keine alten Schmerzen aufrühren. Er stellt die großen Geschlechter vor uns hin und läßt um sie Volk und Land erstehen. Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite von Leben angefüllt, und doch ist nichts geschmückt oder geschmeichelt. Auf den Seiten 155 ff schildert der Verf. Mecklenburg, das Land der Obotriten, Liutizen und Redarier, seine Sonderentwicklung und die Probleme des Landes. „Mecklenburg verlor . . . zwischen 1834 und 1863, also in weniger als drei Jahrzehnten, über hunderttausend Bauern, die sich vor allem nach Südamerika wandten.“ Sie konnten ihr Los nicht mehr ertragen und gaben die geliebte Heimat preis. Sie gingen ins Ausland, nach dem ursprünglichen Sinne des Wortes, ins „ellende“, wie es mittelhochdeutsch heißt, neuhochdeutsch ins „Elend“, in die Ungewißheit. Welch ein Schicksal!

G. H. P.

Friedrich Behn, Die Bronzezeit in Nordeuropa, Bildnis einer prähistorischen Hochkultur. W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz, 1967. 120 Seiten, 16 Zeichnungen, 36 Abbildungen auf Kunstdruck. DM 4,80. Urban-Bücher Bd. 102.

Prof. Dr. Friedrich Behn ist im Jahre 1883 in Neustrelitz/Mecklenburg geboren und besuchte das humanistische Gymnasium Carolinum bis zur Obertertia. Dann wurde sein Vater als Staatsbeamter nach Hamburg versetzt. Nach dem Abitur studierte Behn auf der Heimatuniversität Rostock, in Heidelberg und Berlin Archäologie, promovierte 1906 und habilitierte sich 1914. Im Jahre 1920 wurde er zum Professor ernannt. Von 1948 bis 1962 lehrte er als Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Leipzig. — Im gleichen Verlage sind in der wissenschaftlichen Reihe „Urban-Bücher“ von ihm noch erschienen: Ausgrabungen und Ausgräber (2. Aufl., 1961, Bd. 15). Aus europäischer Vorzeit (1957, Bd. 23). In unserer Zeitschrift hat Friedrich Behn in den letzten Jahren einige kleinere Beiträge veröffentlicht. So im Jg. 32, Heft 45, 1966, Slawische Burgwälle in Mecklenburg. —

Als Quartaner stießen wir zum ersten Mal auf einen Geschichtsforscher. Es war unser Klassenkamerad, der spätere Staatsarchivrat Dr. Paul Steinmann, heute einer unserer wichtigsten Mitarbeiter am „Carolinum“. Dieser, der am Fuße der Burg in Stargard aufwuchs und mit anderen Schülern in Sommer- und Winterzeit jeden Morgen die beschwerliche Fahrt antrat, um das Gymnasium in Neustrelitz zu besuchen, zeigte unseren staunenden Augen die von ihm ergrabenen und gesammelten Urnenstücke, die er nach Zugehörigkeit auf Kartons festgehalten hatte. So lag sein zukünftiges Leben und Forschen schon damals im Schoße seiner Zukunft. Als Sekundaner und Primaner hatten wir dann die kleine, aber vorzügliche wissenschaftliche Bibliothek des Verlages Goeschen entdeckt und fanden hier auch für Vorgeschichte treffliche Unterrichtung. Aber wenn wir heute das kleine Werk von Prof. Behn studieren, dann müssen wir nicht nur über die Entwicklung der Forschung staunen, sondern auch über die Art, wie klar und gegliedert Behn alles darzustellen versteht, wie trotz des kleinen Heftes ein vorzügliches Bild- und Anschauungsmaterial geboten wird. Er zeigt uns die altnordische Kultur in ihrer ausgeprägten Eigenständigkeit, die sie fünf Jahrhunderte länger an der Bronze festhalten läßt als die übrige Welt, die längst das Eisen als Kulturmetall angenommen hatte. — Besonders sei hingewiesen auf die Darstellung und Behandlung der Felsbilder in Kapitel 2 und auf ihre Ausdeutung in Kapitel 12. Mit den uns bekannten Blashörnern, Luren genannt, erreicht der europäische Norden den höchsten Stand vorgeschichtlicher Musikkultur. — Es ist, glaube ich, nicht zuviel gesagt, wenn wir meinen, der Leser, insbesondere der junge Leser, wird von Anfang bis zum Ende gefesselt. — Aber, und das ist die große Frage: Wer auf dem Gymnasium trägt noch das heimliche Verlangen in sich, neben dem in der Schule gebotenen Stoff sich eine eigene Welt aufzubauen und zu erobern? Videant magistri (oder muß man heute auch hier sagen: consules) ne quid res publica detrimenti capiat.

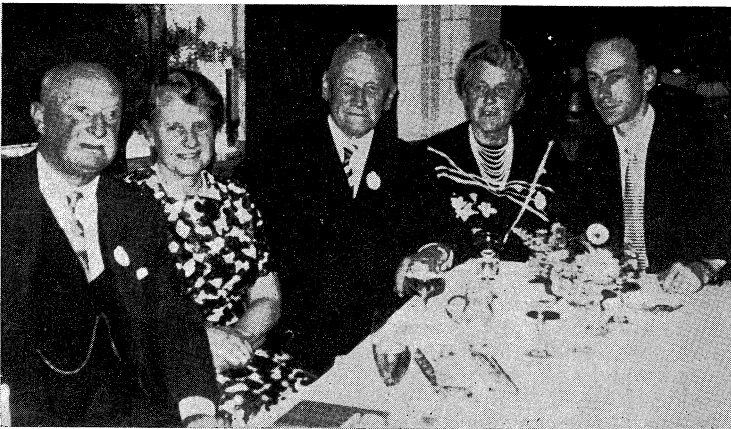
G. H. Piehler

Otthinrich Müller-Ramelsloh, *Lyrische Gedichte*, Heimatspiegel Verlag Garstedt, o. J., 46 S., DM 8.—. Mit vier Zeichnungen. Ein schmaler Band eines bisher unbekanntem mecklenburgischen Dichters. Das erste Blatt zeigt gleich eine Skizze. Man erkennt sofort die capsella bursa pastoris, das Hirtentäschchen, anspruchslos, doch ansprechend dargestellt, so daß man sich freudig hineinversenkt. Der Künstler wird nicht genannt. Sollte es der Verfasser selber sein? Es ist offensichtlich das Symbol für die folgende Naturpoesie. Ein anderes Bild stellt einen hochbeladenen Erntewagen dar, den Inhalt des nächsten Teils ankündigend. Auf dem letzten endlich sehen wir einen Kruzifixus auf einem Bergfriedhof. — Die Gedichte selbst zeigen starke Innerlichkeit, Ernst, aber auch Freude und Frohsinn, wie sie in dem schönen plattdeutschen Weegenled“ zum Ausdruck kommen.

Kurt Batt, Fritz Reuter. *Leben und Werk*, VEB Hinstorff Verlag, Rostock, 448 S., 1967. Das Werk erscheint gleichzeitig als 9. Band der Gesammelten Werke und Briefe Fritz Reuters. — Mit dieser Ausgabe ist der jetzt in Rostock domizilierende Hinstorff Verlag der hundertjährigen Tradition gefolgt. Herausgeber ist der Chefredakteur Dr. phil. Kurt Batt. Die Gesamtausgabe umfaßt 5600 Seiten und bringt die bisher vollständigste Sammlung von Fritz Reuters Schriften. — Der Tenor des gesamten Buches und das ausführliche Literaturverzeichnis lassen von vornherein erkennen, daß es sich hier um eine Darstellung und Untersuchung handelt, die kritisch vorgeht und einen eigenen Standpunkt vertritt, aber dem Leser doch Achtung abverlangt, selbst wenn er anderer Ansicht sein sollte oder etwas vermißt. So kann die Lektüre dem Reuterfreund nur dringend an das Herz gelegt werden, er wird auf alle Fälle einen Gewinn daraus ziehen. Es bleibt nicht recht verständlich, warum der Wachholz Verlag in Neumünster, welcher das Recht der Ausgabe in der Bundesrepublik erworben hat, bisher nur die ersten acht Bände bringt. Wie wir hören, sind aber Verhandlungen im Gange, so daß auch hier bald der 9. Band zu beziehen sein wird. — Auf einen etwas unklaren Punkt dürfen wir hinweisen. Kurt Batt bringt auf S. 58 den Satz: „Bekannt ist, daß er [Reuter] sich in dieser Zeit [1833] mit einem Studenten duellierte.“ — Prof. v. Schroeter schreibt in einem Brief vom 20. März 1833 an den Vater, in der Nähe von Ziegenhain habe ein Pistolenduell zwischen zwei Studenten im Walde stattgefunden „bei welchem auch Ihr Herr Sohn, als Zuschauer, zugegen war“. Fritz Reuter wird mit vier anderen Studenten verhaftet, aber sie werden nach Verhör durch den kommandierenden Major wieder entlassen, da sie keinen Anteil an dem Duell gehabt haben. (Vgl. Dr. Friedrich Müller, *Fritz Reuters sämtliche Werke*, Max Hesses Verlag, Leipzig (1904), I. Bd. S. 49). — Da der Rez. noch vor kurzem die irrige Meinung vernahm, Fritz Reuter sei zwar ein guter Humorist und Erzähler gewesen, aber man könne bei ihm doch nicht von Kunst sprechen, [auch zu dieser Frage nimmt Batt eingehend das Wort], so seien hier einige Sätze aus Gustav Freitags Nachruf auf Fritz Reuter 1874 wiedergegeben: „... , der feine Künstlertakt, mit welchem er seine Charaktere in Haupt- und Nebenfiguren abstuft, die Färbung einer Gestalt durch die kontrastierende der anderen ergänzt und hebt, ist geradezu bewundernswert, und ebenso bewundernswert ist die sichere Hand, mit welcher er jeden einzelnen Teilnehmer an seinen epischen Handlungen zu seinem Ziele führt“.

G. H. Piehler

Naturschutzarbeit in Mecklenburg. Auf die unter diesem Titel im E. Wähmann Verlag, Schwerin, erscheinenden Hefte (jetzt 11. Jahrgang), die lebhaftes Interesse finden, kommen wir in unserer Herbstausgabe zu sprechen.



Marburg-Treffen
1965

V.l.n.r.: Dipl.-Ing.
Walther Rieck und
Frau, Prof. Dr. W.
Westphal mit Frau
und Sohn

De Möllenstrat

As Nistrelitz noch plattdütsch un Residenz wir

Von Carl Risch

Ick red von de MÖLLENSTRAT, von ehr Hüser un ehr Lüd (woher kemens un wat würr ut ehr?) un kik ok dornah, wecker bi Grössing Kunnen wiren. „Wer nich bi mi kümmt, kann mi gewogen bliben.“

Buren bün ick nich in de Möllenstrat, dormit kann ick juch nich denen. Bün noch wirer von ünnen kamen un ebendrächdig upstegen. Un Georg Dieckmann seggt hüt noch: „Corl, du warst ni enen finen Mann!“ So is't nu mal.

Buren bün ick in ZANZIG sin Watermöll ünnen in de Zierker Strat, nachts Klock en! In' Möllerhus würr Hochtid firt. Den Watermöller sin Dochder frigt Hans REINKE, den Murermeister (nahst Kaptän von de Schüttenzunft). Von den Larm bün ick woll munter worden un niglich. Mag hüt noch Hochtiden girn — de besten sünd de grönen. (Dat wet ick von den ollen Amtsverwalter Dufft in Schönberg, wat dor baben enen bekannten Mann west is und groten Jäger. Sön' gewt in't Fürstentum mihra un von Dufft würr seggt, he har fürstlich Blot in sin Adern. Ok de wiren bi de Nümser begängen, de Ort Awleggers würren von de Residenz awschaben.) Ünner de Pump up Zanzig sinen Hof set Corl Jacobs — wer kennt em? — un köhlt sick den Kopp. Äwerst stimmen ded allens. Fru Reinke het't mi nah Johren vertellt, as ick ehr in de Hohenzierzerstrat mit min Mudder dröp.

De Möllenstrat reket dunn von't LUISENSTIFT — de Möllenberg wir fri — bet an de Zierkerstrat. Dat Paradies un de Paradiesgoren hürten uns nich mihr, ok Kannengießer, de Klockenmaker, mit sinen groten Achtergoren tellte to de Zierkerstrat.

Dat Hus stünn in de Möllenstrat: Wecker Husnummer har't? Wi schreben Möllenstrat 10, annern sären, 't hürt all nah de Sassenstrat. Dat kem so: Up dat Eckgrundstück Sassenstrat/Möllenstrat gewt twe Hüser, een kek in de Sassen-, dat anner in de Möllenstrat. Beid haren enen Hof. Von Durweg un Tüsch wet ick nicks mihr. Gelgeter MICHAELIS, Vadder von Klamer, Grotvadder von Fritz Michaelis, den Bokhändler, wir dat Gewes to egen. He wull rut un verköfft an Bäcker Hagmann. De gew sick Ebeling in de Hänn' un füng dat Bugen an, bugt nah baben un nah de Sid — ümma mihr. Toletzt wüssen de beiden Katens tosamen, nu künn kener mihr rutfinnen, wo't west wir. Von dor an ward woll blot noch von de Sassenstrat de Red gahn sin. En möt ja recht kriegen.

Uns lütt Hüsung was enstöckig as de annern, man nich so sid. En Stentrepp treckt sick mit mihra Stuften bet baben an den Stüll von de Husdör. An de Stubendör binnen linker Hand (Ingang von de Strat har de Laden nich, buten ok ken Schild) was de Firma anbröcht. Unkel Emil Zanzig har't up Holt tekent un denn schwart utmalt

JOHANNA ZANZIG
KOLONIALWAREN

luter schöne grote Bokstaben. Unkel Emil künn dat, he was'n ollen Caroliner (Realer), har sin Prüfung ünner Direktor Müller bestahn. Un nu maken wi de Dör up un gahn rin: Vör uns de langen Ladendisch, de ant Finster as Schriwpult deent för de Bokhölleri; anschreben würr vel! Ant anner Enn dat Petroleumbassin (dat Öl würr mit'n Pott awmeten). Dat Bassin hüng all an dat grot Ladengestell (achter den Disch) mit all de Kastens un Fächer för de Wor — vel bunten Kramt. Dor mank Grössing alleen — Personal höl se nich. Blot wi Jungens dörfen an un aw helpen, dorbi trachten wi am lewsten nah de Schuw mit de Rosinen.

An de Wand nah de Achterstuw, de „Schenk“ (wat se hüt „Bar“ nennen), wo all de Buddels stünnen mit Alkohol: Kurn, Käm, Pfeffermünz, Ingwer usw., vör allen

Rum I un II, den goden liefert Martens un Lampe in Lübeck. Rum II was egen Fabrikat. Grössing hantiert denn hemlich in de Käk, ken dürrt rin, äwerst Zucker brukt se vel.

As ick dat irste Mal von Bannenbrück, uns Försteri, nah Nistrelitz rinführt wir un bi Grössing schlöp, хүrt ick all morgens in't Bett de Wagens up de Strat rastern un de Pird mit de Hofisen klappern. Dat bün ick an worden. Anners wast, as in de düster Nacht de Soldaten mit dumpen Trummelwirbel dörch de Straten marschierten, de Nachtwächter tut' un röp: FÜER, Grössing ut de Dör kek un von Nahwer Maß хүrt: Uppen Möllenbarg brennen de Holtstöt un de Kahlenspiker.

Nahst klingelt dat buten. Grössing sär, dat wir de Melkwagen. Se köfft de Melk nich von de Strat, Mudder Kind ut' Russch Lager drög's in't Hus. Wenn de Ollsch in' Laden rinkem, makt se sich künnig: „Fru Zanzig, dat Kind is dor.“ Se was de irst. Bi lütten stellten sick de Köpers in. Irst sön'n, de't ilig haren: Fru Maß von nebenan, Gädekesch von dräben har ok ken Tid.

Hento elben, wenn Großmudder Middag maken wull, fünn sich Fräulein Ritter in. De har gor ken II, mügt girn vertellen un künn nich werrer weg finnen. In ehr Angst sär Grössing es: „Ick bring Se enen Stohl, setten's sick dal. Ick mak blot dat Eten farig, bün gliks werrer hier.“ So was't dunn, Grössing künn kenen Kunnen missen, Ritters talten bor. De Oll har dat Hus an de Eck nahn Scholgang mit den groten Gorn, wo ick as Schöler jeden Morgen vörbilöp.

Mit Nahwer Maß — he was Kröger un vör sin Hus stünn de Stratenpump, wo wi uns Water halten — höl Grössing sick god, wenn de Oltstrelitzer Techniker dor ok Radau makten. Maßens ehr Inliggers köfften bi uns: Stohlmaker Funk un Retzlauffs. Argern ded sick uns Großmudder, wenn de Dirns von Retzlaff Sünndagsmorgens ünner de Kirchtid bi uns an't Achterfinster klopten un för teigen Penning Semp hebbten wullen.

Wiren Silberbauer un Bierführer Möller Kunnen? Mit Willi Silberbauer sitt ick ümma noch girn tosam (toletzt in Marburg, sin Fru was dorbi). Mi dücht, Willi het in sin Wesen so wat „Sanftes“ kregen. Plath köfft bi uns. He lewt als Rentier, „Supptüftenrentier“ sär Otto Wagner, schickt sin Wirtschaftlerin „Zimmermannsch“. Lorenz (Kopmann) haust up de linker Sid ünnen, den Wirt gegenäwer. He was enen stillen Mann, de kenen to nah kem, löp jeden Dag nah Oll-Strelitz un drümk dor sinen Kaffee. Lorenz wir Verwandtschaft von den Präsidenten von Toll, ok Martha Lorenz хүrt dorto. Dunn wiren de Lüd noch düchdig to Ben. En Bäckerfru kem de Woch twemal von Mochum un bröcht Brod, dat süll beter schmecken. Bi Plath uppen Hof wahnt Rika Israel. De stellt sick oft in, drümk ehr bayerisch Bier in'n Laden ut un let mihrst anschrieben, het mihr kost as inbröcht. Mihr Moneten har de Israelsch, wecker bi Silberbauers Quartier har. Ehren Mann argerts dod un leggt em denn in'n eken Sark.

De anner Stratensid! Luisenstift. De Scholmamsell let sick hen un wenn sehen, se har de Huswirtschaft. De oll Oberin Dietsch würr spärer wegbröcht. De Lüd vertellten, se hart in de Pann kregen. Nu kem Martha Lorenz.

Wat Thed nebenan bedrew, wet ick nich mihr. Lihrer Bährens — Pascha — (Vadder von Max Bährens, unsen Kollegen) har langten de Ünnerwahnung.

Nummer vier: Timmermeister Rudolf Seyberlich wahnt as Husbesitzer in't Vörhus. He har de Arbeiten förn Fürstlichen Buhof, set in de Handwerkskamer, en Mann, de wat güll. Sin Timmerplatz leg achter „Unkel“ sinen Goren uppen Möllenbarg. Mank de Bred spelten wi Jungens. Seyberlich was'n ollen Caroliner (Realschöler, de dull tosamten hölen; Pötter Lange von' Sandbarg was dorbi). Seyberlich wir ok Veteran von 70/71, un as Hindenburg bi sinen Besök in Nistrelitz de Kriegskameraden begrüßen ded, stünn he in de irste Reg. Bi de Hunnertjohrfir von uns Carolinum 1906 fehlt he nich, von em arwt Otto Heis dat Bild, wat von den Kommers uppen Mark upnahmen wir.

Fru Seyberlich хүrt to de Heuscherts. De Öllern haren twe Kinner: Carl August besöcht de Realschol, makt in Malchin dat Abitur un studiert Medizin. In' irsten Weltkrieg is he as Marinearzt vör Helgoland follen. Sin Schwester Annalise hew ick as

Schöler in unsen Laden bedent. Nah lange Johren dröp ick ehr werrer, in't Borwinheim (ick wet nich mihr wat los wir) süng se: „Im Feldquartier auf hartem Stein streck ich die müden Füße.“ Wennir se Wilhelm Rohrbach frigt het, wet ick nich. De, Rohrbach, set in de Realschol mit minen Broder Franz tohop (in Lübeck hebben wi nah lange Tid dorvon schnackt) un güng in Malchin wirer. As Zollamtman is he in de oll Hansestadt storben. Rohrbachs haren twe Sähns. De öllst, Carl August, is as Leutnant in Rußland bleben, de twet, Heinz, is Chefarzt an't Krankenhaus in Buchholz (Heide).

Annalise sülden würr nich olt. As ehr Dirn dod bleben was, sär de Mudder (de ehr beiden Kinner hengeben har): „Ick bün nu mit allens dörch, mi kann nicks mihr passieren.“ Dunn würr se lähmt un müßt führt waren. Grössing — denn de kem allens to Uhren, fin un grow — har se klagt, dat de grot Arwschaft ut Amerika (Heuschert) an ehr vörbigahn was.

Irste Hof: In den Sidenflügel set Otto Heis mit sin Mudder. De grot Wahnung in de Midd har Hoboist Priegnitz, de blös nich blot sin Waldhurn, he komponiert ok: „Im schönen Mecklenburger Lande, da sind die Mädchen treu“ un „In Wendts Gesellschaftshaus, da geh ich ein und aus“.

Priegnitzens haren enen Jung (süß luter Dirns). Bruno süll ick Latinsch bibringen. As dat nicks würr, güng he to de Soldaten un von dor in de Welt, halt sick äwer sin Fru ut de Möllenstrat (Wilma Hartmann). En Stück von de Heimat möt man ümma bi sick behollen.

Fritz Weinhold, de Nahwersähn, was enen hübschen Bengel. Ok de versöcht sin Glück bi'n Kommiß nich vergews un steg ton Offzier up, nich blot, wil he god utseg.

Uns Caroliner Fritz F a h r n o w (Realschöler) würr up den tweten Hof grot. Sin Vadder hört to den Stamm von Gesellen, den sick Hofdischermeister Bengelsdörp upfödd un behöl, länger as sinen Geldbüdel denlich wir. Bengelsdörp discheriert nich blot, he verstünn sin Handwerk ok. So bröcht he't ton Künstler, anners kann ken Meister waren. Wat he awliefert, drög den Stempel von sin Leistung. To Grunn' gahn künn he, sick sülwst untru waren, künn he nich.

Fritz Fahrnow was uns all as schneidige Turner bekannt (dorin wiren de Realschöler uns äwer, obschonst wi Jochen Schultz ut Vörheide haren, de Realer haren Klüter G ö b e l e r as Turnlehrer). Mit den Turnergeist treckt Fritz Fahrnow in den Krieg, würr Leutnant un let sin Leben för uns Dütsch Vaterland. Dat sall em nich vergeten sin!

Grundstück Möllenstrat Nr. vier: Vörhus, Sidenflügel, irst Hinnerhus, twet Hinnerhus, grot Goren bet ünne nahn Möllenbarg. Dre Mann sünd alleen ut de Familj Seyberlich in'n Krieg treckt (1870/71, 1914/18, 1939/45). Twe sünd bleben. Nu wahren Frömden dor, wo wi towt un spelt hebben. Von de Arben von den ollen Husbesitzer is keen mihr in dat Hus, wat mi ümma so vörnehm vörkem neben dat lütt von Thed. De Enkel sünd froh, dat ehr dat Gewes ümsüß awnahmen is von Lüd, de ondlich dormit ümgahn.

Nummer dre: OBERFÖRSTERI. Oberförster H a h n , toletzt Oberforstinspektor (Forstmeister würren blot de Adlichen) hört to de Minschen, wecker de Still mihr seggt as de Larm (den se nich mägen un nich verdrägen können). Köppel in Rowa is ok von de Ort un Schorenbarg in Mirow. Von Köppel ward vertellt, he har Siebzig in Frankrik Planten „botanisiert“ un seggt: „Sön Ort giwt bi uns nich.“

Hahn sin Fru was en Dochter von den Kirchenrat Stüber in Klotzborg. Den' frög Friedrich Wilhelm in de Audienz: „Mein lieber Kirchenrat, was essen Sie denn alle Tage so zu Mittag?“ „Pellkartoffeln und Hering“, sall Stüber antwort hebben. Fru Hahn — ehr Schwester was de Rätin Asche (Walter Sauter vertellt von ehr in't Carolinum Nr. 28) — höl ehren Mann Gegenpart, se was lewig, paßt in de Welt.

Se stünn bi Hof in' hogen Ansehen. Oft hew ick sehen, dat Augusta Caroline mit ehr Equipag vör de Oberförsteri hollen ded un denn Fru Hahn bi ehr insteg. Von Fru Oberförster würren Grössing de Niglichkeiten von „Großherzogs“ todragen. Ick

wet noch, wie se in Mai 1904 dat Finster upmakt — wi wahnten nu nebenan bi Jennerjahn — un min Grotmudder tosär: „De Grotherzog is dod bleben.“

As de oll Dam spärer de Schlag rührt, truert de ganze Möllenstrat, nicht blot de, wecker se Gods dan har.

Un hier, dücht mi, is't anbröcht, dat ick von GRÖSSING red. Se is dat wirt! Nich blot, wil se von Vadders Sid to de „geburenen“ Nistrelitzer hüren ded, ehr Wesen nah wir se sülsen en Stück von uns Heimatstadt.

Johanna Wegener was buren an' 29. August 1837 in Nistrelitz in ehr Öllernhus in de Strelitzer Strat. To dat Stadtgrundstück har ehr Vadder von Oll-Strelitz bi de Fasanerie Acker in Pacht nahmen. Nistrelitz har jensit de Bahn ken Gelänn. Grössing vertellt, dat se as junge Dirn to Hus Kaffee kakt un de Öllern nahdragen het. „Dat mag schönen Plurr west sin“, sär se denn.

Dat wir dat irste Mal, dat de Wegeners sich mit Mochum inleuten. De Rischens wiren all ihrer dor west. In de Archivakten hew ick in Schwerin lest: Johann Joachim Christian Risch, de Dener bi de Fru von Arenstorffen in Strelitz, is ton Scholmeister in Blankensee ernennet, müßt äwerst de Witwe von den Vorgänger frigen. Un von dor kümmt de Pädagog. Von de Wegeners de Musik. Min Urgrotvadder Ludwig Wegener was Musikus un Gastwirt in Nistrelitz, den' sin Vadder Stadtmusikus in Föstenberg. Min Großmudder künn god singen, min Mudder spelt Klavier dorto — ick hew nicks von awkregen.

De Strahls (Öllern von min Urgrotmudder Johanna Wegener) wiren Gornweber in Templin. Ehr Dochder har 32 Stand Betten in de Eh bröcht. So steht dat in de Familienchronik. Tante Mathilde het's schreben. Se wir wat fin. De Gören von ehr Schwester wiren „Herrenkinder“ (mi dücht, sön Stück von General was dorbi). Wi arm Wörm — ick wir elben Johr, as min Vadder stürw — tellten to de Kinner Evä, wecker de Mudder irst vörn leben Gott verstecken har, nahst doch ut de Awsid ruterhalt, dat se ok'n beten von den Segen awkregen. Min Dochder seggt hüt noch: „Du büst so servil.“ Man blot mit Klokschiten alleen kümmt en ok nich dörch de Welt.

To de Strahls hört Max Aßmann, de Gelgeter, wecker för Großherzogs de „Prunk-sark“ anfarigt un ümma enen up Lager har. So as Hegtenmeister Voigt in Bannenbrück. De har in sinen Busch es sön wunnerschöne Ek funnen, let sick von dat Holt twe Sark maken un stell't's uppen Bähn. Revierförster Knebusch behaupt: Wenn de Besök nich all unnerbröcht waren künn, würren weck ünner de Oken in de Truh packt. Irst in de Privatschol, set uns Grotmudder nahst in de „Bildungsanstalt für die weibliche Jugend“ achter de Stadtkirch, dor tohop mit Tining Bahrdt, Grössing äwerst up de Bänk för de Schönschriwers. Ehr Rektor was Schröder, de wahnt in de Möllenstrat Nr. 1.

Mit 19 Johr (se ment ümma: dat do ick in' ganzen Leben nich werrer) frigt uns Großmudder den Kopmann Ludwig Zanzig (minen Grotvadder). As de Mann sick tidig dorvon makt har, treckt sin Witfru von de Zierkerstrat (Glaser Siewert) in de Möllenstrat. As ehr beiden Kinner grot wiren un uten Hus güngen, söcht se sick annern (ganz ahn jung Leben um sick künn se nich sin, mi dücht, dat hew ick von ehr arwt). Inkemen: Franz Wegener, ehr Brodersöhn, hüt 90 in Mexico, und Hedwig Risch, de jüngst Schwester von minen Vadder, 92, Lihrerwitwe in Aschersleben. (Jungs mügg't Grössing lewer — so as Amthauptmann Weber, den' de Dirns to quarrig wiren.)

As de irsten Vägel utflagen wiren, treden an: Min Vedder Erich Risch, min Broder Franz, toletzt ick as Küken. Grössing führt en scharp Regiment, äwerst se sorgt för ehr Jungens ok, nich blot an' Liw. Se let sick de Scholarbeiten wisen, frög uns de latinschen Vokabel aw, hülp uns bi de dütschen Upsätz. As Erich ehr abends inschlafen wir, nehm se sick dat Bok vör un schrew de letzten Sätz sülsen. Erich kreg in de Schol Schacht — de Lihrer har't markt. Grössing haugt ok — dat hört dunn dorto — nehm äwer den Utklopper.

Besök müchten wi girn hebben: Gustav Jakobi (Realschöler) kem, de nah England gahn is (sin Vadder har sick bi Ebeling inmedt). Dorto de annern Rabauken: Fahrnow,

Seyberlich, Heis, Priegnitz. In uns Achterstuw wir ümma wat los, warm un gemütlich in' Winter an' Aben. Ok de Ollen keken in: Ick denk an „Meisting“ (Broder von Discher Ambrosius uppen Sandberg). Wat Meisting för'n Hantierung har, wet ick nich. In en Stück was he würrlich „Meister“: He lacht un lacht un lacht so, dat toletzt de ganze Stuw nich anners künn un instimmt. So hebben wi es de halbe Nacht towt un lacht, bet uns de Buk weh ded.

Ja, so was't dünn. Grössing har Tid för jeden: Rundfunk, Fernsehen, Telefon stürt nich de Unnerhollung. En Del leist sick Großmudder, de „Mapp“, man nich för sick alleen — so fett fidelt Lux nich — ne tosam mit de ollen Michelsens, ick hew de Böker oft nog von de Möllen- nah de Glambeckerstrat dragen. Am lewsten les se „Buch für Alle“ un dorin de Gerichtsaken (Krimis het dat nu!). Dorbi har Grössing enen groten Grugel vör Prozessen. As Hagmann in sinen Strid mit Meders seggt har, he wull Fru Zanzig meineidig maken, het se männig Nacht nich schlafen.

De Laden blew so langen up, as ener kem. Ick wir all langen in Nistrelitz in de Schol, as uns Grössing von' Abendtog awholen ded un sär: „Denkt juch blot, wi maken all um nägen to!“

In ehr Jugend was se mit de Post (ok den' Omnibus) nah Berlin reist, nu güng se ut Nistrelitz kum noch rut (blot Wihnachten nah Bannenbrück). Dat Schönste wir för ehr, wenn se sommerabends vör de Dör sitten, mit de Nahwers vertellen künn.

Uns Großmudder het enen schönen FIRABEND kregen. Von de Schloßstrat, wo wi nu bi Hollnagel wahnnten, künn se jeden Dag, wenn't Werer so wir, nahn Schloßgoren gahn, dor up de Bänk spazieren sitten: An' Springbrunnen, bi de Seufzerallee, vör dat Hortensienrondell, ton Schluß in de Seeallee, wo Hebe nu all so langen in ehren Tempel steht, un wo man so wid up den ZIERKER SEE kiken kann: Wenn de Benen nich mihr so willen, trachten de Ogen ümma noch in de Firn. Un denn kemen: Fru Illmann (Mudder von Dr. Illmann), Fru Hillmann (Bokbinner), Fräulein Prestin (Zinow) un — de oll Gräfin Schwerin. De stellt de Kinner von Staatsrat von Dewitz ehr Damen vör: Meine Enkel. Un denn güng Adolf Friedrich vörbi, un de ollen Damen stünnen up un schöten in' Dutt, makten den Großherzog ehren Hofknicks, so god as't mäglich wir. Se achten ehren Landesherren, äwerst de ok sin „Untertanen“, de sick gor nich so vörkemen, läd de Hand an de Mütz un dankt.

To de Tid was Harmonie in't Leben as in de Musik (anners is't ken!). Dat wüßt Augusta Caroline, wenn se sick in't Hoftheater vörn in ehren gollen Stohl Aida vörstepen let, dat wüßt dat ganze Parkett achter ehr bet hinnen an „Twteten Platz“, baben de Balkon, dat wüßt ganz baben de Olymp ünner de Deck. Weck sären, de har de best Akustik. Dor wir Paul Adler Stammgast.

1900 oder 1901 ünnernehm Unkel Franz, Grössing ehr letzt Broder, de Fohrt von Posen nah Mekelborg. Dat wir dünn en grote Reis, un he de jüngst nich mihr. He wull noch es de Städen sehn, wo he as Kind spelt un sin Scholjoren (he was Caroliner) verbröcht har. De Lew wast, de Unkel Franz an sinen Lebensabend noch es nah Nistrelitz drew, Heimweh, wat sinen Sähn, de nu 90 is, in Mexico nich los let. He het blot enen Wunsch: noch enmal de Heimat to sehn un dor to starben.

Dat wir dat Leben von min Grotmudder Johanna Zanzig geb. Wegener. Und nu hür ick juch seggen: Dat sünd ja luter Familiengeschichten. Jawoll, ji hebben recht, Familiengeschichten sünd't.

Äwerst wir nich ganz Nistrelitz en grot Familj?

Wenn Großherzog GEORG dörch de Stadt führt, löpen de jungen un ollen Kinner neben sin Wagen her, haren am lewsten de Pird utspannt. Ji kennen den Spruch an sin Denkmal up unsen schönen Marktplatz:

Dem allgeliebten Landesvater
seine dankbaren Mecklenburger

Nu is dat Monument dor nich mihr, wo't stahn het.

Georg was nich so sporsam as sin Sähn Friedrich Wilhelm, gew girn wat ut un har mihrstens nicks. Wo stillen de Moneten herkamen in en Tid, wo dat Holt billig

wir, as Deputat umsüß weggeben würr? Richard in Godendörp kreg alleen 400 Meter up sin Papiermöll.

Irst as de Hannoveraner Freiherr von Nordenflycht as Oberforstmeister nah Mekelborg- Strelitz beropen wir, bröcht de dat Holtgeschäft richtig in gangen. Dat was ünner Friedrich Wilhelm. Georg het den Segen, weckern uns Kiefern un Eken bröchten, nich mihr kennen lihrt. Mit de Böm wir't nicks. Un mit de Domänen war't nich veel anners west sin. Wat'n Wunner, dat Großherzogin MARIE ehren Mann bedüd: „Georg, ich muß Dir wohl einen neuen Schlafrock schenken, sonst kriegst Du ja doch keinen.“

Von FRIEDRICH WILHELM hew ick all red. Enen echten Mekelbörger was he ok. As de Strelitzbank bi em biandragt, dat se de groten Böm, de den Togang to ehr Gebäud stüren deden, dalschlagen dürft, let he ehr seggen: Denn süll man lewers de Bank woanners hengahn.

AUGUSTA CAROLINE let alljohr de Herren von de Schüttenzunft up't Schloß kamen un besprök mit ehr den KÖNIGSSCHUSS. Wenn de Festdag ran wiren, führt se ruter nahn Platz, as Landesmutter de Gäste to begrüßen. Dat behöl se bi, as se längst „Großherzogin-Witwe“ worden was.

Wenn ADOLF FRIEDRICH V. vör de Orangerie, wo sin Grenadiers un Kanoniers upstellt wiren, de Front awschred, denn stünn Wolleh, de mit'n Fischkasten dörch de Straten treckt, bi dat Volk un röpt Hurra. Corl Rohd het ümma den Grotherzog sinen Geburtstag mitfiert, un dat wiren uns Sozialdemokraten.

As Ludwig Mau ut Ankershagen — he güng in min Klaß — dörchgahn Pird anhollen un ton stahn bröcht har, bestellt de Großherzog den Schöler to Audienz un sprök em sin Low ut. Wat wiren wi Tertianer stolt up unsen Mitschöler.

Adolf Friedrich V. was enen richtigen Mekelbörger, kennt Land un Lüd. Lang nog was he Präsident west von't Kammer un Forstkollegium.

He wir ok enen echten P l a t t d ü t s c h e n .

As he markt, dat sin Krankheit schlimmer würr, sär he to sinen Kammerdener: „Brandting, Brandting, wenn de Wind äwer de Hawerstoppel geht, bün ick nich mihr.“

Großherzogin ELISABETH — den Titel behöl se bi, as se Witwe worden was — wir sihr schön. As Augusta Caroline ehr ton irsten Mal seg, sär se: „Wie kommt Adolf zu diesem Engel?“ Ja, schön wirs. Un disse Schönheit het se up ehr Kinner verarwt. In de spären Johren har se vel Led to dragen. „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“, schrew de Königin Luise, de ok to dat Strelitzer Fürstenhus hört, in ehr Dagbok. Dat künn ok för Elisabeth gellen.

As se 1933 buten in't Parkhus storben wir (den Dag vörher wir se in Hohenzieritz west — Königin Luise ehr Dodsdag), würr se in de Schloßkirch upbohrt. Dat wir dat letzte Mal, dat de lütt Kirch ehr schwart Truerkled anleggt: Von uns Fürstenhus wir nu ken mihr in Nistrelitz.

Ick hew dat Bild noch, 1914 in Juni was't. Adolf Friedrich V. würr ton letzten Mal dörch sin Residenz führt. Achter sin Likenwagen güng as irst alleen ADOLF FRIEDRICH VI. As de Tog buten de Stadt wir, steg de junge Großherzog to Pird un gew so sinen Vadder dat Geleit bet Mirow.

As Herzog CARL BORWIN mit Adolf Friedrich V., de sinen Intog in't Fürstentum höl, dörch Schönberg führt un denn up de Dörper, wiren de Dirns nich to hollen un drängen sick an den Wagen ran, wo de junge Herzog in set. Sön' schiren Kirl gewt in't Nümscher Land nich!

So wir't an' Fürstlichen Hof. Bi de Börgers nich anners.

Rechtsanwalt Hermann Brunswig het nie vergeten, dat Schomakermeister Bading sin Nahwer was. Un as de oll Herr 1914 kort vörn Krieg ut Chile trüggkamen wir, tred Dämmermeister Rätz an em ran: „Herr Geheimrat, wi freugen uns all, dat Se werrer bi uns sünd.“

Enen Titel har he awlehnt: „Ick hew ken Tid för juchen Justizrat.“ Dat was noch bi Friedrich Wilhelm. De Rechtsanwalt was Demokrat un har nicks dorgegen, as de

Sozi Lüth in sin Wahlred behaupt: „Der alte Brunswig hat gesagt: ‚Die Hauptsache ist, daß wir keinen Konservativen in den Reichstag kriegen, und wenn ein Sozialdemokrat gewählt wird, kommt das Vaterland noch lange nicht in Gefahr.‘“

Von Adolf Friedrich V. nehm Brunswig nahst den „Geheimen Justizrat“ an. De beiden kennten sick god un drögen sick nicks nah. Dat ok nich, as Adolf Friedrich Peter Brunswig (später Bankdirektor in Chile) as Jung uppen Paradplatz bi de Kanonen rümtoben un denn op en baben sitten seg, sinen Lakaien henschickt: „Jag ihn da mal runter, er soll sofort herkommen“ — de Bad von den Bengel de Antwort bröcht: „De kann ja to mi kamen.“ De Landesherr makt nicks dorut, mag in stillen sick hägt hebben.

Wat sick in de Möllenstrat todragen het, wet ick mihrst von Grössing. Se wüßt vel. Großmudder EICHMANN nich weniger! De lihrt ick ihrst in Bonn richtig kennen. Se, de in Felbarg an’ Hussee lütt un grot worden was, nahst ehr ganz Leben in Nistrelitz un mihrst in de Strelitzer Strat tobröcht har, künn sich woll nich drömen laten, dat se hoch in de Achtigen noch es up Reisen gahn, ehr Heimat verlaten müßt. Föfteenen Jahr wir’s öller as ick. As Jungdirn kihrt’s in Stargard in, in dat hochgelegen Hus an’ Pötterberg bi ehr Tanten, Fru Förster Reißner. Un dat wir de Städ, wo ick as Bengel ut’ Finster kek, wenn ick up unsen Bannenbrücker Melkwagen töwt.

Se har sick de grön Farw ergeben — as ick. „Gefällt Dir meine grüne Tracht . . . vom vierzehnten Bataillon?“ Kennt all de Försters, von de Schäffers alleen dre un enen am besten.

Nu müßt se ok as ick an’ Rhin as Flüchtling kampieren — ehr Hart blew ümma in Mekelborg. Oft hew ick ehr in Bonn-Lengsdörp besöcht. Jedesmal, wenn ick in de Dör tred un ehr in ehr Stuw sitten seg — mihrst bi de Patience — wir’t mi, as kem ick nah Nistrelitz. Un ümma hebben wi von de Heimat schnackt, un wenn de Enkelin tovel kreg un weglöp — ehr Dochder, Fru Schwartz, höl ut un gew ehr Del dorto.

Mit Fru GÜNTHER (se stammt ut Mochum, Wesenbargerstrat, un har’t von dor bet Wladiwostok bröcht — de Ollmutzer hebben sön annern Tog!) spelten de dre Grazien in de Provinzialstrat Skat. Fru Günther wir lang dräben bleben, äwerst denn künnst ok nich mihr anners un treckt uns nah. Ihr irst Besök güll de ollen Rustens (Oberkirchenrat) in Godesburg. Fru Rust is vörrig Jahr mit 92 Jahr storben.

Dat wiren min Fründinnen in frömm Lann, un min Fru meent ümma: „Du hest sön schön Temperament för olle Damen“, man dat ick de jungen gor nich mag, kann’k ok nich seggen.

Fru Zanzig, Fru Eichmann, Fru Günther — dre Nistrelitzerinnen — Möllenstrat, mihrst Beamten, wenig Ladens, Strelitzer Strat, grot un fine Geschäfte, Diertgorenstrat, ken Koplüd, blot de Vörnehmen — hüt is’t mi’t, as hürt jede dorhen, wo’s wahnt het!

Nu liggens all dre up unsen Kirchhof an de Glambecker Chaussee! Un wovel mit ehr! Fläuten BAUMAST het sinen Platz nich wit aw von Theter Grimm, de em ümma ton Danzen upspelt. Pütting Witt söcht sich sin Flach bi sin besten Frünn ut de Bahnhofstrat, un de oll Hofjäger Kuhrt sär to den Theaterkassier Joachimi, wat min Päd was: „Wenn Du nah baben kümmt, hest Du’t god mit all Din lütten Schauspielerinnen, wat mak ick mit min dre Frugens?“

Ja, nu hebbens ehr Rauh funnen — Fritz Evers hürt dorto un Franz May. Ken een wet von’ annern. Äwerst wenn in’t Frühjohr de Öschen rutkieken un in de Sommernacht de Nachtigallen singen, denn gellt de Gruß ehr all, un wenn Hugo Hoffmann dräben in’ Schüttengoren den Taktstock werrer hochböht, von sin Hoboisten „An der Weser“ spelen let (wat Adolf Friedrich V. so girn mügg): de ollen Schüttenbröder un Sänger würd’t den Schlap nich stüren.

Nu wirer in de MÖLLENSTRAT.

In Hus Nr. 2 — Jennerjahn — wahnt ünnen Lihrer Oldenburg („Tautscher“), den all sin Kinner storben sünd bet up Paul, den Fründ von minen Unkel Franz Wegener in Mexico. Paul Oldenburg güng to’t Gericht un würr enen düchdigen Jurist, in jungen

Johren an dat Reichspatentamt in Berlin ropen (het ok sin Johr as Enjähriger bi uns Grenadiers awdent un as Untroffzier awliefert). Denn kem dat Schicksal (wat uns all ken Rauh gönnt, äwerst deper kiken lihrt) ok äwer em — he müßt sin Amt upgeben. As 1914 de Krieg utbroken was, dröp ick em bi Bokbinner Hillmann in de Strelitzer Strat. In den Hurra, de von alle Siden up em inföl, sär he blot: „Es ist doch ein Wahnsinn, dieser Krieg.“

De anner Sid in dat Jennerjahnsche Hus har Lihrer SIMON, de mit Grundmann Fibel un Lesbok rutergew, nahst Kreisscholrat würr. Alma Simon würr Fru Rohrbach, as Annaliese Seyberlich, ehr best Fründin, dod bleben wir. Se hett de beiden Jungens ut Rohrbachen sin Eh met Annaliese groottreckt.

Bi CÖLIUS (de Mann süng in' Theaterchur, sin Fru jagt, wenn he bi't Proben wir, de Kinner ut de Stuw: „Vater opert“) har Lihrer Heinrichs de Parterrewahrung rechts. Von sin vier Jungens sünd Korl un Rudolf in' irsten Krieg bleben. Hanning, de Fründ von Luten Schulz, lewt ok nich mihr. Blot Walter, de öllst, sit as Studienrat in Doberan. De jüngst Dochder har Willi Wellert frigt, minen Kollegen in Nistrelitz un Schwerin, de is in' letzten Krieg to Enn gahn.

De MÖLLENSTRAT — dat is juch klor worden — verdent datt Tügnis: GOD BÜRGERLICH, was de richtige LIHRERSTRAT. (Vergeten hew ick Burmeister, he har sin Hüsung in Nr. 1.)

Äwerst denn göngt ehr as den „Vogelsang“ von Wilhelm Rabe. Von de Ollen treckt en nah den annern furt, nigen kemen in — as't west wir, würd't nich werrer: Winkel un Oldenburg wiren de irsten, de utbüxten, Bährens un Simon hinnerher, toletzt künn Heinrichs sick ok nich mihr hollen. Wennir Professor Rieck („Kösting“) utneigt is, wet ick nich. As „Pensionär“ wahnt he in de Seestrat in dat Engelsche Hus.

Ebeling sin letzt Hus in de Möllenstrat stünn all an den Gang nahn Sandbarg. Ünnen haust Julius Wiese, Landgerichtssekretär. De har wat uppen Kasten, man enen narrschen Pötter wirt. Se sären, he müggt girn enen, un dat ward sin Richtigkeit hebben.

Maler Hoth, ok en Nistrelitzer Original, set uppen Bähn.

Und in de Midd Professor BECKER „Fliesser“. De höl ut in de Möllenstrat, is dor storben, un he is ok de Ursak, dat dit Hus sinen groten Dag kreg.

As „Unkel“ 1904 dod bleben wir, würr Becker Direktor. Sin Schöler bröchten em enen Fackeltog, vöran de Primaner in Wicks. Up de Strat stellten se sick up. Baben göng da Finster up, Fliesser makt sick prat, den Glückwunsch von Walter PROSCHWITZKI, den primus omnium, antohüren. Ick hew 1959 in Marburg mit den ollen Caroliner doräwer schnackt. Den Text von sin Red het he nich mihr, wat mi led is — sowat kümmt blot enmal in Leben vör (un in de Möllenstrat nich werrer!). Äwerst ümma, wenn ick doran denk, is't mi, as seg ick Fliesser dor baben stahn, sick nahst wirer rultehnen un sin Schölers mit ruhige Würt danken.

Un dormit, mit den Fackeltog, is ok min Geschicht von de MÖLLENSTRAT to Enn. „Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere?“

En Del noch: Dat Bok „Auf der Wildbahn“, wat mi Guschi Becker vör Johren lehnt het, les ick girn noch es. Mi dücht, de Geschicht spelt in Hinrichshagen, dor stammt Fru Becker her, un dorüm bün ick de Menung, se het das Bok schreben. Wo mag dat to kriegen sin?

Dr. Paul Weiglin seggt in sinen „Dank an Onkel“: „... Vor vierzig Jahren — auf einmal fällt mir ein, daß die Caroliner, die den alten Onkel gekannt haben, stark in die Minderheit geraten sind...“

Wenn i c k dörch de Möllenstrat gahn würr, fünn ick von de ollen Frünn kenen mihr. Ick hew mi freugt, dat ick in Marburg mit Walter Rieck un mit Willi Silberbauer dorvon schnacken künn. Wenn' anner (ken Möllenstratschen) dit läst, seggen em all de Nams gornicks. Äwer wi sehen de Minschen in ehr Lust un Led, sehen de Tid, de ok von uns 'Leben en Stück west is.

Nu sitten wi an'n Rhin. Dor is mi to Mod, as unsen Kollegen Wilhelm SCHWARZ. As wi 1934 in Schwerin unsen Intog hölen (Mekelborg-Strelitz bugt aw, de Schweriner freten uns up un näumten uns „Emigranten“) un von' Bahnhof in de Wismarsche Strat rinbögten, blew Schwarz stahn, kek sick langen üm, en Hus nahn annern an, und sär: „Inleben do ick mi hier nich mihr.“

Mi geht int Rheinland so as up Mallorca:

Wo fin lüchten de Nadeln von de Pinien, wenn de Sünn dorup schint! Wo schön ok de Abend ant Mittelmeer, wenn de Wind de Wellen krüst, de ant Auwer driben un lising singen!

Uns Bannenbrücker Dannen sünd't nich! Uns Specker Seen wiren anners!



Pfarrhaus in Schwarz/Mecklenburg. Elternhaus der Brüder Ehlers

Am 12. April 1968 konnte der Pastor emer. Paul Ehlers, Vater unserer beiden Caroliner Hans-Martin und Jürgen Ehlers, sein 90. Lebensjahr vollenden.

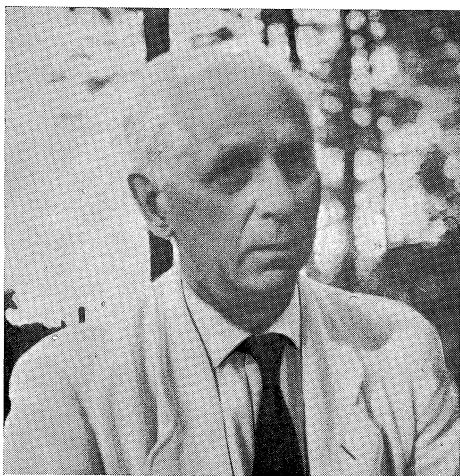
Pastor Ehlers hat in seinem Kirchspiel Schwarz (Mecklenburg), zu dem außer dem großen Bauerndorf Schwarz auch das alte Dobbertiner Klosterdorf Diemitz und lange Zeit auch die verwaiste Pfarre Ahrensberg bei Wesenberg gehören, fast 61 Jahre lang seines geistlichen Amtes gewaltet und sich ein über Generationen fortwirkendes Ansehen als Seelsorger, selbstwirtschaftender Landwirt und Berater in wirtschaftlichen Angelegenheiten seiner Pfarringesessenen erworben.

Seine beiden Söhne sind ebenfalls Pastoren geworden: Hans-Martin, Abiturient des Carolinums Ostern 1925, wirkt seit mehr als 30 Jahren als Pastor und Propst in Bad Doberan.

Jürgen, Abiturient Ostern 1927, wurde als Pfarrer in Vipperow/Krs. Waren ordiniert und zählt seit 1950 zu den Geistlichen der Evangelischen Kirche Westfalen.

Die Tochter Ursula (Absolventin des Lyzeums Neustrelitz zu Ostern 1929) ist seit 1934 verheiratet mit dem Pastor Johannes Hempel, jetzt Superintendent in Merseburg/Sa.

Studienrat Heinrich Sterley †



Wiederum hat das alte Kollegium des Carolinums einen herben Verlust zu beklagen. Unser lieber Heinrich Sterley ist am 29. Dezember 1967 von uns gegangen. Nachdem er am 13. Dezember noch seinen Geburtstag hatte begehen können, erlitt er am Abend einen schweren Herzanfall und mußte am 21. Dezember mit einem Herzinfarkt in die Klinik eingeliefert werden. Trotzdem weilten seine Gedanken nicht nur bei der Familie, den herbeigerufenen Kindern, sondern er gedachte auch noch seiner Freunde, ließ sie grüßen, ihnen danken und für das neue Jahr, das er selbst nicht mehr erleben sollte, das Beste wünschen.

Heinrich Sterley, geboren am 13. Dezember 1890 in Zarnwenz bei Selmsdorf, entstammte einem alten bäuerlichen Geschlecht, das über 200 Jahre im Fürstentum Ratzeburg auf eigener Scholle als freie Bauern gesessen hatte. Immer wieder sind aus solchen Familien tüchtige Söhne — nicht jeder konnte einen Hof

erben — als Bürger in Handwerk und Gewerbe abgewandert und nicht selten hat der eine oder andere begabte Sproß eine akademische Laufbahn eingeschlagen, wobei die theologische eine bevorzugte Stellung einnahm. Heinrich Sterley wählte das philologische Studium. Nachdem er das Realprogymnasium in Schönberg besucht hatte, begab er sich auf das Realgymnasium zu Malchin, bestand Ostern 1910 unter Befreiung vom Mündlichen das Abiturium und begann dann, auf der Heimat-Universität Rostock sich den neueren Sprachen zu widmen. Hier schloß er sich der Burschenschaft an, deren freiheitliche und doch stark nationale Gedanken ihm sozusagen im Blut lagen. Hinzu kam, daß er ein äußerst gewandter Turner und Schwimmer war, was ihn bei seinem weiteren Studium auf der Universität Bonn dazu führte, schon 1913 die Schwimm- und Turnlehrerprüfung abzulegen. Nach zwei Semestern in Bonn und einem drei Monate währenden Studium in Grenoble — wo auch unser alter unvergessener Französischlehrer Erich Grüder studiert hatte — kehrte er nach Rostock zurück, um sich auf das Staatsexamen vorzubereiten.

Da ertönten am 1. August 1914 die Signale des Krieges. Mit ganz geringen Ausnahmen meldeten sich die Studenten als Kriegsfreiwillige bei den verschiedenen Truppenteilen, und so trat auch Heinrich Sterley mit acht Rostocker Kommilitonen bei einem mecklenburgischen Dragoner-Regiment ein, kam frühzeitig mit einem Ersatz ins Feld, wurde nach kurzer Frist zum Unteroffizier befördert — was in einem adligen Reiter-Regiment eine besondere Auszeichnung bedeutete — geriet aber bei einem schweren Gefecht gegen attackierende Kosaken schon am 25. September 1915 in russische Gefangenschaft, aus der er erst 1918 zurückkehrte.

Nun hieß es, nach vierjähriger Unterbrechung das Studium wieder aufzunehmen. Manch einer hat es nach Krieg und Gefangenschaft nicht mehr geschafft und mußte das gesteckte Ziel aufgeben. Sterley bestand im Dezember 1919 die wissenschaftliche Staatsprüfung, wurde nach erfolgreicher Ablegung der zweiten Staatsprüfung zum Assessor ernannt und in kurzer Zeit zum Studienrat am Realprogymnasium in Schönberg befördert. 1922 wurde er an das Realgymnasium in Neustrelitz versetzt. Hier gründete er eine Familie mit Johanna Sterley geb. Bernhard aus Schönberg. Der Ehe entsprossen vier Töchter. Die Älteste studierte Philologie, zwei jüngere widmeten sich einer künstlerischen Laufbahn, in der sie beide leitende Stellen gewannen, die Vierte ging in den kirchlichen Dienst. —

Und nun der Mensch Heinrich Sterley! Es ist schwer, hier die richtigen Worte zu finden. Zu leicht könnte es so klingen, als sollte der Tote nur gelobt werden. Alle, die ihn als Pädagogen und Kollegen kennengelernt haben, werden dem Urteil beistimmen, daß er ein überaus zuverlässiger und pflichtgetreuer Lehrer und Staatsbeamter war, bei allem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit ein bescheidener Mann, der seine tiefe Freude — ohne welchen Lebensquell gerade der Wissenschaftler und Erzieher nicht bestehen kann — in der Abgeschlossenheit, in der Stille der Natur und vor allem in seinem großen, von ihm selbst angelegten und mit

jedem einzelnen Baum und Strauch bepflanzten Garten suchte und fand. Damit ist die Grundlage seines Wesens gekennzeichnet. Noch ein Charakterzug war ihm eigen, welcher von manchem kaum erkannt wurde. Sterley war ein absolut verschwiegener hilfsbereiter Kamerad, der, ohne ein „Kirchgänger“ zu sein, nie anders handeln konnte, als es die höchsten sittlichen Gesetze von uns verlangen. So war er imstande, auch in schweren Stunden, die in keines Menschen Leben fehlen, ohne ein lautes Wort zu bestehen. Wer erlebt hat, wie er mit seiner Frau zehn Jahre hindurch seine Tage in einem einzigen sonnenlosen Zimmer ohne jegliches Nebengelaß verbrachte, das im Winter, trotz heißen Ofens, oft nicht über zehn Grad Wärme erreichte, wie er seinen Lebensunterhalt in schwerer Zeit als Holzhacker verdiente und seine Würde bewahrte, wie kein Wort der Klage über seine Lippen kam, der erst konnte seinen ganzen inneren Wert erkennen.

Seine Gattin und seine Kinder haben ihn über alles geliebt. Sie wußten, wer und was er ihnen war. Wir aber legen ihm in Gedanken einen grünen Zweig auf sein frisches Grab und danken ihm von ganzem Herzen für alles, was er dem Gymnasium Carolinum und uns gewesen ist.

G. H. Piehler

Verschiedenes

Am Sonntag, 5. Mai 1968, während des Kreiskirchentages, wurde die renovierte Stadtkirche in Neustrelitz eingeweiht und zugleich das Gedächtnis des 200jährigen Bestehens begangen. Den Schluß bildete eine festliche Aufführung des „Messias“ von Händel unter der Leitung von Kirchenmusikdirektor Hans Borlich. — Der bisherige Landessuperintendent Dr. Gerhard Bosinski ist nach Berlin berufen und verabschiedete sich von der Gemeinde am darauffolgenden Sonntag. — Otto Miehler, Dozent an der Hochschule für Musik in München, schuf schon in seiner Jugend eine Messe (Missa Dominicalis für Chor und Orgel), die seinerzeit im Dom zu München aufgeführt wurde. Später hat er sie orchestriert. Die Uraufführung davon durch den Münchener Domchor fand 1931 unter Leitung von Domkapellmeister Monsignore Ludwig Barberich statt. Von Miehler stammt auch eine „Marienkantate“ für Solosopran, Frauenchor und Orchester.



Werner Rust mit Frau
am 84. Geburtstag



Lehrer und Schüler nach fast 50 Jahren wieder vereint! Studienrat i. R. Joh. Köhler, Baden-Baden, Dr. med. Friedrich Rosenthal, Beverly Hills/Californien.



Der Zollrat und niederdeutsche Dichter Max Götze, Sohn des Ersten Staatsanwalts Götze in Neustrelitz, geb. 6. 6. 1868 in Burg Stargard, gest. 26. 9. 1926 in Rostock (vgl. „De Möllenstrat).

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes (Jubiläumsnummer 50)

Die Glocken von Sankt Elisabeth in Marburg (Dr. Edmund Schroeder)

Lübtheen in historischer Sicht (Dr. Johannes Overbeck)

Joachim Slüter. Ein niederdeutscher Reformator 1490—1532 (Dr. Gerhard Bosinski)

Der Herausgeber hat sich nach wiederholter Bitte aus dem Kreis der Caroliner entschlossen, jährlich drei Hefte herauszubringen. Zum ersten Mal erscheint daher ein reguläres Septemberheft. Der Umfang der Einzelhefte wird etwas verringert. Der Beitrag ändert sich nicht. — Wer bei der überraschenden Herausgabe von Nr. 50 helfen will, spende unter der Bezeichnung „Nur für das Jubiläumsheft“.

Beitrag

Für Caroliner beträgt der Mindestbeitrag monatlich 2,— DM, für Freunde (Ring der Freunde) jährlich 16,— DM. Kostenlose Lieferung und Zustellung der Zeitschrift ist einbegriffen. Einzelheft 12,— DM.

Redaktionsschluß für Heft 50 am 10. August 1968

Wir erbitten alle Beiträge in Maschinschrift, einseitig beschrieben, Zeilenabstand 1½ Postscheckkonto: Walter Blank, 23 Kiel 1, Graf-Spee-Straße 40, Hamburg 21 80 06 für Carolinum

Wie immer liegt eine Zahlkarte, auch für Säumige und Spenden, bei und diesmal noch eine Quartier-Bestellkarte.